This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Italienische Novellisten

Novellen

166. d. 605.

Einige Urtheile der Presse über Heyse's Italienische Novellisten.

Paul Heyse, der Meister der deutschen Novelle, hat sich eine Aufgabe gestellt, die ihm viele Anerkennung und der Literatur schöne Gaben bringen wird. Seine Idee, italienische Novellen ins Deutsche zu übertragen, war eine entschieden glückliche, das beweisen die vorliegenden Proben. Wer wäre auch geeigneter zur Durchführung dieser Arbeit, wessen Wahl könnte competenter sein, als die Heyse's, der durch seine Fähigkeit zarter Detailschilderung, feinster Empfindungsmalerei und Gefühlstechnik prädestinirt war, die wirkungsvollen Eigenthümlichkeiten fremder Dichtung zu erkennen! „Ein Engelsherz" ist ein vorzüglicher Anfang. Die Novelle gehört in Eine Reihe mit den besten deutschen — der Einfachheit der Handlung und der musterhaften Ciselirung der Figuren nach. Dazu strahlt über dem Ganzen die belebende, wärmere Sonne des Südens, durch grellere Lichter und dunklere Schatten den Gestalten und Bildern plastische Lebenswahrheit verleihend. Jeder Leser wird mit uns den poetischen eigenartigen Reiz dieser Lectüre empfinden.

Neue Freie Presse.

Der Roman „Ein Engelsherz" debütirt in glücklichster Weise auf der uns neu eröffneten Bühne. Das Erstlingswerk eines früh verstorbenen italienischen Dichters, durch den Herausgeber der drohenden Vergessenheit entrissen, charakterisirt sich durch Klarheit, Reichthum und glückliche Gliederung der Komposition, durch Schärfe und Reiz der Charakteristik, sichere Menschenkenntniß und vollendete Beherrschung aller Kunstmittel als die Schöpfung eines Dichters von Gottes Gnaden. „Nur ein geborner Erzähler — sagt Heyse — konnte sich in seinem ersten größeren Versuche als ein so ausgezeichneter Meister zeigen."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Im geeinigten Italien sind nicht bloß Handel und Wandel im Aufschwunge begriffen; auch in die erzählende Dichtung kommt wieder ein neuer Zug. Der feinste Kenner der italienischen Lyrik und Novellistik, Paul Heyse, der schon so viel zur Vermittlung und Verständigung unseres Volkes mit dem italienischen auf diesem Gebiete geleistet hat, ist in der Herausgabe einer Sammlung „italienischer Novellisten des 19. Jahrhunderts" begriffen, von der uns zwei vorliegen und uns in der Ausstattung beweisen, daß der Verleger Fr. Wilh. Grunow in Leipzig auf Leser von Geschmack rechnet. Dem ersten Bande, der eine von O. Borchers besorgte Uebertragung von Ippolito Nievo's Roman: „L'angelo di bontà" (ein Engelsherz) bringt, hat Paul Heyse eine Charakteristik dieses italienischen Dichters vorausgeschickt, die ein kleines Kunstwerk für sich ist und sich durch Klarheit und Wärme auszeichnet. Ippolito Nievo's Name ist in Italien fast verschollen, in Deutschland gänzlich unbekannt geblieben: um so mehr ist Heyse's Belesenheit anzuerkennen, die uns und nun auch Italien mit einem so begabten lyrischen und novellistischen, der Welt leider zu jäh am 4. März 1861 durch den Schiffbruch des Dampfers „Ercole" entrissenen Talente bekannt macht.

Kölnische Zeitung.

Das neue von Paul Heyse und dem Verleger in Angriff genommene Werk der Verbreitung der italienischen Literatur, trägt die Macht in sich, nach Innen und Außen belebend zu wirken; es beginnt unter den günstigsten Auspicien, unter kräftiger geistiger und materieller Nachhülfe. Es konnte ihm keine bessere Einführung werden, als durch den geschmackvollen und kenntnißreichen Paul Heyse, der für uns als liebenswürdigster und anregester Dichter gilt, dessen feiner Sinn sich dadurch bestärkte, daß er mit Empfänglichkeit die Spuren des Schönen überall verfolgte und die gesammelten Früchte zu schöner eigener und allgemeiner Verwerthung nach Hause trug.

Der zweite Band der „Italienischen Novellisten enthält den Roman „Val d'Olivi" (das Oliventhal) von Anton Giulio Barrili. In's Deutsche übertragen von Carl Reißner. Paul Heyse schenkt dem Buche keine einführende Betrachtung; er läßt den Dichter für sich selbst eintreten und dieser thut es zu seinem Vortheil. Er ist ein liebenswürdiger, feiner, gemüthvoller Mann, der eine genaue Lebens- und Menschenkenntniß in elegantester Form, und in elegant und zierlich gefaßten Gedanken vorträgt, mit der schönen Reserve und heiteren, vornehmen Natürlichkeit der Leute aus der hohen und gebildeten italienischen Gesellschaft, welche in den Spalten des Romans sich ergeht. Die schöne Bläue des Südens spannt sich über den Vorgängen und Menschen aus, die Gestalten tragen alle den Charakter des graziösen und leicht erregbaren Volkes hinter den Alpen; sie verlieren die Anmuth nicht in der leidenschaftlichen Erregung, das Feuer ihres Wesens lodert und sengt freilich intensiver, als in kälteren Regionen. . . . . .

Hamburger Nachrichten.

Gewiß wird sich dieses Unternehmen einer beifälligen Aufnahme erfreuen. Mit Vorliebe lenkt sich gerade in unseren Tagen der Blick nach dem schönen südlichen Nachbarlande, dessen Geschicke mit den unseren in so vielfache nahe Verbindung getreten sind. Beide Völker, so nahe auf einander angewiesen, zeigen sich bemüht, gegenseitig einander kennen zu lernen und so der Verbindung der Interessen das Band gegenseitigen Verständnisses und der darauf beruhenden Achtung hinzuzufügen, das schließlich noch fester binden wird, als blos momentane Berührungen in politischer Beziehung. Wodurch aber kann man tiefer in das Herz eines Volkes hineinsehen, als durch seine Literatur? Und in Italien, der Heimath der Novelle, spielt die erzählende Dichtung noch heutiges Tages eine weit bedeutsamere Rolle, als man bei oberflächlicher Kenntniß anzunehmen geneigt sein sollte. „Ein Engelsherz" ist eine Erzählung von bedeutendem historischen Hintergrunde in den Zeiten der gesunkenen Macht Venedigs und von einer Zeichnung der Charaktere, welche durch ihre Frische, Lebensfülle und Originalität die Hand des Meisters verräth. Heyse hat ein Lebensbild des früh vollendeten Dichters, der in den Kämpfen des Jahres 1859 unter Garibaldi keine geringe Rolle spielte, hinzugefügt, das Niemand ohne Antheil lesen wird. Barrili's Val d'Olivi ist ein Idyll aus der modernen Zeit, eine anziehende Herzensgeschichte mit einem sehr ergreifenden tragischen Ausgange. Beide Erzählungen, die eine ausführlichere Besprechung verdienen, als ihnen hier zu Theil werden kann, verleugnen die fremde Nationalität nirgends, aber sind so lehrreiche Darstellungen italienischen Lebens und Strebens, daß man ihnen viele Leser wünschen darf.

Weser-Zeitung.

Der Einfluß, welchen die ältere italienische Literatur auf die deutsche Dichtung übte, ist bekannt. Eine Nation nimmt jedoch nicht leicht von der anderen etwas an, ohne es ihr mit Zinsen zurückzugeben, und so sehen wir denn die neueren italienischen Novellisten getreulich dieselben Wege betreten, welche vor ihnen moderne deutsche Schriftsteller gingen. Diese Wechselwirkung mochte es wohl zunächst sein, welche den beliebten deutschen Novellisten Paul Heyse bestimmte, eine Reihe italienischer Novellisten herauszugeben, von welchen uns Band I bis inclusive IV, ein „Engelsherz" von Ippolito Nievo, „Val d'Olivi" von Barrili und die „Erinnerungen eines Achtzigjährigen" von Ippolito Nievo vorliegen. Diese Novellen werden von Allen, welche für fremdländische Literatur sich interessiren, als eine willkommene Gabe begrüßt werden, zumal sie auch, abgesehen von ihrer literarischen Bedeutung, durch ihren künstlerischen Werth, alle Beachtung verdienen.

Wiener Konst. Vorstadt-Zeitung.

Wenn etwas geeignet ist, die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien noch inniger zu gestalten, als sie es bereits durch ein verwandtes Streben auf politischem und kirchlichem Gebiete geworden sind, so ist es das gegenwärtige Unternehmen, welches den Zweck verfolgt, uns mit den besten Erzeugnissen der italienischen Novellisten der Neuzeit bekannt zu machen. Es bedarf wohl keines besonderen Hervorhebens, daß unter der Aegide eines so feinen und geistvollen Novellisten und eines so gründlichen Kenners der modernen italienischen Belletristik, wie Paul Heyse, nur Treffliches erwartet werden darf. Diese Erwartung bestätigen denn auch die beiden ersten Bände, welche bis jetzt von dem projektirten Sammelwerke vorliegen. Jeder der beiden Bände enthält eine Novelle in ausgezeichneter deutscher Uebersetzung. Den Inhalt des ersten Bandes bildet die von O. Borchers übertragene Novelle: „Ein Engelsherz" von Ippolito Nievo, der leider allzufrüh bei einem Schiffbruche das Leben verlor. Es ist eine historische Novelle, oder, wenn man will, ein historischer Roman, der die sittliche und politische Verkommenheit Venedigs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer seinem Vorbilde, Alessandro Manzoni, ebenbürtigen Meisterschaft schildert. Die Verdorbenheit kennend, aber nicht theilend; rein und unbefleckt schreitet das „Engelsherz" mitten durch die lasterhaften Zustände, die nur die den Venetianern angeborene Gutmüthigkeit einigermaßen erträglich macht. Empfangen wir von dem historischen Colorit den Eindruck, als ob der Verfasser ein Kind der Zeit sei, die er beschreibt, so gilt von dem anscheinend etwas bedenklichen Problem, das er sich gestellt, daß er es mit eben so großer Feinheit und Grazie, wie Keuschheit gelöst hat. Paul Heyse hat der Novelle eine Biographie Nievo's und eine interessante Analyse der Eigenartigkeit seines Talents vorausgeschickt. Mit Bedauern vermissen wir ein solches orientirendes Vorwort über Anton Giulio Barrili, den Autor der Novelle des zweiten Bandes: "Val d'Olivi". Diese von Carl Reißner übersetzte Novelle schildert modernes Leben. Sie erzählt die Herzensgeschichte einer vornehmen Dame und zweier jungen Männer, die sie mit gleicher Leidenschaft lieben. Das Erwachen und Wachsen der Neigung in den drei Herzen, die Nüancirung der Leidenschaft nach den Charakteren, die Läuterung der letzteren durch die Liebe: alles dieses ist mit großer psychologischer Wahrheit und Feinheit gezeichnet. Der Verfasser verschmäht das übliche scharfe Gewirz der französischen Romanküche und seine

Novelle liefert den Beweis, daß man auch ohne dasselbe anziehend und fesselnd schreiben kann. Aus dem „Val d'Olivi" erhellt, daß die italienische Novellistik von der französischen sich zu emancipiren und auf eigenen Füßen zu stehen beginnt.

Romanzeitung.

Paul Heyse sagt in seiner Vorrede zum Engelsherz über die Hauptfigur in Nievo's Erinnerungen eines Achtzigjährigen: Hätte Nievo nichts geschaffen, als jene Pisana, die weibliche Hauptfigur seiner „Bekenntnisse", so würde er zu den Meistern ersten Ranges gezählt werden müssen. Eine Gestalt aus so widerstreitenden Elementen gemischt, liebens- und hassenswürdig, leichtsinnig und treu, stolz und anspruchslos, eitel und selbstlos, ohne sonderliche geistige Begabung und doch mit verhängnißvoller Macht über die ernsthaftesten Geister ausgestattet, aller Schwächen und heroischen Opfer ihres Geschlechtes fähig, dies Alles in jedem Augenblick nicht bloß als ein psychologisches Räthsel, sondern als lebenathmende Gestalt vor unseren Augen sich bewegend, ist eine Schöpfung des größten Dichters würdig, die Nievo's Name schon allein den unvergeßlichen zugesellen würde, wenn nicht minder glänzend, aber vollkommen ebenbürtig, so viel andere Figuren von gleich unverwüstlicher Lebenskraft sich neben diesen reizenden Dämon stellten.

Inhalt der Italienischen Novellisten

herausgegeben von

Paul Heyse.

I. Band: Ippolito Nievo, Ein Engelsherz. M. 6.

II. „ A. G. Barrili, Val d'Olivi. M. 4. 50.

III. IV. „ Ippolito Nievo, Erinnerungen eines Achtzigjährigen. 2 Bde. M. 12.

Band VI. wird enthalten: „Verborgenes Gold." (Oro nascosto) Roman von Salvatore Farina.

Italieniſche Novelliſten

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Fünfter Band.

Novellen

von

Edmondo de Amicis, Enrico Caſtelnuovo,
Grazia Pierantoni-Mancini.

Ins Deutſche übertragen

von

J. Kurz. P. Doroſa. A. Dulk.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1878.

Novellen

von

Edmondo de Amicis,
Enrico Castelnuovo,
Grazia Pierantoni-Mancini.

Ins Deutsche übertragen

von

J. Kurz. P. Doroſa. A. Dulk.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1878.

Carmela.

Von

Edmondo de Amicis.

Ueberſetzt.

von

J. Kurz.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte, die hier erzählt werden soll, hat sich auf einer Insel siebzig Meilen von Sicilien zugetragen. Die Insel hat nur ein einziges Städtchen mit nicht mehr als zweitausend Einwohnern, bei welchen sich zur Zeit meiner Erzählung zwischen drei und vierhundert Deportirte befanden. Ihretwegen war auch ein Detachement von vierzig Soldaten dort stationirt, welches alle drei Monate wechselte, unter dem Commando eines Subalternoffizieres. Die Soldaten führten ein äußerst angenehmes Leben, hauptsächlich aus folgenden zwei Gründen: einmal gab es außer dem Wachtdienst in der Kaserne und den Gefängnissen, einigen Streifereien im Innern der Insel und ein wenig Exerciren nichts zu thun, und dann hatten sie den Wein zu vier Soldi die Flasche, und zwar einen ausgezeichneten. Der Offizier vollends erfreute sich der ausgedehntesten Freiheit und hatte das Vergnügen sagen zu können: Ich bin der Höchstcommandirende der ganzen Militärmacht des Landes. Er hatte zwei Fähnriche als Angestellte beim Dienst des Platzcommandos zu seiner Verfügung, hatte freie Wohnung im Centrum der Insel, den Morgen verbrachte er auf der

Jagd in den Bergen, den Nachmittag in einem kleinen Lesecabinet mit den Honoratioren des Ortes und den Abend in der Barke auf dem Meer. Er rauchte die besten Cigarren, das Stück zu zwei Centesimi, kleidete sich, wie es ihm beliebte, und lebte ohne Schererei und ohne Vorgesetzte zufrieden und vergnügt wie der Pfaffe am Ostertag. Ihn drückte nur ein Kummer, und der bestand in dem Gedanken, daß ein so glückliches Leben nicht länger dauern konnte als drei Monate.

Der Ort liegt am Meeresufer und hat einen kleinen Hafen, in welchem damals alle vierzehn Tage der Postdampfer hielt, der den Verkehr zwischen Tunis und Trapani vermittelte. Selten legten andre Fahrzeuge an; so selten, daß das Erscheinen eines solchen durch eine Glocke verkündigt wurde, und ein großer Theil der Bevölkerung zum Strand lief, wie zu einem festlichen Schauspiel.

Das Städtchen macht einen bescheidenen, aber heiteren und freundlichen Eindruck, besonders durch seine große, im Centrum gelegene Piazza, die für die Bevölkerung dasselbe ist, was der Hof für die Bewohner eines Hauses in der Stadt. Diese Piazza ist mit dem Strand verbunden durch die gerade, schmale und kaum einige Schritte lange Hauptstraße. Die Kaufläden und die öffentlichen Gebäude befinden sich alle auf der Piazza. Dort sind auch — oder waren wenigstens damals — zwei Kaffeehäuser. Das eine besuchten der Bürgermeister, die Beamten und die Honoratioren, im andern verkehrte das Volk. Das Haus, in welchem der Commandant des Detachements wohnte, lag da, wo die Piazza auf das Meer sah, und da das Terrain vom Strand aus allmählich anstieg, so konnte man von den zwei Fenstern seines Zimmers den Hafen, ein gutes

Stück des Strandes, das Meer und die fernen Berge von Sicilien überblicken.

Die Insel besteht ganz aus vulkanischen Bergen und aus großen, dichten Nadelholzwaldungen.

Vor drei Jahren hielt an einem schönen Aprilmorgen der nach Tunis bestimmte Postdampfer am Eingang des Hafens. Von seinem ersten Erscheinen an hatte man unaufhörlich die Glocke geläutet, und die ganze Bevölkerung war herbeigelaufen, darunter der Commandant des Detachements, die Soldaten, der Syndicus, der Richter, der Pfarrer, der Polizeibeamte, der Einnehmer, der Commandant des Hafens, der Wachtmeister der Carabinieri und ein junger Militärarzt, dem der Sanitätsdienst bei den Deportirten oblag. Zwei Barken näherten sich dem Schiffe und setzten zweiunddreißig Infanteriesoldaten und einen hübschen, blonden Offizier ans Land, der, nachdem er seinen Kameraden mit einem Händedruck begrüßt und den freundlichen Empfang der Behörde höflich erwiderte hatte, an der Spitze seines Pelotons durch zwei Reihen Neugieriger in den Flecken einzog. Sobald er seine Leute einquartiert hatte, kehrte er in den Kreis der Harrenden zurück, wo der Syndicus ihm dieselben der Reihe nach, in einem Tone zwischen Scherz und Ernst mit freundlicher Vertraulichkeit, die nur durch einen harmlosen Anflug von Amtswürde gedämpft war, vorstellte. Nach beendigter Ceremonie lös'te sich die Gruppe auf, und der Offizier, der sich jetzt mit seinem Kameraden allein befand, ließ sich in die für ihn bestimmte Wohnung führen. Hier packte die Ordonnanz des abziehenden Offiziers die Koffer, und die des Neuangekommenen war dem Kameraden dabei behilflich, um schneller die eigenen öffenen zu können. Eine Stunde

später war alles auf seinem Posten. Das Detachement, das zum Abzug bestimmt war, fuhr noch am selben Abend um acht Uhr ab und wurde von dem zurückgebliebenen bis zum Hafen begleitet. Gleich nach dem Abschied von seinen Kameraden zog sich unser Offizier in seine Wohnung zurück, um sich zu Bett zu legen, da er von der Reise und den Anstrengungen des Tages müde war und ein großes Bedürfniß nach Ruhe empfand, und ließ sich den Schlaf trefflich schmecken.

Zweites Kapitel.

Den folgenden Tag ging er gleich nach Sonnenaufgang aus dem Hause. Noch hatte er kaum zehn Schritte auf der Piazza gemacht, als ihn Jemand leicht an den Schößen seines Rockes zupfte. Er blieb stehen, kehrte sich um und sah zwei Schritte von sich entfernt ein Mädchen, das aufrecht und unbeweglich in der Stellung eines salutirenden Soldaten da stand. Ihre Haare waren zerzaus't, ihre Kleider in Unordnung, sie selbst aber von hoher Gestalt und zarten, schönen Formen. Sie richtete ihre großen, lebhaften schwarzen Augen fest auf das Gesicht des Offiziers und lächelte.

Was willst du? fragte jener und blickte sie verwundert und neugierig an.

Das Mädchen gab keine Antwort, sondern lächelte immer fort und hielt wie zum militärischen Gruß ihre Hand an der Stirne.

Der Offizier zuckte die Achseln und ging weiter. Nach

zehn weiteren Schritten wurde er wieder am Rocke gezupft. Er blieb stehen und wandte sich abermals um. Auch sie stand still, aufrecht und steif wie ein Soldat in Reih und Glied.

Er blickte sich um und bemerkte Jemand, der diesem Auftritt mit Lachen zusah.

Was willst du? fragte er noch einmal. Das Mädchen streckte die Hand aus, wies mit dem Zeigefinger auf ihn und sagte lächelnd:

Ich will dich.

Aha, dachte er, sie hat einen Sparren. Er zog einige Soldi aus der Tasche, reichte sie ihr und wandte sich gleichzeitig zum Gehen. Aber das Mädchen legte einen Arm vor die Brust, wie um sich vor der Hand zu schützen, die ihr das Geld bot, und rief noch einmal:

Ich will dich!

Dabei stampfte sie mit den Füßen, zerwühlte sich mit beiden Händen die Haare und stieß ein dumpfes, eintöniges Gewimmer aus, wie kleine Kinder thun, wenn sie eben zu weinen aufgehört haben. Der Offizier sah die Umstehenden an, dann das Mädchen, dann noch einmal die Umstehenden und ging weiter. Er überschritt ungehindert die ganze Piazza, als er aber an das Ende der Straße kam, die zum Hafen führt, hörte er einen leisen, leichten Schritt wie von Jemand, der auf den Zehen schleicht, und als er sich umblickte, flüsterte ihm eine gedämpfte Stimme mit sonderbarem Accent ins Ohr: Mein Schatz! — Ein Schauer durchlief ihn vom Kopf bis zu den Füßen, er drehte sich nicht um, sondern ging raschen Schrittes weiter. Aber noch einmal drang jene Stimme an sein Ohr: Mein Schatz! — Zum Teufel! rief er und

drehte sich ärgerlich gegen das Mädchen um, das sich schüchtern zurückzog, laß mich in Ruh und geh deines Wegs. Hast du verstanden? Die Mienen des Mädchens trübten sich, dann lächelte sie wieder, ging einen Schritt weiter, streckte die Hand aus, wie wenn sie den Offizier, der sogleich zurückwich, liebkosen wollte und flüsterte: Werde nicht böse, mein kleiner Lieutnant!

Geh' sag ich dir!

Du bist mein Schatz.

Geh, oder ich rufe die Soldaten und lasse dich einsperren! Bei diesen Worten zeigte er auf einige Soldaten, die an der Ecke standen. Das Mädchen entfernte sich langsamen Schrittes und blickte verstohlen nach dem Offizier zurück, indem sie ganz leise hauchte: Mein Schatz! —

Schade, sagte der Lieutnant zu sich selbst, als er den Weg nach dem Hafen einschlug, sie ist so hübsch.

Sie war wirklich schön; ein wunderbares Muster jener stolzen, kühnen Schönheit der Sicilianerinnen, die nicht sowohl Liebe einflößt, als vielmehr abzwingt, und zwar häufig durch einen einzigen jener langen, durchdringenden Blicke, die dir in den Tiefen der Seele zu lesen scheinen und dich desto schüchterner machen, je mehr Kühnheit sie selber ausdrücken. Sie hatte kohlschwarze Haare und Augen, eine breite, gedankenvolle Stirn, ihre Wimpern und Lippen bewegten sich rasch, ausdrucksvoll und lebendig. Ihre Stimme klang müde und heiser, und ihr Lachen hatte etwas Krampfhaftes. Nach dem Lachen blieben Mund und Augen noch eine Zeitlang geöffnet.

Drittes Kapitel.

Warum sperrt man sie nicht ein? fragte der Offizier Abends den Doctor, als er mit ihm in das Café der Honoratioren eintrat. Er hatte ihm erzählt, was ihm am Morgen begegnet war. — Und wo sollte man sie einsperren? Sie war über ein Jahr im Spital. Der Magistrat hat sie dort auf seine Kosten unterhalten, als er aber sah, daß es verlorne Zeit und weggeworfenes Geld war, ließ er sie nach Hause bringen. Es war wenig oder gar nichts zu hoffen, alle hiesigen Aerzte stimmten darin überein, jetzt ist sie wenigstens frei, wie die Luft, die Aermste, und man kann ihr das wohl lassen, da sie außer den Militärs Niemand belästigt.

Und warum gerade die Militärs?

Das ist eine eigene Sache, sehen Sie. Jeder erzählt sie auf seine Weise, besonders das Volk, das an der nackten Wahrheit nicht genug hat, sondern noch die eigene Erfindung dazu geben will. Das Wahrscheinlichste ist folgendes. Vor drei Jahren verliebte sich ein schöner junger Offizier, der, wie Sie jetzt, das Detachement befehligte, meisterhaft die Guitarre spielte und wie ein Engel sang, in das Mädchen, das dazumals, wie noch jetzt, die Schönste im ganzen Städtchen war. . . . .

Das glaube ich wohl.

Und das Mädchen, natürlich eines Theils wegen seiner schönen Stimme, denn Gesang und Musik macht die Leute hier ganz toll, dann aber wohl auch wegen des Ansehns, das er als Befehlshaber aller Truppen der Insel genoß, am meisten aber, weil er ein bildschöner Junge

war, verliebte sich auch in ihn, und wie! Eine Liebe, wie sie hier zu Land vorkommt, verstehen Sie; eine Glut, gegen die die Lava der Vulkane kalt ist! Eifersucht, Krämpfe, Rasereien, wahre Tragödienscenen. Von der ganzen Familie war nur die Mutter übrig, eine arme Frau, die nur durch ihre Augen sah und nach ihrer Pfeife tanzte; Sie können sich also diese Freiheit vorstellen. — Die Leute fingen an zu munkeln, aber es scheint, die Thatsachen haben die übrigens sehr natürlichen Vermuthungen, zu denen das Betragen des Mädchens Anlaß gab, Lügen gestraft, denn jetzt glaubt und sagt man allgemein, es sei nichts Schlimmes dabei gewesen, was freilich seltsam ist und sogar ziemlich unglaublich klingt, denn sie sollen halbe Tage lang beisammen gewesen sein. Aber solche Charaktere kommen vor, besonders hier zu Land, freilich sind sie sehr selten, aber es gibt solche heißblütige, freie Mädchen, die den ganzen Tag ihrem Liebhaber nachlaufen, scheinbar nichts von Sittsamkeit wissen und dennoch streng, fest und unüberwindlich wie Vestalinnen sind. Genug, soviel steht fest, daß der Offizier ihr die Ehe versprochen und sie ihm geglaubt und vor Freude um ein Haar den Verstand verloren hat. Es gab wirklich Tage, wo man fürchtete, sie werde verrückt. Und ich glaube es wohl. Wer kann wissen, auf welchen Grad sich die Liebe bei Mädchen von diesem Temperament steigert? Eines Tags mußte man ihr ein Mädchen, auf das sie, ich weiß nicht weßhalb, eifersüchtig geworden war, aus den Händen reißen, weil sie es sonst umgebracht oder doch übel zugerichtet hätte.

Gerade hier dem Café gegenüber hatte sie dieselbe in Gegenwart Aller angepackt, und es gab eine ernstliche

Scene. Keine Frau konnte mehr am Hause ihres Offiziers vorbeigehen und die Augen zu seinen Fenstern erheben, oder beim Begegnen sich nach ihm umsehen, ohne von ihr mit irgend einem Exceß bedroht zu werden. Endlich kam der Tag der Versetzung des Detachements, der Offizier versprach nach einigen Monaten zurückzukommen, das Mädchen glaubte ihm, er ging fort und ließ sich nicht mehr sehen. Die Arme erkrankte. Hätte sie nun während ihrer Genesung nach und nach den letzten Schimmer von Hoffnung, der ihr geblieben war, verloren, vielleicht wäre es ihr gelungen, zu vergessen; allein noch ehe sie vollkommen hergestellt war, erfuhr sie, ich weiß nicht wie, daß ihr Geliebter sich verheirathet habe. Der Schlag kam unerwartet und war schrecklich. Sie wurde wahnsinnig. Dies ist die Geschichte.

Und dann?

Dann wurde sie, wie ich Ihnen schon sagte, ins Spital nach Sicilien geschickt; von dort kehrte sie zurück und ist nun schon mehr als ein Jahr hier.

In diesem Augenblick trat ein Soldat unter die Thüre des Café's und suchte den Doctor.

Das Uebrige erzähle ich Ihnen später. Auf Wiedersehen.—

Mit diesen Worten verschwand er.

Der Offizier erhob sich, um ihn zu grüßen, und stieß dabei stark mit dem Säbel an das Tischchen. In diesem Augenblick hörte man eine Stimme auf der Piazza rufen:

Ich habe ihn gehört, ich habe ihn gehört! Er ist da drinnen. Und gleichzeitig erschien die Irrsinnige auf der Thürschwelle.

Schickt sie fort! rief der Offizier, indem er hastig aufsprang, wie von einer Feder in die Höhe geschnellt.

Das Mädchen wurde fortgeschafft.

Ich will ihn zu Hause erwarten! hörte man sie beim Weggehen sagen; — ich will meinen Offizier zu Hause erwarten!

Unter den wenigen anwesenden Gästen war einer, der die hastige Bewegung und das veränderte Gesicht des Offiziers bemerkt hatte; er flüsterte seinen Nachbarn ins Ohr: Hat sich der Herr Lieutnant am Ende gefürchtet?

Viertes Kapitel.

Carmela's Mutter bewohnte zusammen mit zwei oder drei Bauernfamilien ein Häuschen an einem Ende des Orts und lebte kümmerlich vom Weißnähen. Anfangs erhielt sie von Zeit zu Zeit etwas Geldunterstützung von den wohlhabenderen Familien des Ortes, später aber nichts mehr. Die Wohlthäter hatten eingesehen, daß ihre Hülfe ganz unnöthig sei, da das Mädchen zu Hause weder schlafen noch essen wollte, auch war es rein unmöglich sie dahin zu bringen, ein neues Kleid auch nur eine einzige Woche in gutem Zustand zu erhalten. Es ist kaum zu sagen, wie die Mutter darunter litt, und mit welch unermüdlicher Ausdauer sie täglich versuchte, etwas mit dem Mädchen anzufangen, aber immer vergeblich.

Manchmal, nach vielem Bitten, ließ sie sich ein neues Kleid anziehen, dann auf einmal riß sie es vom Leibe und zerschnitt es zu lauter Lappen. Ein anderes Mal war sie kaum von ihrer Mutter gekämmt und zurechtgemacht, da fuhr sie auch schon mit den Händen in die Haare und

hatte sie in einem Nu zerzauf't und zerrauft wie eine Furie.

Den größten Theil des Tages irrte sie auf den steilsten und einsamsten Bergen herum, gesticulirte, sprach und lachte laut mit sich selber.

Oft bemerkten sie von weitem die in jenen Gegenden streifenden Gensdarmen, wie sie kleine Thürmchen aus Steinen baute, oder unbeweglich auf einem Felsvorsprung saß, das Gesicht dem Meere zugekehrt, oder auf dem Boden lag und schlief. Wenn das Mädchen sie sah, verfolgte sie die Gensdarmen mit den Augen, bis sie verschwunden waren, ohne jedoch ihr Winken durch einen Laut oder eine Bewegung oder nur durch ein Lächeln zu beantworten.

Höchstens, wenn sie schon weit fort waren, machte sie manchmal mit beiden Händen eine Bewegung, als ob sie ein Gewehr auf sie anlegte, aber immer mit ernstem Gesicht. Ebenso betrug sie sich gegen die Soldaten, Niemand sah sie je bei ihnen stehen, noch mit ihnen schwatzen und lachen. Sie ging an ihnen vorüber, oder mitten durch sie hindurch, ohne auf ihre Bemerkungen zu antworten oder den Kopf nach ihnen zu drehen oder Jemand ins Gesicht zu sehen. Auch gab es Keinen, der es gewagt hätte, sie nur mit einem Finger anzurühren, am Kleide zu halten, oder sich eine ähnliche Kühnheit zu erlauben, denn man sagte, sie theile gewisse Ohrfeigen aus, die den Abdruck der Finger im Gesicht zurückließen.

Wo sie sich immer befinden mochte, kaum hörte sie den Klang der Trommel, so lief sie herbei. Gingen die Soldaten zum Flecken hinaus, um am Strand zu exerciren, so folgte sie ihnen. Während die Unteroffiziere commandirten und der Offizier sie aus einiger Ferne überwachte,

zog sich das Mädchen seitwärts und machte mit größtem Ernst alle Uebungen der Soldaten nach, wobei sie ein Stöckchen als Gewehr handhabte und leise die Commandoworte wiederholte. Dann warf sie plötzlich ganz unversehens den Stock weg, strich um den Offizier herum, sah und lächelte ihn verliebt an, rief ihn bei den zärtlichsten Namen, jedoch mit leiser Stimme und indem sie sich den Mund mit der Hand bedeckte, damit es die Soldaten nicht hören möchten.

War sie im Orte, so stand sie beinahe immer auf der Piazza vor dem Hause des Offiziers von Kindern umgeben, die sie durch allerlei Possen belustigte. Bald machte sie einen Cylinderhut von Papier mit breitem Rande und setzte ihn schief auf den Kopf, stützte sich auf einen dicken Stock und brummte mit näselnder Stimme, indem sie den Gang des Bürgermeisters nachahmte. Bald streute sie Papierschnitzel in die Haare, schlug die Augen nieder, preßte die Lippen zusammen, bewegte eine Hand wie um sich zu fächeln und wiegte sich hin und her, um so die wenigen Damen des Ortes, wenn sie an den Feiertagen zur Kirche gehen, zu carikiren.

Ein andermal fand sie vor dem Kasernenthor eine zerrissene weggeworfene Soldatenmütze, setzte sie auf, zog sie bis über die Ohren und versteckte ihre Haare darein. Dann ließ sie die Arme sinken, drückte sie an sich und machte mit langsamen, abgemessenen Schritten zwei oder dreimal die Runde um die Piazza, mit der Stimme die Trommeltöne nachahmend, ernsthaft, steif wie aus einem Stück, wie der ungelenkste Recrut. Was sie aber auch that, die Leute gaben nicht mehr Acht darauf. Die Kinder und hauptsächlich die Straßenjungen waren ihre einzigen Zuschauer,

die Mütter jedoch trugen Sorge, die Kinder von ihr entfernt zu halten, da sie eines Tages, ganz gegen ihre Gewohnheit und man weiß nicht aus welcher Anwandlung, eines anfaßte, einen Knaben von ungefähr acht Jahren, den hübschesten ihrer Zuschauer, und ihn so leidenschaftlich auf Hals und Gesicht küßte, daß er erschreckt zu weinen und zu schreien anfing, aus Furcht, sie möchte ihn ersticken. Manchmal, obwohl selten, ging sie in eine Kirche, kniete nieder, faltete die Hände wie die Anderen und murmelte unverständliche Worte, allein nach wenigen Augenblicken fing sie an zu lachen, nahm verschiedene Stellungen an, machte sonderbare, unschickliche Geberden, so daß der Kirchendiener sie beim Arme nahm und hinausführen mußte.

Sie hatte eine schöne Stimme, und als sie noch bei Vernunft war, sang sie gut. Doch seit sie den Verstand verloren hatte, trällerte sie nur ganz zusammenhangslos und eintönig vor sich hin, gewöhnlich, wenn sie auf der Schwelle ihres Hauses oder am Fuß der Treppe des Lieutnants saß, wobei sie indische Feigen naschte, was eigentlich ihre einzige Nahrung war.

Zuweilen hatte sie ihre melancholischen Stunden, in welchen sie mit Niemand sprach noch lachte, nicht einmal mit den Kindern; sie saß dann zusammengekauert wie ein Hund vor der Hausthüre, den Kopf in die Schürze gewickelt oder das Gesicht mit einem Taschentuch bedeckt, ohne sich aus ihrer Lage durch irgend ein Geräusch in ihrer Nähe aufstören zu lassen, ihre Mutter konnte sie wiederholt vergebens beim Namen rufen. Dies kam jedoch nur selten vor, denn meist war sie lustig-aufgelegt.

Den Soldaten schenkte sie, wie gesagt, keine Aufmerk-

samkeit, sie sah sie nicht einmal an, alle ihre Zärtlichkeit bewahrte sie für die Offiziere. Jedoch theilte sie sie nicht gleichmäßig aus. Nach ihrer Rückkehr vom Spital hatte das Detachement sechs oder achtmal gewechselt, und es waren Offiziere jeden Alters, sehr verschieden an Aussehen und Gemüthsart, gekommen. Man bemerkte jedoch, daß sie eine viel größere Sympathie für die Jüngeren zeigte und selbst wegen weniger Jahre einen Unterschied machte; auch konnte sie sehr gut die schönen von den minder hübschen unterscheiden, obschon alle „ihr Liebster" und „ihr Schatz" waren.

Gegen einen gewissen Lieutnant in den Vierzigen, der gleich anfangs kam und ganz Nase und Bauch war, mit einer Stentor-Stimme und einem Basiliskenblick, war sie nie freundlich gewesen.

Als sie sich das erste Mal sahen, flüsterte sie ihm einige zärtliche Worte zu; allein Jener, ungeduldig darüber, antwortete grob und gab ihr durch eine drohende Gebärde zu verstehen, daß es besser wäre, dies ein für allemal zu unterlassen. Sie gab es auf; wo sie ihm jedoch begegnete, ging sie ihm nach und verbrachte viele Abendstunden am Fuße seiner Treppe. Er mochte aus- oder eingehen, sie sprach nie zu ihm, allein sie ging auch nicht von dort weg. So benahm sie sich auch gegen zwei oder drei andere Offiziere, die nach jenem kamen und an Temperament, Aussehen und Manieren wenig von ihm verschieden waren. Allein es kamen auch viel jüngere, hübschere und liebenswürdigere Offiziere, und wäre sie nicht schon närrisch gewesen, so könnte man sagen, diese hätten ihr den Kopf verdreht. Einer von ihnen hatte sich vorgesetzt, das Mädchen zu heilen, indem er sie glauben machte, er liebe

sie wirklich. Allein da er die Sache leicht genommen, so langweilte es ihn schon nach ein paar Probetagen, und er ließ sie laufen. Ein Anderer, der weniger philanthropisch, aber dafür materieller war, hatte sich gefragt, ob es denn immer nothwendig sei, daß ein schönes Mädchen den Kopf auf dem rechten Fleck habe? — und da er sich diese Frage verneinte, versuchte er Carmela zu überzeugen, daß bei der Liebe der Kopf ganz überflüssig sei; allein merkwürdiger Weise stieß er auf einen ganz unerwarteten hartnäckigen Widerstand. Sie sagte kein bestimmtes rundes Nein, da sie vielleicht selbst nicht klar sein mochte, was man von ihr wollte; allein bei jeder Bewegung, bei jeder Geberde, wie soll ich mich ausdrücken — bei jeder entschiedenen Annäherung zog sie instinktmäßig eine Hand nach der andern zurück, lös'te die Arme, kreuzte sie über der Brust und kauerte sich zusammen, wobei sie sonderbar lachte, wie Kinder zu lachen pflegen, wenn sie glauben, man habe sie zum Besten, ohne jedoch zu verstehen, wieso, und deßhalb lachen, um zu thun, als hätten sie verstanden, gerade um so dahinter zu kommen. In solchen Momenten aber belebten sich ihre Züge, ihre Augen blitzten, und sie schien nicht mehr wahnsinnig, sie war wunderschön und jene Zurückhaltung und Sprödigkeit gab ihren Bewegungen und ihrer ganzen Erscheinung eine Ruhe und Freiheit, welche die prachtvolle Schönheit ihrer Formen noch mehr hervortreten ließ. Kurz und gut, die Wenigen, welche diese Versuche machten, überzeugten sich, daß es ein verlornes Unternehmen sei. Man erzählte mir, daß eine Dame, welcher der Doctor seine vergeblichen Versuche mittheilte, gesagt habe: Frauen, bei denen die Tugend im Kopf, im Gewissen, im Herzen oder Gott weiß wo sitzt, habe ich

viele gesehen, aber Frauen, wie diese, bei denen sie im Blute liegt, gestehe ich noch nie getroffen zu haben. Manche behaupteten, sie sehe in jedem Offizier, der ihr gefiel, den Ihrigen, welcher sie geliebt und verlassen hatte. Vielleicht war dies aber nicht richtig, denn sonst hätte sie gewiß manchmal eine Andeutung über das Vorgefallene gemacht, was sie nie that. Häufig wurde sie über diesen Punkt befragt, allein sie gab nie ein Zeichen, daß sie es verstanden oder, daß sie sich an etwas erinnere; sie hörte aufmerksam zu und lachte dann.

Ging ein Detachement fort, so begleitete sie es bis an den Hafen; wenn das Schiff abfuhr, so grüßte sie noch mit dem Taschentuch, allein sie weinte nicht und zeigte auch sonst keinen Schmerz. Sie ging und machte sogleich dem neuen Offizier ihre Liebeserklärungen, und der Zuletztgekommene schien ihr immer am besten zu gefallen.

Fünftes Kapitel.

Der Doctor kam bald zurück und erzählte dies Alles dem Offizier. Dieser rief beim Abschiednehmen noch einmal: Schade, sie ist so hübsch! Gewiß, sagte der Doctor; und welch stolzen und edlen Charakter muß sie haben! Der Offizier ging. Es war schon spät, und man sah keinen Menschen auf der Piazza. Seine Wohnung lag auf der andern Seite dem Café gegenüber.

Ob sie wohl da sein wird? dachte er seufzend; er blickte schärfer um sich, streckte den Hals vor und bog den Kopf nach rechts und links, um zu sehen, ob Niemand vor seiner Thüre sitze. Umsonst; es war stockfinster. So ging er

vorwärts, doch immer langsamer, manchmal blieb er stehen, dann ging er wieder im Zickzack, wobei er immer um sich sah.

Wenn ich wüßte, daß ein Straßenräuber mit dem Messer in der Hand auf mich wartete, ich glaube, ich ginge ihm leichter und schneller entgegen, sagte er zu sich selbst, indem er entschlossen noch einige Schritte machte.

Ah, da ist sie! — Er hatte sie bemerkt, sie saß auf einer Stufe vor der Thüre, allein es war so finster, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. — Was machst du hier? fragte er beim Näherkommen. Sie antwortete nicht sogleich, stand aber auf und stellte sich ihm gerade gegenüber, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte mit weicher Stimme und einem Ausdruck, als wäre sie ganz bei Verstande: Ich erwartete dich, — ich habe geschlafen. Und warum hast du auf mich gewartet? fragte der Offizier weiter, indem er ihre beiden Hände von seiner Schulter löf'te, die sie sogleich um seine Arme gelegt hatte.

Weil ich bei dir bleiben will, antwortete sie. — Welche Stimme! dachte er; man könnte glauben, sie sei vernünftig. — Er zog ein Zündholz aus der Tasche, zündete es an und näherte es Carmela's Gesicht, um ihr in die Augen zu sehen. Die Müdigkeit — denn sie war den ganzen Tag herumgelaufen — und der kurze Schlaf, von dem sie gerade erwacht war, hatten ihren Zügen jene unruhige, krampfhafte Lebhaftigkeit genommen und sie mit Mattigkeit und Melancholie übergossen; sie sah wirklich entzückend schön aus und durchaus nicht irrsinnig. Ach, mein Liebster! — rief Carmela, sobald sie das Gesicht des Lieutnants beleuchtet sah, streckte die Arme nach ihm aus und versuchte ihn mit dem Daumen und Zeigefinger beim Kinn

zu fassen. Er fasste sie bei einem Arme, sie ergriff aber den seinigen mit der andern Hand, heftete ihren Mund auf seine Hand, küßte sie und biß ihn. Der Offizier machte sich von ihr los, stürzte in das Haus und schloß die Thüre hinter sich zu. Schatz! — rief Carmela noch einmal und setzte sich dann ohne ein Wort weiter zu sagen auf die Treppe, kreuzte die Arme über die Kniee und beugte das Haupt auf die eine Seite. In dieser Stellung schlief sie bald ein.

Kaum war der Offizier in das Haus getreten und hatte Licht angezündet, so betrachtete er seine rechte Hand und sah dort den leichten Abdruck von acht Zähnchen, in welchem noch die Feuchtigkeit jenes zuckenden Mundes glänzte. Was das für eine Liebeswuth ist! sagte er laut zu sich selbst, zündete sich eine Cigarre an und ging im Zimmer auf und ab, indem er sich die Stundeneintheilung für sein kleines Detachement überlegte. Ich will morgen daran denken, sagte er plötzlich, und seine Gedanken nahmen einen andern Weg. Er setzte sich, öffnete ein Buch, las einige Seiten, ging wieder auf und ab, griff aufs Neue zu dem Buch und entschloß sich endlich zu Bett zu gehen. Er hatte sich schon beinah ausgezogen, als ihm ein Gedanke kam; er stand einen Augenblick still, lief ans Fenster und wollte es öffnen, zog aber die Hand wieder zurück, zuckte die Achseln und legte sich schlafen.

Den folgenden Morgen in der Frühe trat seine Ordonnanz auf den Zehen herein und wunderte sich, ihn schon wach zu finden, da es doch nicht seine Gewohnheit war, von selbst aufzuwachen. Er sagte lachend zu ihm: Da unten an der Thür sitzt die Närrin ....

Was thut sie?

Nichts; sie sagt, sie warte auf den Herrn Lieutnant.

Der Offizier zwang sich zu einem Lächeln, sah dem Soldaten zu, wie er ihm die Kleider reinigte, und sagte zu sich selbst: Heute Morgen arbeitet er aber mit Dampfkraft. — Als er angekleidet war, fragte er den Burschen, ob das Mädchen noch da sei. Der Soldat öffnete das Fenster und bejahte es. Was thut sie? — Sie spielt mit den Steinen. — Sieht sie herauf? — Nein. — Ist sie vor der Thür, oder auf der Seite? — Auf der Seite. — Also kann ich ihr ausweichen. Er stieg hinunter, aber das Gerassel des Säbels verrieth ihn.

Guten Morgen, guten Morgen! rief das Mädchen und ging ihm auf der Treppe entgegen. Als er ihr nahe kam, kniete sie vor ihm nieder, zog ein Tuch heraus, hielt ihm mit der andern Hand den Fuß und putzte ihm in großer Eile den Stiefel, indem sie murmelte: Warte noch einen Augenblick, nur noch ein wenig Geduld, mein Lieber, nur noch einen Augenblick, so, jetzt ist es gut.

Carmela! rief der Officier mit strengem Ton und versuchte vergebens seinen Fuß aus ihrer kleinen Hand loszumachen, — Carmela!

Als er frei war, eilte er schnell weiter. Gibt es denn kein Mittel, sie wieder zur Vernunft zu bringen? fragte er kurz darauf den Doctor. Vielleicht, gab jener zur Antwort: „Mit Geduld und Zeit kommt man weit."

Sechstes Kapitel.

Nach Verlauf eines Monats waren der Doctor und der Lieutnant innig befreundet. Die Aehnlichkeit ihrer Naturen, das gleiche Alter und mehr vielleicht noch der

Umstand, daß sie den ganzen Tag zusammen verbrachten, in einem Lande, wo es beinah gar keine andern jungen Leute ihres Standes gab, machte, daß sie sich bald kannten und liebten wie alte Freunde. Im Laufe dieses Monats hatte aber einer von ihnen, der Offizier, seine Gewohnheiten auf merkwürdige Weise geändert. In den ersten Tagen hatte er sich von Neapel große Folianten kommen lassen und mehrere Wochen hindurch jeden Abend darin geblättert, sich Auszüge gemacht, und lange ernste Besprechungen mit dem Doctor darüber gepflogen, die er immer mit der Bemerkung schloß: Ich glaube, daß in diesem Fall die Aerzte wenig oder nichts thun können. — Wir wollen sehen, was du ausrichtest, antwortete der Doctor, und mit diesen Worten schieden sie, um am folgenden Tag ihre Discussion wieder aufzunehmen.

Eines Tages ließ der Offizier, nach einigen an den Syndicus gestellten Fragen, den einzigen Schneider des Ortes rufen. Dann begab er sich in den Laden des einzigen Hutmachers und in den des einzigen Kaufmanns, und einen Tag später ging er ganz in russische Leinwand gekleidet, mit einem großen Strohhut und einer blauen Kravatte am Strande spazieren. Als ihm der Doctor am selben Abend begegnete, fragte er ihn: Nun? — Nichts! — Nicht einmal ein Zeichen? — Gar nichts. — Thut nichts! Nur fortgemacht! — O zweifle nicht!

Der Steuereinnehmer des Ländchens war viele Jahre lang Sänger gewesen und spielte mehrere Instrumente.

Eines Tages besuchte ihn der Offizier und sagte ihm ohne weitere Einleitung: Bitte, lehren Sie mich Guitarre spielen. — Schon am selben Tag begann der Einnehmer seine Lectionen bei dem Lieutnant, Morgens und Abends.

Er lernte vortrefflich und konnte schon bald seinen Lehrer beim Gesang begleiten.

Sie müssen eine schöne Stimme haben, sagte dieser eines Tags. Und er hatte in der That eine hübsche Stimme. So nahm er denn auch Singunterricht, und nach Verlauf eines Monats sang er die sicilianischen Lieder so fein und anmuthig zur Guitarre, daß es eine Lust war, ihn zu hören.

Wir hatten früher einen Offizier hier, der auch so schön spielte, sagte ihm öfters der Einnehmer, besonders hatte er ein Liedchen, setzte er eines Tages hinzu, das er immer sang, ein Liedchen .... warten Sie, o er sang es herrlich! Es fing an ... er hatte es selbst gemacht, müssen Sie wissen; es fing so an:

Carmela, dir zu Füßen,
Das Aug' in deinen Augen,
Indeß vom Mund dem süßen
Die Lippen Küsse saugen,
Bring' ich die Tage hin.

Und schlägt die letzte Stunde,
So sterb' ich fest umschlungen,
Das Haupt an deinem Munde,
Wie 'n Kind in Schlaf gesungen
Im Schooß der Wärterin.

Sagen Sie es mir noch einmal! — Der Einnehmer wiederholte es, — Singen Sie es mir vor! — Und er sang es.

Nachdem er eines Tages lange mit dem Tabakkrämer, dessen Laden neben seinem Hause war, gesprochen hatte,

ging er zum Wachtmeister der Carabinieri. — Wachtmeister, sagte er zu ihm, man hat mir gesagt, Sie seien ein trefflicher Fechter.

Ich? O du mein Gott, ich habe schon zwei Jahre den Säbel nicht mehr in die Hand genommen. — Wollen wir dann und wann ein paar Gänge mit einander machen? — Herzlich gern! — Dann wollen wir die Stunde bestimmen. — Die Stunde wurde bestimmt. Und von diesem Tage an hörten die Leute, die über die Piazza gingen, jeden Morgen ein lautes Säbelklirren, Stampfen, Keuchen und Lärmen im Hause des Lieutnants. Er übte sich mit dem Wachtmeister in der Fechtkunst. Dieses Experiment hättest du dir ersparen können, sagte eines Tages der Doctor zu ihm; hast du etwas an ihr bemerkt? — Nichts, ich hielt es aber für gut, auch dies zu versuchen. Es wurde mir gesagt, daß er jeden Morgen mit dem Wachtmeister gefochten habe, gerade zu derselben Stunde, und daß sie, da sie nicht zusehen mochte, auf die Piazza hinuntergegangen sei. — O lieber Freund, all das ist umsonst. Da bedarf es stärckerer Mittel.

Siebentes Kapitel.

Anderthalb Monate waren seit der Ankunft des neuen Detachements vergangen. Eines Nachts stand der Lieutnant an einem Tischchen in seiner Wohnung dem Doctor gegenüber, und mit der Federspitze in dem Lichte, das vor ihm stand, stochernd, sagte er: Wie soll das enden? Ich werde noch selbst verrückt, soweit wird es kommen. Sieh, ich schäme mich vor mir selbst. Es gibt Augenblicke, wo

ich mir einbilde, daß mir Alle ins Gesicht lachen müßten. — Weßwegen? antwortete der Andere, um Zeit zur Antwort zu finden. Wegen meines — Eifers, wegen meines Mitleids mit diesem unglücklichen Geschöpf, wegen meiner Versuche, meiner nutzlosen Anstrengungen.

Eifer, Mitleid, — daran ist doch nichts Lächerliches. — Er sah ihm in die Augen: Sag mir die Wahrheit, du bist verliebt in Carmela.

Ich! — rief lebhaft der Offizier und sah ihn betroffen an, indem er bis an die Stirne erröthete.

Ja du, entgegnete der Doctor. Sage mir die Wahrheit, sei aufrichtig gegen mich; bin ich denn hier nicht dein einziger Freund?

Ja, lieber Freund, aber gerade weil ich aufrichtig mit dir sein will, kann ich dir nicht sagen, was nicht ist, erwiderte der Andere. Er schwieg einen Augenblick und sprach dann eilig weiter, bald wurde er blaß, bald wieder roth, er stotterte, verwirrte und widersprach sich, wie ein auf der That ertapptes Kind, das seine Unart beichten soll. Ich verliebt? Und in Carmela? In eine Verrückte? Was fällt dir ein, Freund? Wie kommst du auf einen solchen Unsinn? An dem Tage, an dem mir so etwas passirt, gebe ich dir die Erlaubniß, meinem Oberst davon zu berichten, daß man mich ins Tollhaus sperren müsse. Verliebt? Du machst mich lachen! Ich fühle Mitleid mit diesem armen Geschöpf, das ist wahr, eine warme und tiefe Theilnahme, ich weiß nicht, was ich gäbe, um sie zu retten, jedes Opfer würde ich für ihre Genesung bringen, und ihre Rettung würde mich freuen, wie wenn sie ein Glied meiner Familie wäre. . . . Das Alles ist wahr, — zum Verliebtsein aber ist es noch weithin. Ich habe sie gern,

auch das ist wahr, ja, ich habe sie sehr gern, und ich glaube, daß auch du sie gut leiden kannst, weil das Mitleid immer mit der Zuneigung Hand in Hand geht. Ich schätze sie, weil man sagt, sie sei immer ein anständiges, gutes Mädchen gewesen, weil sie ihren ersten und einzigen Geliebten wahrhaft und ehrbar geliebt hat, mit der Ueberzeugung, seine Frau zu werden, und ihm dennoch ihre Ehre nicht anvertrauen wollte, bevor sie seinen Namen trug. Das ist Tugend, mein Lieber, das ist die echte Tugend, die ich bewundern muß. Die Aermste dauert mich um so mehr, je mehr sie ein glückliches Loos verdient hätte, statt des Unglücks, das sie getroffen.

Wie wäre es möglich, sie nicht zu bemitleiden und nicht zu lieben? Der Charakter ihres Irrsinns selbst ist der Ausdruck eines guten und liebevollen Herzens. Ich habe aus ihrem Munde nie andere, als sanfte und sittsame Worte gehört; denn selbst ihr Streicheln, ihr Händeküssen, wenn es auch ein Zeichen ihrer Narrheit ist, überschreitet doch nie die Grenzen der Sittsamkeit. Hast du sie je etwas Unanständiges thun sehen? Sicherlich nicht. Und deßhalb habe ich sie gern. Das arme Mädchen, das von Allen verlassen ist und ein Leben führen muß wie ein Hund! Sag mir, ob du sie nicht selbst ein wenig lieb hast? Und ihre Schönheit — denn sie ist wirklich schön — schön wie ein Engel, das läßt sich doch nicht leugnen, — sieh ihre Augen an, den Mund, die ganze Gestalt. Die Hände, hast du je ihre Hände betrachtet? Und die Haare! Mit ihrem zerzaus'ten Kopf sieht sie aus wie eine Wilde, aber es ist ein wunderschönes Haar .... Wenn sie anders gekleidet wäre! Nun ja, diese wunderbare Schönheit erhöht mein Mitleid noch. Wenn ich sie ansehe, muß ich immer

bei mir selber sagen: Schade, schade, daß man dieses Sonnenauge nicht lieben kann! Weißt du denn nicht, daß dieses Mädchen, wenn sie bei Vernunft wäre, Jedem den Kopf verdrehen müßte? Und auch so giebt es Augenblicke ... wenn man nicht wüßte, daß sie toll ist, könnte man einen dummen Streich machen, z. B. wenn sie einem fest in die Augen sieht, dann lächelt und sagt: mein Liebster! — und Abends in der Dunkelheit, wenn man ihr Gesicht nicht sehen kann und sie nur sprechen hört, wenn sie mir mit sanftem Tone sagt, daß sie mich erwartet habe, daß sie bis zum Morgen bei mir bleiben wolle, daß ich ihr Engel sei ... was weiß ich? In diesen Augenblicken erscheint sie mir gar nicht verrückt. Ich blicke sie an, höre ihr zu, wie wenn sie vernünftig wäre und wirklich das fühlte, was sie mir sagt, und ich versichere dich, so lang die Illusion dauert, klopft mir das Herz, wie wenn ich verliebt wäre. Ich versuchte sie beim Namen zu nennen, ich weiß nicht weßhalb, aber ich bildete mir ein, sie müsse mir eine Antwort geben, die mir zeigen sollte, daß sie plötzlich genesen sei. Carmela — sagte ich. Und sie: Was willst du? — Nicht wahr, du bist nicht verrückt? — Ich verrückt? antwortete sie und blickte mich mit einem Ausdruck des Erstaunens an, daß ich hätte schwören mögen, sie sei bei klarem Bewußtsein. Carmela! — rief ich, plötzlich von süßer Hoffnung ergriffen. Sag es mir noch einmal, daß du nicht verrückt bist! — Sie sieht mich eine Zeitlang erstaunt an und bricht dann in lautes Gelächter aus: O, mein Freund, glaube mir, in solchen Augenblicken möchte ich mir den Kopf einrennen. Du weißt, wie viel ich versucht habe, um sie wieder zur Vernunft zu bringen, aber du weißt nicht Alles. Fast jeden Abend habe ich sie mir ins Haus kommen

lassen, ganze Stunden lang habe ich mit ihr gesprochen, ich habe ihr die Lieder gespielt und gesungen, die ihr Geliebter sang, ich sagte ihr, ich sei verliebt in sie, ich überhäufte sie mit Liebkosungen, ich stellte mich, als ob ich weinte und in Verzweiflung wäre, ich ließ sie mit mir treiben was sie wollte, mich küssen, umarmen, liebkosen, wie eine Mutter ihr Kind. Ich versuchte es eben so mit ihr zu machen, und in welcher Stimmung ich das that, kannst du dir denken! Ich wüßte nicht zu sagen, was ich dabei empfand, ob Schauder, Furcht, Scham, Gewissensbisse, oder alles das zusammen, aber ich kann dich versichern, daß ich zitterte und blaß wurde als ich sie küßte, wie wenn ich eine Leiche umarmte. Manchmal hatte ich die Empfindung, als ob ich ein großmüthiges Opfer brächte, ich frohlockte und netzte die Wangen, die ich küßte, mit meinen Thränen, im nächsten Augenblick war es mir, als beginge ich ein Verbrechen, ich verabscheute mich selbst. Ich habe das Unglaubliche gelitten, lieber Freund, und Alles umsonst. Und je mehr die Verzweiflung wuchs, desto heftiger und eigensinniger wüthete dieses verdammte Fieber in meinem Herzen. Bei Nacht kann ich nicht schlafen, weil ich weiß, daß sie vor meiner Thüre kauert, und gemartert von diesem Gedanken glaube ich sie jeden Augenblick an die Scheiben klopfen zu hören und in dem Fensterrahmen ihr verstörtes Gesicht und ihre unbeweglichen, ausdruckslosen Augen zu sehen. Ein anderes Mal meine ich sie auf der Treppe zu hören, dann richte ich mich im Bette auf, oder ich glaube von der Piazza her ihr heiseres Lachen zu vernehmen, und dies Gelächter legt sich mir wie eine Eishand aufs Herz, ich habe dann nicht den Muth ans Fenster zu treten und hinauszusehen. Ich versuche zu lesen, zu schreiben, aber immer mit dem

Gedanken an sie, immer bin ich traurig, unruhig, voll Angst, ich weiß nicht einmal, wovor. Dann frage ich mich, wann dieses qualvolle Leben wohl aufhören werde, und welche Spuren in meinem Herzen zurückbleiben würden, ich wage es nicht, mir diese Fragen zu beantworten, ich fürchte mich vor der Antwort, ich wühle in den Haaren ..... wie ein Verzweifelter. O mein Freund, sag mir, daß ich nicht auch verrückt werde, denn ich fürchte, daß mein Herz zerspringt und daß ich dieses Leben nicht mehr aushalte — nicht mehr aushalten kann! —

Er griff nach der Hand des Doctors, dieser rückte ihm näher und war so bewegt, daß er keine Worte finden konnte; er legte ihm beide Hände auf die Schultern, sah ihn einen Augenblick an und umarmte ihn.

Plötzlich wandte sich der Offizier aus der Umarmung des Doctors, erhob sein thränenfeuchtes Gesicht und blickte ihn lächelnd an.

Nun? fragte ihn der Andere ein wenig erschreckt.

Und wenn sie genesen würde, rief der Officier plötzlich ganz aufgeheitert, wenn sie wieder würde, wie sie einst war, wenn diese Augen für immmer den unheimlichen Glanz und den starren Blick, der etwas Erschreckendes hat, verlören, wenn jener Mund nicht mehr so grauenvoll lachte, und sie mir eines Tages vernünftig sagen würde: Ich danke dir, ich segne dich, mein Freund, du hast mich dem Leben wiedergegeben, du bist mir theuer, ich liebe dich ... und dabei weinte! ... Ja, wenn ich sie weinen sähe, wenn ich sie vernünftig reden hörte, sie immer ordentlich gekleidet und gekämmt fände, wie die andern Mädchen, wenn sie wieder in die Kirche ginge, um zu beten, wenn sie erröthen könnte und nach und nach, wie in einer zweiten

Kindheit, alle jene keuschen, sanften Gefühle, die sie verloren hat, wieder bekäme! . . Wenn ich sie Abends nicht mehr hier am Fuß meiner Treppe fände, sondern sie zu Hause bei ihrer Mutter aufsuchen müßte, bei der Arbeit, ruhig, zufrieden. — — O mein Gott! und wenn ich mir sagen könnte, daß ich es sei, der sie so verwandelt, daß ich sie neu hätte aufleben lassen, ihr alle Hoffnungen und Gefühle und sie selbst ihrer Familie und dem Glück wiedergegeben! O mein Freund, rief er und griff nach seinen Händen, indem er ihn fest anblickte, ich würde mir wie ein Gott vorkommen, mir wäre, als hätte ich selbst etwas geschaffen, als besäße ich zwei Seelen und lebte zwei Leben, das ihre und das meine; ich würde glauben, sie sei mein Geschöpf und der Himmel habe sie für mich bestimmt, und ich würde sie zu meiner Mutter führen, als ob sie ein Engel wäre. Nein, so viel Glückseligkeit könnte ich gar nicht fassen, die Freude würde mich verrückt machen! Ach, wenn es wahr wäre, wenn es wahr wäre!

Er begrub die Stirne in seine Hände und weinte.

O mein Geliebter! hörte man plötzlich unten von der Piazza her rufen. Der Offizier sprang auf und sagte entschlossen zum Doctor: Geh!

Dieser drückte ihm die Hand und rief: Muth gefaßt! Dann entfernte er sich.

Der Lieutnant blieb eine Zeitlang unbeweglich mitten im Zimmer stehen, dann ging er ans Fenster, öffnete es, trat einen Schritt zurück und blieb einen Augenblick versunken in das Schauspiel, das sich ihm darbot, stehen. Die Luft war lau und klar, kein Windhauch wehte, es war eine zauberhafte Nacht. Unter seinen Augen lag der nie-

dere Theil der Insel ausgebreitet, die Dächer, die einsamen Wege, der Hafen, das Ufer, das so hell vom Monde beschienen war, daß man einen Menschen so deutlich, wie bei Tag hätte vorübergehn sehen können, das ruhige, spiegelglatte Meer und in weiter Ferne die Berge von Sicilien, in so bestimmten Umrissen, wie wenn sie ihm ganz nahe wären, und ringsum die tiefste Stille. — Könnte auch ich diesen süßen Frieden genießen! dachte der Offizier und ließ seine Blicke über das unermeßliche Meer schweifen — dann näherte er sich mit Herzklopfen dem Fenster und sah hinunter. Carmela saß vor der Thüre.

Carmela!

Mein Theurer!

Was thust du?

Was ich thue?.. Ich warte, du weißt es ja. Ich warte bis du mich hinaufrufst. Willst du mich diesen Abend nicht?

Ich komme und mache dir auf. — Carmela schlug vor Freude in die Hände und fing an zu tanzen. Die Thüre öffnete sich, und der Offizier erschien mit dem Lichte in der Hand. Carmela trat ein, nahm ihm das Licht aus der Hand und stieg eilig die Treppe hinauf. — Komm, komm; du Armer, murmelte sie und wandte sich, um ihm die Hand zu reichen. Gib deinem Schätzchen die Hand, mein schöner Knabe! — Sie zog ihn an der Hand weiter.

Oben ließ der Offizier sie niedersitzen und wiederholte mit der Geduld eines Heiligen alle Proben, alle Versuche aus der letzten Zeit, ersann neue, die er zu verschiedenen Malen mit immer größerer Geduld und Sorgfalt anwandte, indem er nach einander Liebe, Haß, Zorn, Schmerz und Verzweiflung heuchelte, aber immer vergebens. Sie sah und hörte

ihm aufmerksam zu, und so oft er fertig war, fragte sie ihn lachend: Was hast du? — oder sie sagte: Aermster, du dauerst mich! Sie nahm ihm dann die Hände und küßte sie mit dem Ausdruck des innigsten Mitleids.

Carmela! rief endlich der Offizier noch einmal, um einen letzten Versuch zu machen.

Was willst du?

Er machte ihr ein Zeichen, sich zu nähern. Sie trat langsam auf ihn zu, sah ihm zärtlich in die Augen, warf sich plötzlich an seine Brust, umschlang mit den Armen seinen Hals, drückte ihren Mund darauf und sagte mit erstickter Stimme: O Lieber, Lieber, Lieber . . .

Der arme Junge, der nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, schlang einen Arm um ihren Leib, und sie so haltend, kniete er allmählich nieder, sie mit ihm, endlich zog er sie, ohne daß sie es merkte, auf das Canapee bei dem Tischchen . . . Carmela sprang plötzlich auf, machte ein ernsthaftes Gesicht, es schien, als ob sie an etwas denke, dann sagte sie mit einem leichten Anflug von Verdruß:

Was thust du?

Dem Offizier ging ein Strahl von Hoffnung auf. Stumm und ängstlich blickte er sie an.

Carmela blieb einige Minuten lang in Gedanken, oder es schien doch so, dann lächelte sie eigenthümlich, wie sie bisher noch nie gelächelt hatte. Sind wir denn schon verheirathet? Dem Offizier entfuhr ein halber Schrei, er hob die Augen zum Himmel, legte den Finger auf den Mund und sann bleich und zitternd einen Augenblick auf eine Antwort.

In diesem Moment sah Carmela an die Wand, erblickte dort an einem Nagel einen Cylinderhut, brach in lautes

Gelächter aus, nahm ihn, setzte ihn auf und tanzte singend im Zimmer herum. Carmela! rief schmerzlich der Offizier. Sie machte es nur noch ärger.

Carmela! rief er von Neuem, und trat auf sie zu. Erschreckt eilte sie die Treppe hinab, nach einer Minute war sie auf der Piazza, immer noch tanzend und springend und aus vollem Halse lachend.

Der Offizier trat ans Fenster. Carmela, rief er noch einmal mit lauter Stimme, dann aber bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Achtes Kapitel.

Den folgenden Morgen ging er, nachdem er kaum aufgestanden war, zum Doctor. Als dieser ihn mit rothen Augen und verstörtem Gesicht eintreten sah, merkte er, daß er Trost und Rath bei ihm suchte, bat ihn, sich zu setzen und hielt ihm eine Predigt in aller Form. Aber der Lieutnant hörte ihm nicht zu und schien von andern Gedanken beherrscht. Auf einmal erheiterte sich sein Gesicht, er schlug sich mit der Hand an die Stirne und rief: Daß ich auch nicht schon früher daran gedacht habe! — An was? fragte der Doctor. Der Andere antwortete nicht, nahm ein Blatt Papier und eine Feder und schrieb in Hast. Als er zu Ende war, las er.

„Herr Lieutnant!

„Ich wende mich an Sie ohne Umschweife, wie es unter uns Soldaten der Brauch ist. Seit einem Monat commandire ich das Detachement von . . . ., das Sie vor drei

Jahren, in den Monaten Juli, August und September unter sich hatten. Ich lernte hier ein Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren kennen, sie heißt Carmela und ist seit zwei Jahren irrsinnig, und zwar, wie es heißt, aus Liebe zu Ihnen. Was sich mit ihr seit Ihrer Abreise von dieser Insel zugetragen, werden Sie wohl wissen, auch müssen Sie die besonderen Eigenthümlichkeiten ihres Irrsinns kennen, da, wie man mir sagte, Ihnen dies Jemand von hier aus geschrieben hat. Der unglückselige Zustand dieses Mädchens hat mir vom ersten Male an, wo ich sie sah, ein Gefühl des tiefsten Mitleids eingeflößt, ich habe Alles versucht, ihr die Vernunft wiederzugeben. Ich kleidete mich wie Sie, lernte Guitarre spielen und singen wie Sie, nahm alle Ihre Gewohnheiten an, bis ich von den Personen, die Sie kannten, erfahren konnte. Ich gab vor, sie zu lieben, sprach mit ihr von Ihnen, gab mich selbst für Sie aus, Alles umsonst.

„Sie können sich nicht vorstellen, wie schmerzlich es mir ist, immer eine Hoffnung nach der andern schwinden zu sehen. Noch ein Mittel kann versucht werden, es liegt in Ihrer Hand, versagen Sie es mir nicht, erfüllen Sie meine Bitte, Sie thun ein gutes Werk. Hören Sie! Man sagt, es sei eines der wirksamsten Mittel, die Irrsinnigen zu heilen, wenn man ihnen mit der gewissenhaftesten Genauigkeit irgend eine wichtige Begebenheit, die ihrer Krankheit voranging, vorführt, möge diese nun die directe Ursache derselben gewesen sein, oder nicht."

„Ich habe nun gedacht, wenn Carmela aufs Genauste die Scenen Ihrer Abreise vorgeführt werden würden, so könnte das vielleicht einige Wirkung hervorbringen. Ich habe verschiedene Personen im Ort befragt, doch konnte

ich nichts weiter erfahren, als daß Sie bei Nacht abreis'ten und vor Ihrer Abreise in Ihrem Hause in Gesellschaft des Syndicus, des Wachtmeisters der Carabinieri und verschiedener anderer Personen soupirt hätten. Der Einzelheiten, die bei dieser Mahlzeit vorfielen, konnten sie sich nicht mehr, oder nur unvollkommen erinnern. Ich wage Sie nun darum anzugehen, denn es ist ein gutes Werk, das Ihnen wenig kostet, mir aber Leben und Glückseligkeit wiedergeben kann. Schreiben Sie mir Alles, dessen Sie sich erinnern, über die Personen, das Gespräch, die Begebenheiten, und vor Allem sagen Sie mir die Stunde und die Minute, in der die Hauptsachen stattfanden, erzählen Sie mir Alles ausführlich und in der richtigen Zeitfolge. Erzeigen Sie mir diese große Wohlthat, um die ich Sie anflehe, ich werde Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein. Ich füge nichts weiter hinzu, ich verlasse mich auf die Großmuth Ihres Herzens. Ich drücke Ihnen die Hand als guter Kamerad und sage Ihnen Lebewohl."

Was hältst du davon?

Ein prächtiger Gedanke, erwiderte der Doctor, der mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte. Weißt du, wie er heißt? Sein Regiment und die Garnison? — Der Syndicus weiß das alles. — Und glaubst du, daß er dir antworten wird? — Ich glaube es. —

Er antwortete; er schrieb einen Brief von acht Seiten, der alle Einzelheiten in Betreff der Personen, der Unterhaltung etc. enthielt. Aber kein Wort, keine Anspielung auf seine frühere Liebe, keine Silbe die sich auf etwas Anderes bezog, als auf das Abendessen und seine Abreise; es war nur eine Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen, nicht ein Wort des Mitleids für Carmela. Dennoch konnte

man diesem nackten, kalten Brief entnehmen, daß er ihn unter dem Druck des Gewissens geschrieben. Wenn das nicht gewesen wäre, so hätte er wenigstens Theilnahme und Reue geheuchelt, er hätte ihn wenigstens mit einem „ich hoffe" beschlossen. Doch nichts von dem Allen. „Eine Stunde nach Mitternacht ging das Dampfschiff ab. Ich grüße Sie" — Und dann die Unterschrift.

Neuntes Kapitel.

Jetzt begreife ich, rief der Doctor, nachdem sein Freund den Brief zu Ende gelesen, weßhalb keine der vielen Personen, die bei diesem Abendessen zugegen waren, im Stande war, dir die Einzelheiten zu erzählen.

Denselben Tag noch trafen sie ihre Vorbereitungen, um den großen Versuch zu machen. Sie gingen Beide zum Syndicus, zum Richter, zum Einnehmer und zum Wachtmeister und allen Andern, mit denen sie jetzt auf das Intimste standen. Der Doctor machte ihnen mit den Argumenten der Wissenschaft, der Andere mit denen des Herzens durch langes Reden und Demonstriren begreiflich, um was es sich handle, sie versicherten sich ihres Beistands und theilten Jedem seine Rolle zu.

Gott sei Dank, rief der Offizier, als sie aus dem Hause des Einnehmers traten, wo sie den letzten Besuch gemacht hatten: die Hauptsache ist jetzt gethan. — Sie ließen nun die Mutter Carmela's holen, die die Sache weit schneller begriff, als der Syndicus und die andern Herren, die zwar alle gute Leute, aber ein bischen schwer von Begriff waren,

besonders in einer derartigen Angelegenheit. Carmela fühlte sich seit einigen Tagen unwohl und blieb deßhalb immer zu Hause, der Offizier und der Doctor suchten sie dort auf. Sie saß vor der Thüre auf der Erde mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Als sie sie erblickte, stand sie auf und ging etwas weniger hastig, als gewöhnlich, auf den Lieutnant zu, umarmte ihn wie immer und murmelte mit schwacher Stimme die bekannten Worte.

Carmela! sagte der Lieutnant, wir haben dir eine Nachricht zu bringen.

Eine Nachricht, eine Nachricht, eine Nachricht . . . wiederholte Carmela mit sanfter Stimme und fuhr dreimal mit ihrer Handfläche über die Wange des Offiziers.

Morgen reise ich ab.

Morgen reise ich ab?

Ich, ich reise ab. Ich gehe von hier fort. Mit all meinen Soldaten gehe ich fort. Ich besteige das Schiff, und das Schiff trägt mich weit, weit fort.

Er streckte einen Arm aus, um eine große Entfernung zu bezeichnen.

Weit fort, sagte sie leise und blickte nach der Richtung, die der Offizier bezeichnete. Es schien, als denke sie einen Augenblick nach, und setzte dann mit ganz verändertem Tone und gleichsam in die Luft redend hinzu: Das Dampfschiff . . . das raucht —

Und noch einmal machte sie Miene, den Offizier zu umarmen, indem sie ihm die gewohnten Namen zurief.

Wieder umsonst! dachte kopfschüttelnd der Lieutnant.

Man muß es ihr öfter sagen, flüsterte ihm der Doctor zu. Warten wir bis später.

Sie entfernten sich, nachdem sie Carmela in ernstem Tone verboten, ihnen zu folgen.

Das Souper wurde auf den folgenden Abend angeordnet. Carmela setzte sich wie gewöhnlich vor die Thüre des Offiziers. Er ließ sie in sein Zimmer kommen, wo die Ordonnanz auf seinen Befehl Alles drunter und drüber geworfen hatte, als ob die Abreise in Wirklichkeit erfolgen sollte. Der Tisch, die Sessel, das Sopha, waren mit Wäsche und Kleidern, mit Büchern und Papieren bedeckt, und in der Mitte des Zimmers standen zwei offene Koffer, in die der Soldat die Gegenstände einpackte.

Als Carmela die Unordnung sah, machte sie eine leichte Geberde des Erstaunens und blickte den Offizier lächelnd an.

Ich packe ein für die Reise.

Carmela schaute sich noch einmal im Zimmer um, sie zog die Augenbrauen zusammen, eine Bewegung, die sie sonst nicht zu machen pflegte. Der Offizier betrachtete sie aufmerksam.

Ich reise ab, gehe weit fort von hier, mit dem Dampfschiff. —

Du gehst mit dem Dampfschiff?

Ja, — morgen Abend.

Morgen Abend, — wiederholte sie mechanisch, und da sie die Guitarre auf dem Sessel liegen sah, griff sie mit einem Finger in die Saiten und ließ sie tönen.

Ist es dir nicht leid, daß ich gehe? Thut es dir nicht weh, mich nie wieder zu sehen?

Carmela blickte ihm fest in die Augen und senkte dann den Kopf wie in Gedanken. Der Offizier sagte nichts

weiter, sondern sprach leise mit dem Soldaten und half ihm die Kleider zusammenzulegen. Das Mädchen sah ihm unbeweglich zu. Nach einer Weile näherte sich ihr der Offizier und sagte: Geh jetzt, Carmela, du bist lange genug hier gewesen, geh nach Haus. — Er ergriff sie am Arm und zog sie sanft der Thüre zu. Sie drehte sich um und schlang ihm die Arme um den Hals.

Ich will nicht. —

Und zwei oder dreimal stampfte sie mit dem Fuß auf den Boden, dann seufzte sie, umhalf'te ihn wieder, streifte mit ihrem Mund seine Wange, ohne ihn zu küssen, wie wenn sie an etwas Anderes dächte, und ging hierauf schweigend und langsam fort, ohne zu lachen, ohne sich umzusehen, mit einem Gesicht, das gar nichts ausdrückte, wie ein Zerstreuter, der zu gleicher Zeit an hundert Dinge und an nichts denkt.

Was bedeutet das? dachte der Offizier. Sollte es ein gutes Zeichen sein? Gebe es Gott, — wir wollen hoffen!

Den folgenden Tag verließ er das Haus nicht, er wollte auch Carmela nicht sehen, obgleich er wußte, daß sie wie gewöhnlich vor seiner Thüre saß. Er wandte den ganzen Nachmittag dazu an, die Probe für den Abend vorzubereiten. Seine kleine Wohnung bestand aus zwei Zimmern und einer Küche. Zwischen dem Schlafzimmer und der Eingangsthür lag das größere Zimmer, dessen Fenster wie die des andern auf die Piazza gingen. In diesem Zimmer ließ er für das Abendessen decken. Der Wirth, der sein Nachbar war, lieh ihm einen großen Eßtisch, kam selbst, um ihm die wenigen Schüsseln, deren er bedurfte, mit größtmöglichem Luxus zu bereiten, und

trug sie selbst auf, wie er es drei Jahre früher bei seinem Vorgänger gethan hatte.

Gegen neun Uhr kam zuerst der Doctor. Sie ist unten, sagte er zu seinem Freunde beim Eintreten. Sie hat sich bei mir beklagt, dich noch nicht gesehen zu haben. Ich habe sie gefragt, wie es ihr gehe, sie sah mich an und antwortete: das Dampfschiff —, lachte aber nicht dabei. Wer kann wissen, was in ihrem Kopfe vorgeht? Gott allein. Ei, das herrliche Gastmahl. . . .

Sie blickten beide nach dem Tisch, dann besprachen sie sich über die beste Art, die Komödie in Scene zu setzen, oder vielmehr das Rührstück, denn für sie war es ein solches. Als sie sich darüber geeinigt hatten, fragte der Doctor, ob auch Alle ihre Rollen gut auswendig gelernt hätten. Der Offizier antwortete, er hoffe es.

Kurz vor zehn Uhr hörte man vor der Thüre ein Getrappel vieler Füße und verworrenen Lärm vieler Stimmen. Sie sind da, sagte der Doctor und trat ans Fenster. Sie sind es wirklich.

Der Soldat ging hinab, um zu öffnen, der Doctor zündete die vier Leuchter an, die an den vier Ecken des Tisches standen.

Wie mir das Herz klopft! sagte der Offizier.

Muth, Muth! —

Da hörten sie plötzlich Carmela's Stimme. Auch ich gehe aufs Dampfschiff — und dabei klatschte sie in die Hände.

Muth! — flüsterte der Doctor dem Freunde ins Ohr; hast du gehört? Diese Idee hat Eingang bei ihr gefunden, das ist ein gutes Zeichen. Freund, hier sind die Gäste.

Die Thüre öffnete sich, und lächelnd und sich verbeugend traten der Syndicus, der Richter und die Andern, die sich im Caféhaus versammelt hatten, herein. Während der Offizier bald Diesen, bald Jenen begrüßte und ihm dankte, sagte der Doctor der Ordonnanz, die unbeweglich in einer Ecke stand, etwas ins Ohr, worauf sie verschwand. Nach einem Augenblick kehrte der Soldat, ohne daß es Jemand bemerkte, mit Carmela zurück, und beide traten, dicht an der Wand auf den Zehenspitzen schleichend, in das Nebenzimmer.

Setzen wir uns, sagte der Offizier.

Alle setzen sich, das Rücken der Sessel und jenes gedehnte selige Ah, das die Feinschmecker auszustoßen pflegen, wenn sie sich zu Tische setzen, übertönte das leichte Geräusch, das die Ordonnanz machte, um Carmela zurückzuhalten, die mit dem Rufe: Ich habe ihn schon einen ganzen Tag lang nicht gesehen! — die Thüre geöffnet hatte und auf den Offizier zustürzen wollte. Die Ordonnanz hielt sie fest, stellte einen Stuhl der Thüre gegenüber, ließ sie darauf niedersitzen und öffnete die Flügel so weit, daß sie durch einen kleinen Spalt durchsehen konnte.

Keiner der Gäste wandte sich nach dieser Seite, Niemand blickte weder jetzt noch später dorthin, auch machte Carmela kein weiteres Geräusch.

Nun begann ein verworrenes Klappern von Gabeln und Messern, ein Klirren von Gläser und Tellern, ein Geschrei und Gelächter.

Alle, ausgenommen der Doctor und der Offizier, aßen mit dem größten Appetit und tranken nach Herzenslust. Sie spendeten den Soldaten, Corporalen und Sergeanten des Detachements großes Lob wegen ihrer guten Disciplin,

ihrer Tapferkeit und Höflichkeit, dann lobten sie den ausgezeichneten Wein und die guten Speisen, sprachen von dem prachtvollen Wetter, von der zauberhaften Nacht und von der bevorstehenden Reise, die herrlich werden mußte, kamen dann auf die Politik zu reden, dann wieder auf die Soldaten und die Reise, und so fort; sie sprachen und lachten immer lauter, leerten die Gläser in immer größerer Hast, bis alle Gesichter glühten, die Augen funkelten, die Zungen schwerfällig und die Worte unzusammenhängend wurden. Ohne es selbst zu bemerken, hatte jeder seine Rolle ernst genommen und sie vortrefflich durchgeführt. Aber je mehr die Andern den Zweck ihres Hierseins vergaßen und der Munterkeit die Zügel schießen ließen, desto heftiger schlug dem Offizier das Herz, und sein Gesicht zeigte deutlich den Sturm seiner Seele. Außer dem Doctor bemerkte es jedoch Niemand, dieser sprach ihm fortwährend Muth ein und behielt Carmela im Auge. Sie saß noch immer unbeweglich da, das Gesicht an der Thürspalte. Die Ordonnanz hatte den günstigen Moment abgepaßt und sich entfernt.

Drei Soldaten traten nun ins Zimmer, jeder ergriff einen der drei Koffer, die im Winkel standen, und ging damit hinaus. Carmela verfolgte mit den Augen jede ihrer Bewegungen, bis sie draußen waren, und sah dann wieder auf den Tisch.

Der Doctor flüsterte dem Syndicus ein Wort ins Ohr.

Ein Hoch! rief dieser plötzlich und erhob sich mühsam, das Glas in der Hand; ein Hoch unserm tapfern Herr Lieutnant, der das brave Detachement der Insel commandirt und uns jetzt verläßt, und der in unserm Lande für immer

und ewig eine schöne Erinnerung zurückläßt an das brave Detachement, das dieser tapfere . . . . .

Er stockte einen Augenblick, besann sich und rief dann entschlossen: Es lebe der Herr Lieutnant, der von hier abreis't!

Alle stießen klirrend die Gläser zusammen und verschütteten den Wein auf den Tisch: Er lebe hoch! Schwerfällig fiel der Syndicus in den Sessel zurück, und man konnte vermuthen, daß er in Wahrheit betrunken war. Es wurden noch einige ähnliche Toaste ausgebracht, dann sprachen wieder Alle durcheinander von den Soldaten, der Politik, dem Wein und der Reise.

Herr Steuereinnehmer, ein Lied! rief der Doctor.

Alle Andern stimmten bei. Der Einnehmer zierte sich und ließ sich ein wenig bitten, dann lächelte er, hustete, nahm die Guitarre und sang zwei oder drei Verse, bis er von dem Gebrüll der Gäste unterbrochen wurde.

Mir her! rief nun der Offizier, und Alles schwieg. Er nahm die Guitarre, stimmte sie, stand auf, stellte sich schwankend und fing an . . . . Er war bleich, und die Hände zitterten wie im Fieber, dennoch sang er sein Lied mit einem wahrhaft bezaubernden Ausdruck.

Carmela, dir zu Füßen,
Das Aug' in deinen Augen,
Indeß vom Mund dem süßen
Die Lippen Küsse saugen,
Bring' ich die Tage hin . . . . .

Carmela horchte mit immer größerer Aufmerksamkeit und zog die Augenbrauen zusammen, wie in tiefes Nachdenken versunken.

Bravo, bravissimo, herrlich! riefen einstimmig alle Gäste, und der Offizier fuhr fort:

Und schlägt die letzte Stunde,
So sterb' ich fest umschlungen,
Das Haupt an deinem Munde,
Wie 'n Kind, in Schlaf gesungen
Im Schooß der Wärterin.

Es waren dieselben Worte, dieselbe Musik, Alles gerade so wie in jener Nacht. Bravo! herrlich! riefen wieder die Gäste. Der Offizier sank erschöpft in seinen Sessel zurück. Carmela blieb unbeweglich wie eine Statue und blickte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

Der Doctor schielte verstohlen zu ihr hinüber. Stille! rief der Lieutnant. Alle schwiegen, und durch das offene Fenster drang von der Piazza her eine heitere Musik von Flöten und Geigen und das Gesumme einer Menschenmenge. Es waren die zehn oder zwölf Musikanten des Landes, von einem großen Theil der Bevölkerung umgeben, die glaubten, das Detachement ziehe wirklich ab.

Carmela fuhr zusammen und drehte sich nach dem Fenster. Ihr Gesicht begann sich ein wenig zu beleben, und ihre großen Augen wandten sich vom Fenster nach dem Lieutnant, von diesem nach den Gästen, von den Gästen wieder zum Fenster, wie um besser die Musik zu hören und sich doch zugleich keine Bewegung dieser Menschen entgehen zu lassen.

Als die Musik aufgehört hatte, klatschte ein großer Theil der unten versammelten Menge in die Hände, gerade wie es vor drei Jahren auch geschah.

In diesem Augenblick trat hastig die Ordonnanz herein.

Herr Lieutnant, das Schiff wartet.

Der Lieutnant erhob sich und sagte laut:

Jetzt muß ich fort.

Carmela stand leise auf, sie hielt die Augen immer auf ihn gerichtet und stellte langsam den Stuhl bei Seite.

Alle Gäste erhoben sich und umringten den Lieutnant. Im selben Augenblick erschien Carmela's Mutter, sie ging ungesehen in das andere Zimmer, umarmte die Tochter und sagte liebevoll: Fasse Muth, in zwei Monaten kommt er wieder zurück. Carmela sah ihre Mutter an, entwand sich, ohne ein Wort zu sagen, ihrer Umarmung und drehte sich langsam um, die Augen fest auf den Offizier geheftet.

Alle Gäste drückten diesem die Hand und umringten ihn geräuschvoll mit Dankſagungen und Abschiedsgrüßen, er schnallte sich den Säbel an, setzte das Käppi auf und hing die Reisetasche um.

Während dies Alles geschah, hatte Carmela unbewußt die Thüre geöffnet, einen Schritt vorwärts gemacht und sah bestürzt bald auf den Offizier, bald auf die Gäste, bald auf die Ordonnanz, bald auf ihre Mutter, die neben ihr stand, sie rieb sich die Stirn mit beiden Händen, fuhr sich in die Haare, seufzte tief auf und zitterte convulsivisch am ganzen Körper.

Noch einmal erscholl die Musik von der Piazza her, ein neues Beifalljauchzen folgte.

Vorwärts! sagte entschlossen der Offizier und machte Miene hinauszugehen.

Ein lauter, verzweifelter Schrei drang aus Carmela's Bruſt. Mit einem Sprung ſtürzte ſie auf den Lieutnant zu und klammerte ſich mit übermenſchlicher Kraft um ſeinen Leib, dann küßte ſie ihn wüthend ins Geſicht, auf den Hals, auf die Bruſt, wohin es ging, ſchluchzend und ſtöhnend ſtreichelte ſie ſeine Schultern, ſeine Arme, ſein Geſicht, wie eine Mutter ihren Sohn, der ihr aus den Wellen gerettet worden, wo ſie ihn noch eben den Arm ausſtrecken und um Hilfe rufen ſah.

Nach wenigen Augenblicken fiel das arme Mädchen bewußtlos auf den Boden, mit dem Kopf zu den Füßen des Lieutnants.

Sie war gerettet.

Der Offizier warf ſich in die Arme des Doctors, die ſchon geöffnet waren, um ihn aufzufangen. Die Mutter kniete nieder, küßte ihr Kind und badete es mit ihren Thränen. Alle Anweſenden erhoben dankend den Blick und die Hände zum Himmel. Die Muſik ſpielte weiter.

Vier Monate ſpäter in einer wundervollen, taghellen Septembernacht fuhr das Dampfſchiff, das Abends von Tunis abgegangen und wie gewöhnlich im Hafen unſres keinen Fleckens gelandet war, ſchnell der ſiciliſchen Küſte zu. Die See war ſo ruhig, daß das Schiff ſich gar nicht zu bewegen ſchien. Die Paſſagiere hatten alle das Verdeck beſtiegen und betrachteten ſchweigend den reinen Himmel und das vom Mond beſchienene Meer.

Entfernt von den Andern und der Richtung des Schiffes entgegengeſetzt, lehnten ein junger Mann und eine Dame mit verſchlungenen Armen an der Bruſtwehr, die Ge-

sichter so nah zu einander geneigt, daß sie sich fast berührten. Von ferne sah man noch in ungewissem Umrisse die Insel, von der sie abgefahren waren, und nach der sie ausschauten.

Lange blieben sie unbeweglich in derselben Stellung, endlich flüsterte die junge Frau ohne aufzublicken: Und dennoch blutet mir das Herz beim Abschied von meiner armen Heimat, wo ich so viel gelitten, wo ich dich zuerst gesehen, und du mich dem Leben wiedergegeben hast. — Bei diesen Worten lehnte sie die Stirn auf die Schulter ihres Gefährten.

Wir kehren eines Tages zurück, erwiderte dieser und drehte ihr Gesicht zu sich, um ihr in die Augen zu sehen.

Und besuchen wieder dein Haus? fragte sie sanft.

Ja.

Und Abends plaudern wir an jenem Fenster, von dem du mir einst zugerufen hast?

Ja.

Und dann spielst du mir Guitarre und singst mir wieder jenes Lied?

Gewiß.

Sing es jetzt, rief Carmela begeistert, — sing es mir ganz leise!

Der Offizier näherte seinen Mund ihrem Ohr:

Carmela, dir zu Füßen,
Das Aug' in deinen Augen . . .

Carmela schlang die Arme um den Hals ihres Gatten und brach in Weinen aus.

Armes, heiliges Geschöpf, sagte dieser und drückte sie an sein Herz . . . . hier, hier an meinem Herzen auf ewig!

Ein Schauer überlief die Aermſte plötzlich, ſie blickte ſich um, ſah auf das Meer und die Inſel, dann auf ihren Gatten und rief: Es iſt alles ein Traum! .... Doch ihr Geliebter unterbrach ſie:

Nein, mein Engel, es iſt ein Erwachen.

Das Schiff zog wie vom Winde getragen weiter.

Ein Blumensträußchen.

Von

Edmondo de Amicis.

Uebersetzt

von

J. Kurz.

Wir theilen diese kleine Skizze, die auf den Namen „Novelle“ keinen Anspruch machen kann, hier mit, weil Charakter und Tendenz der Bozzetti militari, die de Amicis' Namen in Italien populär gemacht, sich deutlich darin aussprechen. Eine Reihe gemüthvoller Bilder aus dem Soldatenleben zieht in jenem Buche an uns vorüber, die alle darauf berechnet sind, den Militärstand von seiner besten, idealsten Seite zu zeigen und ihm eine wärmere Theilnahme zu gewinnen, als die übrigen Klassen der italienischen Gesellschaft ihm bisher zuzuwenden pflegten.

Der Herausgeber.

Ein Blumenſträußchen.

Geheilt! Geheilt! Sieh nur, nicht die leiſeſte Spur mehr ſichtbar! — mit dieſen Worten begrüßte mich im vergangenen Jahre, Ende Februar, ein blutjunger Offizier, den ich im Hauſe einer gemeinſamen Freundin traf, nachdem wir uns etwa vierzehn Tage lang nicht mehr geſehen hatten. Er hielt mir die Hand hin, damit ich ſie betrachten ſollte. Ich ſah ſie an, es war keine Spur zurückgeblieben.

Und der Andere? fragte ich ihn. — Es geht ihm beſſer.

Wer? Wem geht es beſſer? Wer iſt krank? unterbrach uns die Herrin des Hauſes, die unverhofft dazukam.

Ich und mein Freund ſahen uns lächelnd an. Soll ich es ſagen? fragte er mich. Ich antwortete, daß ich an ſeiner Stelle es ſagen würde.

So hören Sie denn, begann der Freund wieder und wandte ſich an die Dame.

Drei Tage vor Schluß des Karnevals ſtand ich eines Abends gegen fünf Uhr vor einem Café, um die Wagen vorbei fahren zu ſehen. Ich war allein, in übler Laune, von der Menge faſt erdrückt; ganz weiß von Puder und

verwünschte den Augenblick, wo ich auf den Einfall gekommen war, auszugehen und mich unter den Haufen zu mischen.

Von Zeit zu Zeit ritt ein Cavallerist mit entblößtem Säbel vorüber und bedeutete das Volk zurückzuweichen, um dem Corso nicht den Platz zu versperren. Er begleitete seine Geberden mit einigen höflichen Worten. Vor mir standen vier oder fünf Strolche, die, sobald der Soldat vorüber war, mitten in die Straße zwischen die Wagen stürzten und sich um die auf das Pflaster gestreuten Blumen balgten, auf die Gefahr hin, von den Pferden zertreten zu werden, und zum großen Aerger der Kutscher, die sich heiser schreien mußten, um sie zum Ausweichen zu ermahnen. Einer der Soldaten, die durch die Straßen ritten, warnte sie und rief sie fünf oder sechsmal an, als er aber sah, daß sie es nur desto schlimmer trieben, verlor er die Geduld, spornte sein Pferd und schwang den Säbel, wie um ihnen einen Schlag mit der flachen Klinge zu versetzen, was er aber in Wirklichkeit in keinem Fall gethan haben würde.

Ein Herr, der in meiner Nähe stand, rief, als er die Bewegung sah: Heh! — und als der Reiter den Säbel wieder auf die Schulter nahm, fügte er hinzu: Das wollte ich mir doch verbeten haben. Hierauf wandte er sich an einen Nachbar: Früchte der Erziehung: Gewaltthätigkeit und Brutalität! Das Blut stieg mir in den Kopf, ich erhob meine Hand, zog sie aber wieder zurück und steckte sie in die Tasche, und mit aller Ruhe und Höflichkeit, deren ich fähig war, flüsterte ich dem Herrn ins Ohr: Welcher Erziehung? — Er wandte sich um, machte eine Bewegung des Erstaunens, wechselte leicht die Farbe, faßte sich aber sogleich wieder

und antwortete mir obenhin in unverschämtem Ton: der militärischen.

Ich sah nichts mehr, weder ihn, noch die Menge, noch den Corso, auch weiß ich nicht mehr, was ich sagte und was er zur Antwort gab, ich weiß nur, daß ich am folgenden Morgen mit einer Wunde in der Hand nach Hause kam und meine Freunde mir sagten, jenem Herrn sei die Wange gespalten.

Das ist alles. Und soeben sagte ich, an meiner Hand sei keine Spur der Verletzung mehr sichtbar und jenem Herrn gehe es besser. — Die Dame, die bis dahin mit großem Ernste zugehört und nur von Zeit zu Zeit mit dem Ausruf: o du mein Gott! die Augen zum Himmel gerichtet hatte, beruhigte sich wieder über den glücklichen Ausgang des Duells und fuhr plötzlich mit einer ächt weiblichen Frage heraus:

Aber weßhalb haben Sie ihn denn gefordert? Warum thaten Sie nicht lieber, als hätten Sie nichts gehört?

Wir blickten uns an und lachten.

Weßhalb lachen Sie?

Hören Sie, Signora, erwiderte Jener, gesetzt also, was nicht der Fall ist, ich hätte thun sollen, als ob ich nichts gehört hätte, wie wäre ich es im Stande gewesen, da der Zorn mir das Blut erhitzte und mich der Vernunft beraubte? Wußte ich denn, was ich in diesem Augenblick that?

Ganz gewiß .....

Ueberdies hatten die Umstehenden es gehört. Die Beleidigung betraf das ganze Heer, und zudem waren diese Worte eine Lüge und unter diesen Umständen sogar eine Verleumdung, und der Ton, mit dem diese Verleumdung

vorgebracht wurde, klang wie eine Herausforderung. Außerdem war der Herr, wie ich nachher erfuhr, und wie es auch gar nicht anders sein konnte — denn es gibt Worte, die in die Seele des Menschen blicken lassen — ein . . . . .

Still, still, ich brauche es nicht zu wissen.

Es war übrigens noch ein weiterer Grund, weßhalb mir jene Worte so bitter und beleidigend vorkamen, und diesen Grund will ich Ihnen erzählen. Hören Sie mich an. Vor vierzehn Jahren . . . .

Das ist lange her!

Hören Sie nur. Ich war mit meiner Familie in Turin und damals sieben Jahre alt. Am vorletzten Tag des Carnevals steckte mich meine Mutter in einen schönen blau und weißgestreiften Maskenanzug mit rother Schärpe und einem grünen Sammetbarett auf der blonden Lockenperrücke, und führte mich so im Wagen auf den Corso. Mein Vater und ein befreundeter Artillerie-Major saßen bei uns. Wir hatten viele Sträuße und einen großen Korb voll Confetti mitgenommen. Die Straßen waren voll Menschen, eine Menge Wagen, hunderte von bunten eleganten Masken, ein Summen und Wogen, kurz ein prächtiger Corso. Meine Mutter nahm ihrer Gewohnheit gemäß keinen großen Antheil an der Festfreude und sprach nur wenig. Von Zeit zu Zeit, wenn Bekannte vorüber fuhren, gab sie mir ein Sträußchen in die Hand und ließ es mich hinauswerfen, wobei sie mich an der Schärpe festhielt, um mich am Fallen zu verhindern. Meine kleinen Freunde warfen mir auch Blumen und Sträuße zu und begrüßten mich, über meinen sonderbaren Anzug lachend, ich lachte über den ihrigen, und so belustigten wir uns aufs Beste.

Weit mehr als jetzt, in Parentheſe geſagt, weil dazumal eine ſchöne Maske, weich in einen Wagen hingegoſſen, und ein enganſchließendes Stiefelchen, liſtig aus dem Wagenſchlage hervorlugend, ein weißer Strumpf und ein Kamiſol à la débardeur von einer Seite herausblickend, weder unſre Gedanken noch unſere Blicke und Wünſche auf ſich zog.

Das gehört nicht zur Sache.

Wir beluſtigten uns alſo, wie geſagt. Nach einiger Zeit ſetzte ich mich müde vom Rufen und Armausſtrecken nieder, um ein wenig Athem zu ſchöpfen.

Wo die Via Po auf die Piazza Caſtello ausmündet, war eine Reihe Cavalleriſten und Carabinieri aufgeſtellt, ernſt und unbeweglich, wie zu einer Leichenfeier. Sie ſahen bald auf die Wagen, bald auf die Leute, ohne ein Wort zu ſagen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne ein Zeichen der Neugier, des Vergnügens oder der Langenweile von ſich zu geben; ſie ſchienen Automaten. Die Menge umdrängte ſie wogend und ſummend von allen Seiten. Von den Fenſtern der benachbarten Häuſer, die alle voller Damen und Masken waren, fiel ein Regen von Koriandeln herab, aus den Wagen fuhr ein ſolcher gegen die Fenſter und von der Straße gegen die Wagen, es war ein hitziger Kampf, von großen Mehlwolken begleitet, die alle Gegenſtände zur Hälfte einhüllten; ein wenig abſeits ſpielte die Muſikbande, die von dem ohrenzerreißenden Lärm der Tamburins und Trommeln faſt übertäubt wurde.

Die armen Leute! ſagte meine Mutter zu dem Major und zeigte auf die Soldaten. Sie fehlen nie, ſie ſind überall. Es genügt nicht, daß ſie uns gegen unſre Feinde vertheidigen, die Brände löſchen, den Aufruhr dämpfen,

unser Leben und unser Eigenthum beschützen, sie bewachen auch noch unsre Feste, unsre Freuden, sie, die keine Freuden und keine Feste haben, die so viel ertragen, so große Opfer bringen müssen, ohne je eine Frucht zu ernten, ohne eine Belohnung! Aber was sag' ich Belohnung! Ohne ein Wort der Anerkennung, ohne einen Dank. Die Menge sieht sie nicht einmal an, wir sind ihnen alles, und sie sind uns nichts!

Der Major antwortete mit der ernsten Miene einer Magistratsperson, ohne nur die Soldaten anzusehen: es ist wahr.

Freilich ist es wahr, setzte meine Mutter lebhaft hinzu. Sehen Sie einmal, Major, sehen Sie diesen Soldaten, dort der erste von dieser Seite, wie traurig er aussieht, Was mag ihm wohl fehlen? Ist er am Ende krank?

Wer kann das wissen! erwiederte mit leichtem Lächeln der Major. — Wer weiß, was ihm fehlt? wiederholte meine Mutter nachdenklich. — Ein solches Gemüth hatte diese edle Frau, daß selbst ein Lärm in der Festfreude, eine Kleinigkeit dasselbe trüben und in Schwermuth versenken konnte. Sehen Sie, Signora, ob es sich verlohnt, ein gutes Herz zu haben.

Nur weiter!

Ich scherze. Der Wagen fuhr weiter, und meine Mutter sprach noch immer von ihren Soldaten, dann versank sie in Gedanken, und plötzlich sagte sie: Vielleicht ist Jemand von den Seinigen erkrankt. Auch das könnte sein. Man läßt sie ja nicht nach Hause, wenn eins von den Ihrigen krank wird, nicht wahr, Major?

Es hält schwer, erwiderte dieser.

Seht, rief meine Mutter, ich wollte wetten, daß er

aus diesem Grund so traurig ist. — (Was doch das Herz für Schlüsse zieht.) — Dabei muß er hier unter der fröhlichen, lärmenden Menge stehen — ich bringe das nicht aus dem Sinn.

Der Major lächelte.

Was wollen Sie! sagte meine Mutter, ich bin nun einmal so. — Nachdem der Umzug zu Ende war, kam der Wagen wieder an dem Soldaten vorüber. Meine Mutter benützte den Augenblick, wo mein Vater und der Major wegsahen, drückte mir ein Sträußchen in die Hand, zeigte mir mit schnellem Wink ihren Soldaten und sagte mir ins Ohr: Wirf ihm das zu!

Ich stand auf den Fußspitzen, und, wie gewöhnlich an der Schärpe gehalten, streckte ich das Aermchen aus, um den Strauß hinauszuwerfen.

Meinst du den da? fragte ich noch einmal.

Ja, ja, aber schnell!

Es fehlten noch sieben oder acht Schritte. Der Wagen hält an, fährt wieder weiter, jetzt sind wir am Ziel.

Muth! sagte meine Mutter.

Getroffen! rief ich stolz. Das Sträußchen hatte eine schöne Curve durch die Luft beschrieben und war dem Soldaten gerade auf die Brust gefallen, zwischen das Schloß seines Gürtels und die Hand, die den Zügel hielt. Ich winkte ihm mit beiden Händchen zu, da lächelte er und sah mir nach, bis der Wagen verschwunden war. Noch ehe wir die zweite Tour vollendet hatten, verließen wir den Corso und fuhren nach Hause. Nach zehn oder zwölf Tagen sah ich den Soldaten wieder im öffentlichen Garten. Er war in Gesellschaft vieler Kameraden, mit denen er sich laut und lachend unterhielt.

Sieh, da ist unser Soldat mit dem Sträußchen, sagte ich zu meiner Mutter und zupfte sie am Rocke.

Still! antwortete sie, gib nicht Acht auf ihn.

Ich verstand den Grund dieses Verbotes nicht und blickte den Soldaten an. Er sah mich scharf an, erkannte mich und rief überrascht: oh! Meine Mutter zog mich am Arme fort, und wir gingen weiter. Erst nach Jahresfrist sah ich ihn wieder. In einer der letzten Nächte des nächsten Carnevals, als ich mit meiner Familie aus dem Theater kam, sah ich kurz, ehe ich zu Bette ging, zum Fenster hinaus auf die Straße. Die Straße war dunkel und es schneite. Von Zeit zu Zeit kamen Masken aus einem Nachbarhaus, das ein Café und eine Schenke war; sie zerstreuten sich, verfolgten sich, verschwanden, es kamen andere dazu, und wenn sie sich erkannten, tauschten sie in ohrzerreißenden Fisteltönen Grüße und Einladungen aus.

In diesem Augenblick erschien eine Cavallerie-Patrouille, die Masken umtanzten sie schreiend und händeklatschend. Die Soldaten, in ihre großen Mäntel gehüllt, ritten weiter, als ob sie nichts bemerkten, aber einer von ihnen drehte sich nach unsrem Hause um und schien nach meinem Fenster heraufzublicken.

Wenn er es wäre! dachte ich und öffnete das Fenster. Im selben Augenblick streckte der Soldat eine Hand aus seinem Mantel, salutirte und ritt weiter. Den folgenden Tag erfuhr ich von der Pförtnerin, daß vor mehreren Tagen ein Cavallerist in unseren Hausflur gekommen sei, eine Zeitlang die Treppe angesehen habe, als schwanke er, ob er heraufsteigen solle oder nicht, und dann weggegangen sei.

Mehrere Wochen nachher hörte ich, daß ein Cavallerie-

regiment von Turin ausgerückt sei, ich sah meinen Soldaten nicht wieder, dachte auch nicht mehr an ihn. Viele Jahre verstrichen, es kam das Jahr 59. Ich schwärmte für das Heer und äußerte meinem Vater den Wunsch, die militärische Laufbahn zu ergreifen. Mein Vater schwankte. Beendige deine Studien, sagte er, dann wollen wir weiter sehen. Im August des Jahres 59 beendigte ich sie. Von da an gab es jeden Tag große Debatten mit meinem Vater über meine zukünftige Laufbahn. Je länger dieselben währten, desto abgeneigter zeigte er sich meinen Wünschen, aber ein unvorhergesehener Fall schnitt den Knoten der Frage entzwei. Es war in den ersten Tagen des Jahres 60. Eines Morgens als ich zu Hause an einem Tischchen saß und schrieb, klopfte es an die Thüre. Ein Diener meldete, daß Jemand nach mir frage. Wer kann das sein? fragte mich meine Mutter. Ich erhob mich, sie folgte mir, und wir gingen ins Vorzimmer. Da stand unter der Thüre ein Mann in Handwerkertracht in einem großen Mantel, mit einer Pelzmütze auf dem Kopf. Er war bleich und abgezehrt und sah niedergeschlagen aus.

Er zieht nicht einmal die Mütze ab, brummte der Diener, als wir hereintraten. Der Unbekannte blickte mich lächelnd an und fragte: Sind Sie es? und dabei nannte er meinen Tauf- und Familiennamen.

Ja, ich bin es, erwiderte ich.

Ich bin ein armer Bursch ohne Arbeit, ich war Soldat, wenn Sie mir irgend wie helfen wollten ....

Ich und meine Mutter sahen uns fragend an.

Schenken Sie mir etwas, fügte der Mann im bittenden Ton hinzu.

Unmuthig reichte ich ihm einige Lire — nehmt!

Stecken Sie sie mir in die Tasche —

In die Tasche! rief ich halb verwundert, halb beleidigt. Sein Blick jedoch übte eine wunderbare Wirkung auf mich, ich sah ihn einige Augenblicke an und steckte ihm das Geld in die Tasche seines Mantels.

Ich danke Ihnen, sagte er mit bewegter Stimme. Und jetzt da ich fortgehe und in meine Heimat zurückkehre, möchte ich Sie bitten, ein Andenken von mir anzunehmen.

Meine Mutter und ich sahen uns nochmals verwundert an.

Wollen Sie es annehmen, lieber Herr? fragte er schüchtern und mit herzlichem Ausdruck.

Laßt sehen, erwiederte ich.

Hier ist es, sagte er, und den Mantel mit den Ellbogen zurückschlagend, zeigte er mir ein Blumensträußchen das er im Knopfloch der Weste trug.

Ah, der Soldat vom Corso! rief meine Mutter.

Er — rief ich voll Freude und wollte ihn umarmen. Der Mantel fiel — meiner Mutter entfuhr ein Schrei des Entsetzens — Mein Gott!

Was gibt's? fragte ich und wandte mich um. Da bemerkte ich, daß diesem guten Burschen beide Hände fehlten.

Er hatte sie bei San Martino verloren. Ich weiß nicht wie es kam, aber von diesem Tag an wurde mein Wunsch Soldat zu werden, zum festen Entschluß; es schien mir wie eine Huldigung für das Unglück dieses armen Burschen, den Soldatenrock anzuziehen. Und so wurde ich Soldat. Und so oft ich einen Cavalleristen auf dem Corso sehe, klopft mir das Herz, wie beim Anblick eines alten Freundes, und ich möchte dann ein Kind sein, um ihm ein Sträußchen zuwerfen zu können.

Und jener Soldat? fragte lebhaft die Signora.

Er ist gestorben.

Wo?

In unsrem Hause, in meinen Armen, in Gegenwart meiner Mutter, mit einem Blumenstrauße auf dem Kissen.

Clarina's Staatsstreich.

Von

Enrico Caſtelnuovo.

Ueberſetzt

von

P. Doroſa.

Clarina's Staatsstreich.

Als Clarina es merkte, wunderte sie sich zuerst darüber, dann verdroß es sie und schließlich, nachdem sie lange darüber nachgedacht hatte, fand sie, daß es sehr natürlich sei, daß es geschehen müsse, ja noch mehr, daß es durch ihre Vermittlung geschehen müsse.

Sie merkte es? .. aber was denn? .. und was ist das für eine Art zu erzählen?

Der Leser hat Recht; ich thue Buße und beginne nach den Regeln der Kunst. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Das Speisezimmer ist weder zu groß noch zu klein, nicht luxuriös, aber ziemlich elegant möblirt und durch eine Petroleumlampe, die in der Mitte des Tisches steht, genügend erleuchtet.

Tiefes Schweigen herrscht darin, das nur von dem Knistern der Flamme im Kamin unterbrochen wird; in einem Lehnstuhl neben dem Tische bequem ausgestreckt liegt Signor Emilio, ein schöner Mann, der dem Anschein nach nicht über vierzig Jahre zählen kann, obwohl er schon

einige graue Haare auf dem Kopf und einige scharf gezeichnete Linien auf der Stirn hat; im Uebrigen ist der Ausdruck seiner Gesichtszüge nicht allein sympathisch, sondern auch intelligent und bieder. Er hält die Cigarre im Munde und eine Zeitung in der Hand, aber er raucht nicht und lies't eben so wenig . . . il rêve, wie die Franzosen sagen oder el fila caligo (er spinnt Nebel), wie man es so bezeichnend in Venedig nennt. Ihm gegenüber, den Vater verstohlen beobachtend, sitzt Clarina, ein liebliches Mädchen von kaum achtzehn Jahren mit lebhaften und zugleich sanft blickenden Augen, einem Rosenmündchen, das ganz eigens dazu geschaffen scheint zu lächeln, zu küssen und sich küssen zu lassen, und reichem kastanienbraunem Haar, von dem zwar die Poeten, ausgenommen Aleardi in seiner „Stunde aus meiner Jugendzeit," nichts wissen wollen, das aber ein reizendes Gesichtchen gar anmuthig einrahmt. Sie sieht etwas bleich aus, aber der Leser braucht keine Sorge zu haben, es ist durchaus nicht meine Absicht, sie an der Schwindsucht sterben zu lassen, und wenn sie auch einmal krank war, so ist sie doch zur Zeit vollkommen hergestellt. Endlich beehre ich mich Ihnen Jungfer Angelica vorzustellen, die nachgerade das neunte Lustrum hinter sich hat, ein Mittelding zwischen Zofe und Gesellschafterin, die bei Clarina's Geburt und dem Tode ihrer armen Mama schon im Hause war und mit gutem Recht als ein Mitglied der Familie behandelt wird.

Außer der herzlichsten Zuneigung zu ihrer Herrschaft, die einen hervorragenden Charakterzug Angelica's bildet, gehört noch dreierlei zu ihren Eigenthümlichkeiten: ein grenzenloser Abscheu gegen die Ehe, eine große Zärtlichkeit für einen feisten, dreifarbigen Kater, der den sonderbaren

Namen Artaxerxes führt (ein Name, den ihm seine junge Herrin in einem Anfluge von Begeisterung für die persische Geschichte gab), und eine eingewurzelte Gewohnheit, jeden Winterabend von sieben bis acht Uhr mit besagtem Thiere auf den Knieen in dem Zimmer zu schlafen, worin sich Clarina und ihr Vater befinden. Angelica giebt vor, ihnen Gesellschaft leisten zu wollen ... Eine schöne Art, Gesellschaft zu leisten, denn sie schläft wie eine Boa constrictor nach reichlicher Mahlzeit.

In diesem Augenblick ist sie jedoch noch wach, obgleich ihr der Kopf schwer zu werden beginnt, und ein bei ihr ungewöhnliches Stillschweigen Morpheus' Nähe verkündigt. Artaxerxes schlummert schon mit halbgeschlossenen Augen in ihrem Schooße und streckt nur dann und wann schlaftrunken die Zunge heraus, um sich den Bart zu lecken, der noch von einem saftigen Leckerbissen feucht ist. Plötzlich wird die Stille durch ciliges Getrappel und verliebtes Miauen anderer Katzen auf den benachbarten Dächern unterbrochen; Angelica fährt aus ihrem Halbschlummer empor und zwar zu nicht geringer Unbequemlichkeit des traumseligen Artaxerxes, der seine Stellung gefährdet sieht; indeßen findet das Vieh, wenn ich es wagen darf einen so zärtlich gehegten Vierfüßler also zu benennen, rasch seinen Schwerpunkt wieder, und Angelica sagt, indem sie sein weiches Fell streichelt und seine Schnauze mit einer Zärtlichkeit liebkos't, deren sich sonst Niemand auf Erden rühmen konnte: — Glückseliger Artaxerxes, dem solche Plage erspart ist! — Das wohlgenährte Thier kümmert sich nicht um die beleidigende Anspielung, es schließt aufs Neue die Augen und setzt sein unterbrochenes Schnarchen gleichmüthig fort, während Signor Emilio ein Lächeln

verbeißt und das junge Mädchen leicht mit den Achseln zuckt.

Jetzt schlägt die Uhr im Vorzimmer die siebente Stunde, und die Zeit ist gekommen, wo Angelica und ihr Mietzchen wirklich einzuschlafen pflegen und die vertrauliche Plauderstunde zwischen Vater und Tochter beginnt.

Aber heute Abend sind ihre Lippen wie versiegelt. Tic, tac, tic, tac fliegen die Sekunden vorüber; die Minuten enteilen, die letzten Kohlen knistern im Kamin, die tiefen Athemzüge der Schlafenden tönen durch das Zimmer, aber Clarina und Signor Emilio sprechen kein Wort.

Endlich erhebt sich Clarina, geht zuerst nach dem Thermometer, das an der Wand neben dem Büffet hängt, und wirft einen flüchtigen Blick darauf, macht dann plötzlich Kehrt um, und mit leichten Schritten über den Teppich huschend eilt sie zu Signor Emilio, läßt sich neben ihm nieder, schlingt den Arm um seinen Hals, nimmt ihm die Cigarre aus dem Mund, die Zeitung aus der Hand und flüstert — „Papa!"

Er blickt sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an, streicht ihr das braune Haar aus der Stirne und fragt:

Liebste Clarina, fühlst du dich heute Abend auch wirklich wohl?

Wie der Fisch im Wasser! . . . Du wirst mich doch nicht etwa noch für krank halten, weil ich ein wenig blaß bin?

Also bist du wirklich ganz, ganz gesund?

Ganz gesund; soll ich dir etwas vortanzen?

Und doch kannst du nicht läugnen, daß du heute nicht in deiner gewohnten heitern Stimmung bist.

Oh! Du bist sonderbar! Ist das nicht natürlich,

wenn ich dich so ernsthaft sehe? . . . Ich habe es wohl bemerkt . . .

Was hast du bemerkt? unterbrach sie Signor Emilio, der plötzlich roth wurde.

Deine veränderte Stimmung, antwortete Clarina ebenfalls erröthend.

Ah so! rief er aufathmend, als ob ein Druck von ihm genommen würde. Du täuschest dich, Clarina.

Nein, Papa, es ist wirklich so . . . aber ich bin nicht indiscret, ich weiß, du liebst es nicht, über diesen Punkt ausgefragt zu werden, und ich schweige . . . Es ist das freilich ein Fehler von dir, aber man muß Geduld damit haben; übrigens hast du Recht, auch ich bin nicht heiter . . . ich denke . . .

Woran?

Ich kann es nicht gut sagen, es drängen sich so viele Gedanken in meinem Kopfe . . aber vor Allem denke ich an Eine, die ich nie gekannt habe.

An deine Mutter, arme Clarina?

Ja, Papa, und wenn ich bedenke, daß du so allein geblieben bist . . .

Allein, mein Kind? Warst du nicht immer bei mir?

Oh, das ist etwas Anderes, flüsterte das junge Mädchen, indem sie die Augen senkte und das Kinn in die Hand stützte; — wer weiß, ob ich nicht gerade deinem Glücke im Wege gestanden bin?

Clarina! — fiel ihr Signor Emilio streng in die Rede, habe ich dir jemals ein Recht dazu gegeben, so zu mir zu sprechen? . . . Es scheint fast, als ob du heute Abend irre redest . . .

Papa, lieber Papa, nimm meine Worte nicht falsch auf!

flehte das reizende Mädchen und schloß dem Vater mit einem herzlichen Kusse den Mund. — Glaube mir nur, ich habe viel gegen dich gesündigt ... ich möchte es dir beichten .. aber darf ich auch wirklich ganz vom Anfang an beginnen?

Nun, so sprich nur, du wunderliches Kind!

Nicht wahr, seit „jenem Abende" sind mehr als fünfzehn Jahre verflossen? ... Die arme Mama, die so schön, so gut und so jung war, verlangte nach mir. „Clarina schläft" sagte man ihr. Sie lächelte wehmüthig, flüsterte kaum hörbar: „Ich werde jetzt auch schlafen", wandte sich langsam zur Seite, legte die Hand unter den Kopf und schlief ein ... für immer ... Im Nebenzimmer lag auch ich, ein Kind von drittehalb Jahren, aber ich schlief einen andern Schlaf .... Auch ich lag zur Seite gewendet, auch ich hatte den Kopf auf die Hand gelehnt, ganz so wie sie ... Angelica hat es mir so oft erzählt ... Und als du dann vergebens versucht hattest, die Theure durch deine Küsse wieder ins Leben zu rufen, schlepptest du dich bis in mein Zimmer, sankst auf einen Stuhl an meinem Bettchen nieder und legtest das müde Haupt auf die Decke, um in meinem Gesicht die Züge der theuren Entschlafenen zu suchen und in meinem Athem einen Hauch ihres Lebens zu spüren. Angelica, der traurigere Pflichten oblagen, betrat das Zimmer nicht, das ebenso einsam und spärlich beleuchtet, wie das Nebengemach voll unheimlicher Geschäftigkeit und Helle war. Als der Morgen durch die geschlossenen Jalousieen hereinlugte, fand er mich schlafend und dich wachend an meiner Seite, und als ich erwachte, galt dir mein erstes Lächeln, das sich jedoch, wie mir Angelica versichert, gleich darauf in bitterliches Weinen

verwandelte. Als ich in spätern Jahren andere Kinder unter ähnlichen Verhältnissen sah, glaubte ich zu verstehen, daß man in jenem Alter das Unglück zwar nicht begreift, aber es instinctiv erräth, ... man weiß nicht, warum man weint, aber man fühlt das Bedürniß zu weinen .... Alle diese Einzelnheiten erfuhr ich theils von dir, theils durch Angelica; sollten sie nicht der Wahrheit entsprechen, so sage es mir ....

Sie sind vollkommen wahr; aber ich begreife nicht, warum du mir davon sprichst; .... es sind sehr traurige Erinnerungen. ...

Du mußt mir schon erlauben, davon zu sprechen, denn mein Herz ist zum Ueberfließen voll .... Du warst, als wir Beide so allein blieben, fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt, denn du hattest dich sehr jung verheirathet, du warst schön, gesund voll Geist und Thatkraft. Die ganze Welt stand dir offen; du konntest das Leben aufs Neue beginnen, wie man auf einer Reise nach einer kleinen Unterbrechung seinen Weg weiter fortsetzt, ... aber ich war vorhanden ... ein so kleines, schwaches Wesen und doch ein so unüberwindliches Hinderniß ...

Oh, Clarina!

Ja, ein Hinderniß! Damit sich Niemand zwischen uns drängen sollte, bist du einsam geblieben; um mich nicht den Wechselfällen eines abenteuerlichen Lebens auszusetzen, hast du dir die Befriedigung jedes erlaubten Ehrgeizes versagt; du hättest glücklich und berühmt werden können und hast es vorgezogen, einsam und unbekannt zu bleiben .... Oh, ich weiß ... ich weiß, was du sagen willst! ... Du meinst: meine Liebe habe dir Ersatz für Vieles geboten ... und bis zu einem gewissen Punkte glaube ich das auch ...

aber das ist nicht Alles ... Ich liebte dich, als ich heranwuchs, allerdings mit einer leidenschaftlichen, aber auch mit einer eifersüchtigen und selbstischen Liebe; ich glaubte nicht allein, jedem Liebesbedürfniß deines Herzens genügen zu können, sondern es schien mir sogar, daß du kein Recht hättest, mehr zu verlangen; daß mein Lächeln dich beglücken, meine Spiele dir Unterhaltung gewähren und die Befriedigung meiner Launen die einzige Aufgabe deines Lebens sein müßte. Ich war stolz, aber auch eifersüchtig auf dich; die Tage, an welchen du mich aus der Schule abholtest, waren wirkliche Festtage für mich, und wenn du dich zu mir beugtest, um mich vor meinen Mitschülerinnen zu küssen, schaute ich stolz und triumphirend im Kreise umher, als wolle ich den andern Mädchen sagen: welche von euch kann einen so schönen Papa aufweisen? ... Siehst du, ... deine elegante Gestalt ist dir geblieben, und du bist noch immer ein schöner Mann, das ist keine Frage (lache nur immerhin); aber in deine Locken haben sich ein paar impertinente weiße Haare eingeschlichen, und auf deiner Stirne sind einige leichte Furchen gezogen ... aber damals, vor zehn oder zwölf Jahren warst du in deinem vollen Glanze ...

Oh, was für ein thörichtes Mädchen! unterbrach sie Signor Emilio, ihr das Haar streichelnd.

Aber, fuhr Clarina fort, ohne sich stören zu lassen, — aber wenn du ein andres Mädchen auf deine Kniee zogst und sie von dem geheimen Zauber, der dir eigen ist, bezwungen, dir zärtlich zulächelte, fühlte ich einen Ingrimm, wie ich ihn dir gar nicht beschreiben kann. Uebrigens wirst du das selbst bemerkt haben, denn ich machte wahrlich keine Umstände mit dir.

Es war ein feierlicher Tag in meinem Leben, als ich — ich glaube, ich war zehn Jahre alt — zum ersten Mal an deinem Arm spazieren ging. Ich mußte zwar ein wenig auf den Zehen gehen, aber um diesen Preis hätte ich noch weit mehr gethan. Ich glaube, ich hätte am Liebsten einen Herold voraus geschickt, damit er der Welt die große Neuigkeit verkünde. Angelica hat es nicht vergessen, sie weiß noch recht gut, wie wählerisch ich an jenem Tag in meinem Anzug und meiner Haartracht war. Ich stand so lange vor dem Spiegel, bis ich mir endlich — denke nur, welch eitles Ding ich war — wirklich einbildete: daß, wenn ich Ursache hätte, auf meinen Cavalier stolz zu sein, auch du mit deiner Dame zufrieden sein könntest. Unterwegs begegneten wir Herren und Damen, vor denen du höflich den Hut zogst, während ich sie mit herablassendem Lächeln grüßte; ja, ich entsinne mich sogar, daß ich zweimal hustete, als wir vor der Obsthändlerin an der Straßenecke vorübergingen, um ihre Aufmerksamkeit auf das wichtige Ereigniß zu lenken. Aber das gemeine Weib, das eben beschäftigt war, ein Körbchen voll Erdbeeren zu verkaufen, beachtete es gar nicht. Ich glaube, seit jenem Tage habe ich dich keine Woche in Ruhe gelassen; die famose Promenade mußte gemacht werden, damit wir uns dem eleganten Publikum präsentiren konnten, ja, ich hätte mir gar nicht vorzustellen vermocht, daß du dir eine bessere Unterhaltung wünschen könntest als die, mich spazieren zu führen, und wenn du eine dringende Beschäftigung vorhattest oder eine Verabredung dich fesselte, wurde ich sofort verdrießlich. Ganz anders aber gestaltete sich die Sache, wenn du dir vornahmst, zu Hause zu bleiben, um mir Gesellschaft zu leisten. Dann setzten wir uns

wenn es Sommer war, auf die schöne Terrasse, die nach dem Garten hinaus geht, unter die Citronenbäume, die so süßen Duft verbreiten, und war es Winter, so blieben wir hier im Salon, ganz so wie jetzt, außer daß Angelica damals noch nicht so leicht einschlief. Dann fragte ich dich über die Vergangenheit aus, und du erzähltest mir von meiner Mama und schilderteſt ſie mir ſo deutlich, daß ich die ſchöne, elegante, heitere Frau vor mir zu ſehen glaubte. Wenn dann die Thür ſich öffnete oder das Rauſchen eines Kleides mein Ohr traf, ſo ſchien es mir unmöglich, daß jemand Anderes eintreten könne, als ſie, ja mir war, als müſſe ſie vor mich hintreten und mir ſagen: Hier bin ich, Clarina! Du haſt lange auf mich gewartet, nicht wahr? Aber von nun an werde ich immer bei dir bleiben ... So ſehr hatte ich unſer Haus mit ihrem Bilde und dem Hauch ihres Weſens erfüllt, daß ich oft den Eindruck hatte, als ob ſie wirklich unter uns ſei ... und da bemerkte ich, daß ich für ſie eiferſüchtig war, daß ich in ihrem Namen die Mauern des Hauſes vor jedem profanen Eindringling ſchützen zu müſſen glaubte, und durch dieſen Gedanken ſchien mir das Amt der argwöhniſchen, unfreundlichen Wächterin, das ich mir angemaßt, veredelt. Angelica unterſtützte mich darin vortrefflich, und ich bin überzeugt, daß in ganz Italien nicht zwei weniger gaſtfreie Perſonen aufzutreiben geweſen wären, und hätte man ſie mit der Laterne geſucht. Du kannſt dir gar nicht vorſtellen, welche tiefe Abneigung ich für jene Signora Agliani fühlte, die ſich dann ſpäter in Turin niedergelaſſen hat. Unter dem Vorwand, daß ihre Tochter meine Mitſchülerin ſei, und weil ihr euch unſertwegen einige Male in der Schule getroffen hattet, lud ſie dich ein, ſie zu beſuchen, was mir

geradezu unverschämt vorkam, . . . und dann erschien sie fortwährend in unserm Garten, natürlich immer nur um ihre lange, dünne Bohnenstange von Tochter zu begleiten, und erzählte, daß sie Wittwe sei und mit ihrem verwais'ten Herzen einsam und ohne Stütze in der Welt stehe . . u. s. w. . . . u. s. w. . . . Was ging mich all dies Geschwätz an? . . Genug, wenn du mir versprichst, mich nicht zu schelten, Papa, will ich dir gestehen, daß ich eines Tages Angelica anstiftete, ihr Mehl statt Zucker in den Kaffee zu thun . . .

Ei, du unartiges Mädchen! fiel hier Signor Emilio zwischen Ernst und Scherz ein.

Später erzählte mir Angelica, daß Signora Agliani ein Auge auf dich geworfen und gewünscht hatte, deine Frau zu werden, daß du dir die Sache aber, und zwar meinetwegen, nicht einmal ernstlich hättest überlegen wollen. Und doch Papa, als ich zur Jungfrau heranwuchs und neue Vorstellungen und Gedanken in meiner Seele erwachten, als der erste, schwache Schimmer einer noch unbekannten Welt sich meinen Augen zeigte und eine unbestimmte Unruhe in meinem funfzehnjährigen Herzen erregte, da begann es mir klar zu werden, daß es für dich andere Gesichtskreise, andere Wünsche und Hoffnungen geben müsse. Meine erste Regung bei dieser Entdeckung war jedoch durchaus keine großmüthige, ich empfand im Gegentheil nur erhöhtes Mißtrauen und lebte immer in der Furcht, daß du mir einmal plötzlich sagen würdest: Meine liebe Clarina, ich bin dir von ganzer Seele gut, aber du füllst mein Herz nicht aus! . . . . Und wenn du leise mit Angelica sprachst, wenn du die Zimmer frisch tapeziren ließest, oder wenn du eine unerwartete Botschaft erhieltest, war ich

ganz Auge und Ohr, in der Erwartung, eine mißliebige Neuigkeit zu erfahren .. oder ich ging in mein einsames Stübchen, dachte an meine Mutter und weinte ...

Du kleines, dummes Ding! unterbrach sie Signor Emilio; warum bildetest du dir etwas ein, das nur in deiner Phantasie vorhanden war? .. Oder warum kamst du nicht wenigstens offen zu mir und sagtest: Papa! es soll kein Fremder zwischen uns treten! Clarina will es nicht!

Oh, warum? warum? .. Weil ich mitten in all dieser Selbstsucht eine Art Reue über meinen Egoismus fühlte und gern besser, vernünftiger und großmüthiger gewesen wäre ... Aber ich konnte nicht anders.

Nun, beruhige dich nur, mein Kind, ich habe dich trotz alledem lieb, und da du mich einmal zu deinem Beichtvater erwählst hast, spreche ich dich hiermit deiner Sünden ledig. Genügt dir das?

Mit diesen Worten gab Signor Emilio seiner Clarina einen herzlichen Kuß und machte Miene aufzustehen; aber sie legte die Hand auf seine Schulter, um ihn zurückzuhalten, und sagte:

Warum nicht gar! Wir sind ja erst am Anfang.

Am Anfang? Aber von was denn?

Schöne Frage! Von meiner Erzählung.

Wirklich? .. Nun so sprich!

Du wirst dich erinnern, daß ich zuweilen ausnahmsweise meine Sprödigkeit ablegte. Vor zwei Jahren war ich noch in der Pension; ich war eine der größten und folglich auch eine der verständigsten Schülerinnen, gerade in dem Alter, wo man auf vertrautem Fuße mit den Lehrerinnen steht und sich von seinen Mitschülerinnen ab-

zusondern sucht. Zu jener Zeit verließ die schöne und sentimentale Signora Adelina, welche uns in der französischen Sprache und Musik unterrichtete, die Schule, um sich zu verheirathen. Ich war ziemlich vertraut mit ihr gewesen, und eine Zeitlang hatte sie sogar einen unwiderstehlichen Zauber auf mich ausgeübt. Ich weiß nicht, was ihr Männer im Jünglingsalter empfindet, aber ich weiß, daß wir jungen Mädchen oft eine namenlose, schwärmerische Neigung zu einem Wesen unseres Geschlechtes fassen, das unserm Ideale in irgend einer Weise entspricht. Es schmerzt uns fast, daß wir nicht Männer sind, um unserm Ideal sagen zu können: Bist du traurig, so will ich versuchen dich lächeln zu machen, bist du einsam, so will ich dein Gefährte sein, brauchst du Liebe, so will ich dich lieben ... Da, nun ist es heraus ... das Wort ist gesprochen ...

Aber weißt du, Clarina, daß du heute Abend für ein junges Mädchen ...

Zu viel sprichst, nicht wahr, das willst du sagen? Ich merke das selbst, Papa, aber du mußt mich schon reden lassen ... Oh, die Signora Adelina mit ihrer schlanken Gestalt, ihren großen, schwarzen, sanften Augen, ihrem bleichen Gesicht, kurz mit ihrer ganzen zarten Erscheinung hatte mir's angethan! .. Ja, ich will es nicht leugnen, diese Blässe und Zartheit trugen nicht wenig zu meiner Sympathie bei; es hätte nur noch dann und wann ein leichter Hustenanfall gefehlt und — nicht etwa eine abzehrende Krankheit — Gott soll mich bewahren! — nur die leise Drohung einen solchen. In dem Punkt jedoch zeigte sich Signora Adelina durchaus ungefällig gegen mich, sie hatte niemals Kopfweh, fühlte niemals die geringste Mattigkeit und hatte

einen vortrefflichen Appetit. Nichts destoweniger folgte ich ihr auf Schritt und Tritt und erwartete von Tag zu Tag, daß ihr irgend etwas Außerordentliches zustoßen werde.

Trotz meiner Bewunderung hütete ich mich gleichwohl sie zu oft mit nach Hause zu nehmen, weil ich meinte, daß Niemand ihrem Zauber zu widerstehen vermöge .... Wie stürzte ich nach alledem aus meinen Himmeln, als Signora Adelina mich eines Tages bei Seite rief, um mir etwas im Geheimen mitzutheilen. Ueber die Maßen stolz auf die Ehre, deren sie mich würdigte, bereitete ich mich auf eine ganz außerordentliche Enthüllung vor; ich träumte von Thränen, Seufzern, Ohnmachten und war schon im Voraus tief bewegt darüber. Signora Adelina führte mich in den Salon, in welchem die Vorsteherin die Angehörigen ihrer Schülerinnen zu empfangen pflegte, und sagte mir dort mit einer Miene, die für mein Gefühl viel zu heiter war:

Also, mein Kind: wir müssen scheiden!

Oh! . . erwiderte ich, und meine Stimme bebte.

Ja, meine Liebe, ich verheirathe mich. Mein Bräutigam ist weder sehr jung noch sehr schön, aber er ist sehr wohlhabend, hat eignen Grund und Boden, eine sichere Stellung, und ich konnte keine bessere Partie erwarten .... aber was ist dir, Clarina? . . .

Nichts .... der Kummer über unsre Trennung .... stotterte ich verwirrt.

Sei guten Muths, mein Herz, lachte sie, du sollst mich in X in unserer Apotheke besuchen.

Das wurde immer besser! Dieser Mann, weder jung noch schön, war noch überdies Apotheker! Und Adelina willigte ruhig ein, ihn zu heirathen, Adelina raufte sich

nicht das Haar, lag nicht ohnmächtig in meinen Armen! . . ich versichere dich Papa, daß dies eine der herbsten Enttäuschungen meines Lebens war . . . . .

Höre, Clarina, fiel Signor Emilio hier ein, du erzählst wirklich recht nett, aber ich begreife nicht, wo du eigentlich damit hinaus willst.

Habe nur ein wenig Geduld, Papa, und du wirst es erfahren . . . Vierzehn Tage, nachdem Signora Adelina abgereis't war, langte die Erzieherin an, welche in der Pension an ihre Stelle treten sollte. Die Neugierde der Schülerinnen bei ihrer Ankunft war groß, aber die Befriedigung gering; es war ja auch ganz unmöglich, Signora Adelina gleich zu kommen. Die neue Lehrerin, Signora Fanny, mußte hoch in den Zwanzigen stehen, und Einige behaupteten sogar, daß sie schon dreißig Jahr alt sei. Ihr Aeußeres zeigte nicht den rein italienischen Typus, wie sie denn in der That auch eine Engländerin zur Mutter hatte; sie war groß und schlank, hatte blaue Augen und blondes Haar, das in langen Locken bis auf ihre Schultern fiel, und dieses Haar, vielleicht das Schönste an ihr, war sicherlich das Einzige, worauf sie sich etwas einbildete. Ihr Gesicht war etwas hager und von melancholischem Ausdruck, und auf ihrer Stirn sah man die Spuren großer, tiefer Schmerzen eingegraben und zugleich eine fast männliche Entschlossenheit, die Achtung gebot. Sie war stets sehr einfach gekleidet, und ich entsinne mich nicht, jemals eine lebhafte Farbe an ihrem Anzug gesehen zu haben. Da sie ihrem Lehramt vollständig gewachsen und in dieser Beziehung, ehrlich gestanden, der Signora Adelina bei Weitem überlegen war, hatte sie sich in Kurzem die Achtung der ganzen Schule erworben; ihr sanftes, obgleich etwas zurückhaltendes

Wesen, ihre verständige Art und Weise mit uns zu verkehren, welche eine außergewöhnliche Bildung verrieth, machten sie zum vollständigen Gegensatz der lustigen Signora Adelina, die in ihrem jugendlichen Leichtsinn stets geneigt war, mit uns zu scherzen.

Da ich gewohnt war, dich in Allem um deine Meinung zu fragen, und großen Werth auf dieselbe legte, verlangte ich auch, deine Ansicht über Signora Fanny zu hören, nachdem du dich das Erstemal mit ihr unterhalten hattest.

Scheint dir die Signora gebildet?

Sehr — antwortetest du mir kurz und bündig.

Und hältst du sie für schön?

Durchaus nicht!

Das war, was ich wünschte. Signora Fanny, eine sehr gebildete, aber durchaus nicht schöne Dame, konnte in unsere Familie eingeführt werden: so entschied Clarina in ihrer Allgewalt, und so geschah es; denn da ich damals die Pension verließ, ertheilte mir fortan Signora Fanny Privatunterricht in der englischen Sprache und Musik. Je mehr ich sie kennen lernte, desto angenehmer und belehrender wurde mir ihr Umgang, und da auch du durch häufige Unterredungen mit ihr Gelegenheit hattest, sie schätzen zu lernen, entspann sich zwischen euch eine Art von vertraulichem Verkehr. — Oh! wenn auch seitdem viele Monate vergangen sind, so steht ein Abend des vorletzten Herbstes doch noch lebhaft vor meiner Seele.

Was für ein Abend, Clarina?

Signora Fanny besuchte uns schon damals, wie sie es noch jetzt oft thut, Abends um die achte Stunde. Es war ein prachtvoller Abend, die Luft lau und der Himmel so rein und klar wie Kristall.

Wir saßen alle drei auf der Terrasse, ein Wort gab das andere, und endlich begannst du von deiner Ehe und deinem so schnell entschwundenen Glücke zu erzählen. Signora Fanny, durch deine Mittheilungen tief bewegt, wollte dein Vertrauen durch gleiche Offenheit erwidern und erzählte dir von ihrer einzigen Liebe, die ein sehr trauriges Ende genommen hatte. Sie war noch unglücklicher gewesen, als du, da sie nicht einen einzigen Tag mit dem Geliebten vereint gewesen war: eine Kugel hatte ihren Verlobten bei San Martino auf der Stelle getödtet, und sie hatte ihm weder die Augen schließen, noch sein Grab mit Blumen schmücken können; es war eine eben so einfache Geschichte, wie die deinige, nichts Außerordentliches noch Romantisches lag in diesem Geschick, aber es war eine eigenthümlich bezwingende Gewalt in diesen aufrichtigen, tiefen Schmerzen, die zwei Herzen für einen Augenblick im Austausch gegenseitigen Vertrauens verbanden, eine Gewalt, der ich nicht zu widerstehen vermochte. Während ihr miteinander spracht, saß ich in einem Winkel der Terrasse und weinte still vor mich hin; du standest endlich auf und reichtest Signora Fanny die Hand, indem du sagtest: Wir tragen beide theure Erinnerungen im Herzen, deren heilige Flamme wir zu hüten haben, das vereinigt uns in einer gemeinsamen Empfindung. — Sie fuhr mit dem Taschentuch über die nassen Augen und drückte stumm deine dargebotene Hand, dann stand sie ebenfalls auf, trat zu mir und küßte mich auf die Stirn, und ich schlang die Arme um ihren Hals, legte den Kopf auf ihre Schulter und ließ meinen Thränen freien Lauf .... Du warst während dem in das Zimmer zurückgekehrt ....

Oh wie froh und glücklich fühlte ich mich nach jenem

Abende! Zwischen euch hatte sich ein Band geknüpft, das keine meiner Erinnerungen störte oder verletzte, keine Befürchtung in mir erweckte. Mein Leben, aus dem du so sorglich liebend alles Schwere und Schmerzliche hinweggeräumt hattest, erschien mir fortan noch leichter und schöner; ich hatte abermals eine Stütze gewonnen, hatte ein zweites Herz gefunden, mit dem ich Freude und Leid theilen konnte. O, über mein selbstsüchtiges, mein thörichtes, selbstsüchtiges Herz!

Warum klagst du dich so bitter an, Clarina? Besteht nicht noch dasselbe Verhältniß, das dich damals so glücklich machte? Sind wir, Signora Fanny und ich, nicht heute noch die besten Freunde? Liebt sie dich nicht noch eben so herzlich? Und wie kannst du bereuen, daß du in so reinen Gefühlen dein Glück suchst?

Mein Glück? .. Aber stehe ich denn allein in der Welt, habe ich nur Pflichten gegen mich selbst, darf ich nur an mich denken, und bist du gar nichts in meinem Leben?

Aber was habe ich mit alledem zu schaffen?

Siehst du, Papa, du darfst mich wirklich nicht nach dem beurtheilen, was ich bis jetzt gethan habe ... Jetzt habe ich mein Unrecht eingesehen und ...

Aber du sprichst in Räthseln, Clarina.

Ich werde sie für dich lösen, wenn du mir versprichst, mich ausreden zu lassen und mich in keiner Weise zu unterbrechen ... Du erinnerst dich doch, welches Aufheben ihr, du und Angelica, von meiner letzten, kleinen Krankheit machtet, ... meiner Meinung nach war zwar nicht die geringste Gefahr vorhanden, aber ...

O doch, die Sache war gefährlich! fiel Signor Emilio

lebhaft ein, indem sich seine Stirn umwölkte, und drückte das junge Mädchen an sich, als fürchte er, daß ihr aufs Neue Gefahr drohe; sagte es nicht auch der Arzt?

Das ist ein schöner Grund, daran zu glauben! Aber es kommt auch hier nicht viel darauf an; Thatsache ist, daß ihr mich nicht genug hüten und pflegen konntet. Und ich danke es dir gewiß von ganzem Herzen, und bin auch Angelica dankbar dafür, die nicht mehr für mich hätte thun können, wenn ich ihr eigenes Kind gewesen wäre. Zu jener Zeit kam Signora Fanny sehr oft zu uns, um sich nach mir zu erkundigen und mich auf einen Augenblick zu begrüßen, und als sie sah, wie viel ich dir und Angelica zu schaffen machte, und wie ihr euch mir zu Liebe Ruhe und Schlaf entzogt, erbot sie sich, meine Pflege mit euch zu theilen. Sei es nun, daß sie meinen Zustand richtiger beurtheilte, oder daß sie der Furcht weniger Gehör gab, sicher ist, daß sie viel ruhiger war, als du und Angelica, und daher mit geringerem Kraftaufwand sehr viel leisten konnte. Sie wachte mehrere Nächte an meinem Bette, unermüdlich die Vorschriften des Arztes ausführend und jeden meiner Wünsche im Voraus errathend. Wenn ich sie so über mich gebeugt sah, wenn sie mich sorglich zudeckte oder meine in Fieberhitze glühenden Schläfen kühlte, wenn sie mich mit ihren klugen, sanften Augen anblickte und sich zu mir neigte, bis ihre blonden Locken meine Stirn streiften, dann schien es mir, als ob meine liebe, selige Mutter an meinem Bette wache ...

Schon war die sogenannte Krisis überstanden, und mein Befinden ließ auf einen glücklichen Ausgang der Krankheit hoffen; dennoch fühlte ich mich noch unendlich schwach, und Tage wie Nächte vergingen mir in schlaftrunknem Wachen;

nur mit Mühe konnte ich die Augen öffnen, so daß ich die Gegenstände, welche mich umgaben, wie durch Wolken sah, und obgleich ich mir alles dessen wohl bewußt war, was um mich her vorging, so vermochte ich doch nicht, mich aus dem Zustand unthätigen Zuschauens aufzuraffen.

In einer Nacht lag ich in diesem halbwachen Zustande. Signora Fanny, die an meinem Bette wachte, hatte nach und nach ihren Kopf tiefer auf meine Kissen geneigt und war neben mir eingeschlafen; ich fühlte ihren lauen Athem auf meiner Wange und spürte den Duft ihres schönen, weichen Haares, das gelöst über die Kissen hing ... Die Nachtlampe, die in einer Ecke auf einem Tischchen brannte, verbreitete ein trübes, zitterndes Licht im Zimmer und malte im plötzlichen Aufflackern die riesenhaften Schatten der Stühle, Schränke und des Bettes auf Wände und Fußboden. Da öffnete sich leise die Thüre, du erschienst auf der Schwelle, und ich wunderte mich auch nicht im Geringsten darüber, denn ich war an diese nächtlichen Besuche gewöhnt. Du schlichst auf den Zehen näher, legtest deine Hand auf meine Stirn, beugtest dich leise über mich und küßtest mich leicht auf den Mund. Signora Fanny lag noch schlafend neben mir, du standest einige Augenblicke regungslos und betrachtetest uns Beide; plötzlich beugtest du dich wieder nieder und drücktest einen flüchtigen Kuß auf ihre Locken — (hier legte Clarina ihre Hand auf die Lippen des Signor Emilio, der sie unterbrechen wollte) — dann richtetest du dich mit einer hastigen, fast ängstlichen Bewegung auf und verließest das Zimmer ... Was ich bei dem Allem empfand, kann ich dir nicht beschreiben ... Im ersten Augenblicke war es Verwunderung.

Und worüber denn, Clarina? fiel jetzt Signor Emilio ein, sich von dem Händchen losmachend, das ihm die Worte im Munde abschneiden wollte. Selbst wenn das, was du zu sehen glaubtest, keine Ausgeburt deiner Phantasie war, hättest du Ursache, dich zu verwundern, wenn mich beim Anblick einer Fremden, die Mutterstelle bei dir vertrat, meine Bewegung übermannte?

Nicht doch, Papa ... als am nächsten Tage der Arzt dir sagte, daß jede Gefahr beseitigt sei, sah ich dich in deiner Freude auch Angelica küssen, obgleich sie abscheulich nach Zwiebeln roch, und sogar die Tante Lena umarmen, trotzdem sie noch häßlicher als gewöhnlich war ... aber ... das war doch eine ganz andere Art zu küssen ...

Höre einmal, Clarina, du machst wirklich sehr überflüssige und für ein junges Mädchen sogar etwas unziemliche Bemerkungen.

Fasse dich nur in Geduld, denn ich muß dir Alles sagen und du mußt Alles anhören ... Es wäre eine schwierige Aufgabe wenn ich dir beschreiben wollte, was in meiner Seele vorging, nachdem du das Zimmer verlassen hattest; ich sagte dir, daß meine erste Regung ein Gefühl der Verwunderung war; das ist ganz richtig, denn die Vertraulichkeit, die zwischen dir und Signora Fanny herrschte, hatte niemals die Grenze überschritten, jenseits welcher die Galanterie beginnt; es lag in eurem freundschaftlichem Verkehre etwas eigenthümlich Sprödes und Zurückhaltendes, das zu sagen schien: Bis hierher und nicht weiter .... Auf das Gefühl der Verwunderung folgte — warum soll ich es verhehlen? — ein wenig Groll gegen Signora Fanny. Sie, die ich so vertrauend liebte, mit der ich so oft von meiner Mama gesprochen, mit der

ich noch so oft von ihr zu sprechen gedachte, sie drängte sich zwischen mich und sie, zerstörte meinen schönen Traum, und wurde die Nebenbuhlerin der Theuren, die ich niemals gekannt, aber durch dich mit aller Kraft meines Herzens lieben gelernt hatte. Ich fühlte, wie sich meine Augen unter den geschlossnen Lidern mit Thränen füllten, ich fühlte die Vorwürfe in meiner Seele aufsteigen, die ich Signora Fanny machen wollte, sobald ich die Kraft dazu finden würde... Aber würde ich denn diese Kraft jemals finden können, würde mich die sanfte, stille Trauer ihres Antlitzes nicht entwaffnen ... würde ich nicht den Muth dazu verlieren vor jener reinen Stirn, auf welcher der Schmerz wohl seine Furchen eingegraben, aber nie die Schamröthe über begangenes Unrecht gebrannt hatte? ...

Während ich mich diesen Gedanken überließ, war sie erwacht, sie schien fast beschämt, daß sie der Schlaf übermannt, und nachdem sie sich über mich gebeugt hatte, um zu sehen, ob ich schliefe, und (theils aus Schwäche, theils durch die widerstreitenden Empfindungen veranlaßt, die in mir kämpften, stellte ich mich wirklich schlafend) sah sie nach der Uhr, nahm das Nachtlicht vom Tischchen, öffnete das Fenster, stellte das Lämpchen auf das Sims und löschte es aus; dann zog sie die Jalousieen ein wenig auf und ließ Luft und Licht in das Krankenzimmer ein. An das Fenster gelehnt, das lose Gewand auf der Brust zusammenhaltend, stand sie einige Zeit regungslos und sinnend ... Das fahle Morgenlicht ließ die natürliche Bläße ihres Gesichtes noch schärfer hervortreten; ein leises Lüftchen spielte mit ihren blonden Haaren, die in reizender Unordnung auf ihren Hals fielen. Während ich sie mit Augen, deren Beobachtungsgabe die unerwartete Offenbarung dieser Nacht

geschärft hatte, aufmerksam betrachtete, bemerkte ich, daß, wenn auch Signora Fanny nicht schön sei, doch ihr Gesicht noch Spuren von Schönheit zeigte, die — um mich so auszudrücken — unter der schweren Leidensschicht vergraben lag, die lange, schmerzerfüllte Jahre dort niedergelegt hatten. Und ich weiß nicht, ob ich mich täuschte, aber mir schien, als müsse wenigstens ein Abglanz der früheren Anmuth auf diesen Zügen schimmern, wenn Glück und Frieden wieder in die Seele der Armen einkehre. Woran mochte sie in diesem Augenblick denken? Vielleicht an die süßen Träume, unter welchen sie den Kranz zu ihrem Hochzeitstage wand? .. vielleicht an das blutige Schlachtfeld von San Martino, wo ihr Geliebter fiel, um sich nie wieder zu erheben? .. Oder seufzte sie, daß sie mit gebleichten Wangen und einsamem Herzen an der äußersten Grenze der Jugend angelangt war, und sich dazu verurtheilt sah, nur von Erinnerungen zu leben? ... oder fühlte sie die geheime Sehnsucht, noch immer zu lieben und geliebt zu werden, ehe die unerbittliche Zeit ihr sogar die Hoffnung auf solches Glück verweigerte? ... Arme Signora Fanny! ... eine Thräne floß ihr langsam die Wange herab, sie fuhr mit der Hand darüber, um sie zu trocknen, dann entriß sie sich gewaltsam ihrer Träumerei und kehrte an mein Lager zurück. Ich stellte mich, als ob ich soeben erwachte, und voll Reue, daß ich, wenn auch nur einen Augenblick lang, ungroßmüthige Gefühle gegen sie gehegt hatte, machte ich eine verzweifelte Anstrengung, erfaßte ihre Hand, die sie mir darbot, zog sie an meine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Rege dich nicht auf — sei ruhig, liebe Clarina! — sagte sie, — warum bist du so erregt?

Weil ich fühle, erwiderte ich, daß ich Ihnen niemals auch nur den hundertsten Theil dessen vergelten kann, was Sie an mir gethan haben.

Und was habe ich denn gethan, liebes Kind? Es ist ja gar kein Verdienst, dich lieb zu haben, und übrigens müssen wir alten Jungfern auch etwas haben, woran wir unser Herz hängen können, und wenn wir dann ein junges, liebliches Geschöpf, wie dich, leiden sehen, scheint es uns, wenn wir ihm beistehen, als pflegten wir unser eignes Kind.

Damit setzte sie sich ohne weiter ein Wort hinzuzufügen neben mich und streichelte meine Hand, die aus dem Bette herabhing.

Ich war noch zu schwach, um unser Gespräch fortzusetzen, aber meine Augen hingen unverwandt an ihrem gedankenvollen Antlitz, und als sie sich wieder erhob, um vor dem Spiegel ihre Kleidung und ihr Haar zu ordnen, begleiteten sie meine Blicke und, mehr noch meine Gedanken fortwährend.

Ich dachte an die Ereignisse der vergangenen Nacht und an ein andres Leben, das auch, und zum großen Theil durch meine Schuld, einsam und verödet war. Ja, es gab noch ein Wesen, das sich der Zeit im Leben näherte, wo das höchste Glück nur noch Erinnerung und vergeblicher Wunsch ist, ein Wesen, das für mich seine schönsten Jahre versäumt, seine heißesten Wünsche unterdrückt und sich vorzeitig zum Greisenalter verdammt hatte, wo jede Leidenschaft naturgemäß verlöscht ... O, Papa, muß ich es dir noch sagen? ... Dieser Mensch warst du! ... Welch schöne Aufgabe lag vor mir! Ich konnte mein Unrecht wieder gut machen, ich konnte zu gleicher Zeit zwei

einsamen Herzen Glück und Freude wiedergeben. Je argwöhnischer und selbsüchtiger ich bis jetzt gewesen war, um so mehr fühlte ich die Verpflichtung, von nun an der gute Engel des Hauses zu sein, der Urheber des Glückes zu werden, das ich hatte verhindern wollen. Und siehst du, Papa! von diesem Augenblicke an hatte ich keinen andern Gedanken mehr; das, was du für Signora Fanny empfandest, wußte ich nun.

Aber du täuschest dich, Clarina; du weißt nicht, was du sagst! fiel ihr Signor Emilio sichtlich bewegt in die Rede.

Nein, ich täusche mich nicht, ich weiß sehr wohl, was ich sage, und nichts wäre im Stande, diese Ueberzeugung wieder in mir zu zerstören ... Wie jedoch Signora Fanny darüber dachte, das vermochte ich nicht mit gleicher Sicherheit zu wissen. Von jenem Augenblick an beobachtete ich mit einer Scharfsichtigkeit, deren ich mich nicht für fähig gehalten hätte, jede ihrer Handlungen, erspähte jedes Wort, jeden Blick ... und endlich ...

Endlich — was? frug Signor Emilio mit schlecht verhehlter Aufregung.

Still! — rief Clarina aufhorchend. Die Klingel der Hausthüre war gezogen worden. Der Kater Artaxerxes richtete sich mit einem ungeheuerlichen und nichts weniger als höflichen Gähnen auf und krümmte seinen Rücken so gewaltig empor, daß er einem Dromedare glich; auch Angelica war aus ihrem Schlummer aufgefahren, indem sie mit rührender Unbefangenheit sagte: Oh ... es klingelt ... ich war eben im Begriff einzuschlafen ...

Während dessen hörte man die Thüre des Vorsaals

öffnen und schließen, und leichte Schritte näherten sich dem Zimmer.

Wahrhaftig, es ist Signora Fanny, die uns ihren gewöhnten Abendbesuch macht! rief Clarina, indem sie eilig aufstand, um der Freundin entgegenzugehen.

Clarina! — sagte Signor Emilio sehr ernst, vergiß nicht, daß ich keine Kindereien will, und daß ich das ganze Geschwätz von heute Abend als nicht gesprochen ansehe . . . Uebrigens werde ich gleich ausgehen . . . Und unruhig und erregt stand er ebenfalls auf.

Nur noch einen Augenblick! flüsterte das lebhafte Mädchen mit lebhaftem Nachdruck.

Jetzt eben trat wirklich Signora Fanny, schwarz gekleidet und Kopf und Hals mit einer lila wollenen Schärpe verhüllt, ins Zimmer.

Oh, wie roth Sie aussehen, Signora Fanny! rief Clarina, indem sie ihr half, den Shawl und die Schärpe abzulegen. Ist es denn so kalt draußen?

Man erfriert fast.

Nun, dann setzen Sie sich nur an das Kamin. Steh auf, Angelica, mache Signora Fanny Platz.

Die alte Jungfer stand verdrießlich auf, während das kostbare Mietzchen, das sie im Arme hielt, auf unzweideutige Weise sein Mißfallen zu erkennen gab.

Signora Fanny war im Begriff sich niederzulassen, als Clarina mit der gleichgültigsten Miene, als ob es sich um eine Kleinigkeit handelte, zu ihr sagte: Apropos, Signora Fanny, wissen Sie schon die Neuigkeit?

Was für eine?

Daß Papa sich wieder verheirathet.

Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag im Zimmer,

und zwar war die Wirkung eine so gleichzeitige, daß sie aller Beschreibung spottet.

Barmherziger Himmel! rief Angelica entsetzt, indem sie den fetten Artaxerxes fallen ließ, und dieser, über die ungewohnte Behandlung empört, flüchtete mit feindseligem Pusten eiligst unter das Büffet.

Signor Emilio fuhr zusammen und rief vorwurfsvoll: Aber Clarina!

Signora Fanny jedoch wurde bleich wie der Tod; sie hielt sich krampfhaft an der Stuhllehne fest, während sie mit der andern Hand wiederholt über die Augen fuhr, als ob sie die Dunkelheit verscheuchen wollte, die vor ihr aufstieg.

Clarina war im Nu neben ihr, schlang die Arme um ihren Hals und rief mit ausbrechenden Thränen: Oh, verzeihe mir! Ich wußte es ja, daß du meine Mutter werden mußtest, nur der böse Papa, obgleich er dich liebte, wollte durchaus nicht glauben, was ich längst errathen hatte.

Signora Fanny stieß einen Schrei aus und fiel jetzt wirklich in Ohnmacht.

Alle umringten sie; Angelica, die keine Silbe von dem verstand, was vorgefallen war, Signor Emilio, der, unfähig sich länger zu verstellen, jetzt keine größere Sorge hatte, als die Indiscretion seiner Tochter zu bestätigen, und endlich Clarina so glücklich und siegesstolz wie ein General, der eine Schlacht gewonnen hat.

Das Uebrige läßt sich leicht hinzudenken. Nur das Eine will ich noch erzählen, daß Signor Emilio, als er am Schluß dieses so ereignißvollen Abends seine Clarina zärtlich umarmte, zu ihr sagte: Weißt du auch, daß man deinen Streich einen Staatsstreich nennen könnte?

Das weiß ich wohl, aber ich meine, wenn alle Staatsſtreiche dieſer Art wären, hätte Niemand Urſache, ſich über ſie zu beklagen.

Die neue Familie iſt ſehr glücklich; Angelica hat zwar eine Zeitlang über die neuen Verhältniſſe gegrollt, aber endlich ſich doch darein gefunden. Der Kater Artaxerxes leiſtete den hartnäckigſten Widerſtand; er verſchloß ſich Mondenlang, gleich dem heiligen Vater zu Rom, in ein ſtolzes „Non possumus“ und ließ ſich nur durch ein weiches Federkiſſen verſöhnen, auf welchem ihm Signora Fanny erlaubte, ſein Mittagsſchläfchen zu halten. Was Clarina anbelangt, ſo iſt ſie jetzt neunzehn und ein halbes Jahr und noch unverheirathet. Ich weiß nicht, ob ich mich täuſche, aber mir ſcheint, daß ſie meinen liebenswürdigen Leſern nicht unſympathiſch ſein dürfte, und vielleicht einer derſelben ſie zu ſeiner Frau machen könnte. Um die genaue Adreſſe zu erfahren, wende man ſich . . . aber nein! das wäre eine Indiscretion, und die will ich nicht begehen.

Ein Sonnenſtrahl.

Von

Enrico Caſtelnuovo.

Ueberſetzt

von

A. Dulk.

Ein Sonnenstrahl.

Der Saum einer seidenen Schleppe rauschte aus der Salonthüre des Hauses Mellari.

Eine bejahrte Dame, deren Züge noch den Ausdruck jugendlicher Lebhaftigkeit trugen, folgte dem Verschwinden dieser Schleppe mit einem langen, innig zärtlichen Blick, einem Blicke, wie ihn nur Mütter für ihre Töchter, oder Großmütter für ihre Enkelinnen haben. Und eine Enkelin der Dame des Hauses war es auch, welche soeben das Zimmer verlassen hatte.

Signora Anna, die Gattin des Komthurs Professor Everardo Mellari, saß in einer Ecke der Stube allein an einem Tisch, auf dem sich einige Bücher, ein Theeservice, ein Arbeitstäschchen und eine brennende Moderateurlampe befanden; denn, falls wir es noch nicht gesagt haben, sei es hiermit erwähnt: es war zehn Uhr Abends.

Mitten in dem geräumigen Salon stand, von einer Hängelampe erleuchtet und ganz mit Brochüren und Journalen bedeckt, ein viel größerer Tisch, an welchem sechs Männer über Nationalökonomie und Jurisprudenz in einem gewissen näselnden Tone und mit jener majestätischen Feierlichkeit debattirten, welche nur Mitgliedern von wenigstens fünf Akademieen

eigen ist. Die Reden folgten in regelmäßigen Zwischenräumen aufeinander, wie die hundertundein Kanonenschüsse, welche die Geburt eines Prinzen verkündigen. Indessen verlangt die Billigkeit, daß wir bei näherer Betrachtung jener Gruppe die gehörigen Unterscheidungen machen.

Von den sechs daselbst versammelten Persönlichkeiten hätte man einige für Fossilien halten können, und zwar war der fossilste von Allen ein junger, kaum dreißigjähriger Mann, einer von jenen Pygmäen der Wissenschaft, welche stets in die Fußstapfen Anderer treten und sich für gelehrt halten, wenn sie einer schläfrigen Versammlung eine langweilige Abhandlung vorgetragen haben. Derartige Naturen scheinen sich durch das Bewußtsein, nicht mehr als zwanzig bis dreißig Jahre zu zählen, bedrückt zu fühlen, und tragen daher die Manieren und die Gesetztheit des reiferen Alters zur Schau, sind schwülstig, hochmüthig und vor allem äußerst langweilig. Auf ihren Lippen ist kein Lächeln, in ihren Augen kein Glanz, in ihren Worten keine Wärme, leibhaftigen Mumien gleich wandeln sie durchs Leben.

Auch der Komthur Professor Everardo Mellari, der zur Zeit unserer Erzählung über sein sechzigstes Jahr hinaus war, hatte den großen Fehler begangen, das Leben nur von einer Seite und zwar von der des Studiums und der philosophischen Beschauung zu erfassen und darüber jene Wahrheit zu übersehen, welche Giusti kurz und gut so ausdrückt:

Nie hat auf Erden sich
Zurechtgefunden,
Wer keine Ader hat
Vom Vagabunden.

Doch konnte man ihm bei seinem außerordentlichen Verstande, seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seinem vortrefflichen, in der Freundschaft beständigen Herzen das bischen Abgezirkelte und Conventionelle leicht vergeben. Was seine Erscheinung betrifft, so war sie seinem Charakter entsprechend und daher eher bedeutend als gefällig.

Bei dem Stuhle des Professors Everardi stand, sich mit einer Hand auf die Lehne stützend, mit der andern eine Zeitung vor sich hin haltend, in deren Lectüre er jedoch nicht allzusehr vertieft zu sein schien, Signor Maurizio Dardi, der älteste und vertrauteste Freund der Familie Mellari, der einen vollkommenen Gegensatz zu den Andern bildete, ja man könnte fast sagen, einen Mißton in das Concert gelehrter Doktoren brachte. Auch er konnte sechzig bis siebzig Jahre alt sein, aber die Haltung seiner schlanken, kräftigen Gestalt war ungebeugt, der Ausdruck seiner Züge heiter und oft ironisch, sein Blick intelligent und voll Feuer. Seine jetzt fast weißen Haare waren wohlgepflegt, wie bei einem jungen Manne, und kräuselten sich hie und da zu herausfordernden Löckchen, die zu sagen schienen: Wenn ihr wüßtet, wie manches zierliche Händchen mit uns gespielt hat! Im Ganzen machte seine noch immer anziehende Erscheinung, sowie die sorgfältige und gewählte Kleidung den Eindruck eines Mannes, welcher viel in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft verkehrt hat.

Signor Maurizio war ebenfalls der hinausrauschenden Schleppe mit den Blicken gefolgt. Als die Thüre sich wieder geschlossen hatte, athmete er tief auf wie jemand, der sich von einer Last befreit fühlt, näherte sich rasch der Signora Anna und sagte, indem er einen Stuhl an den Tisch rückte: Ist es erlaubt, ein wenig mit Ihnen zu plaudern?

Die in Gedanken Verlorene fuhr zusammen und erwiderte mit wohlwollendem Lächeln: Ei freilich! Ich gestehe Ihnen sogar, daß es mir sonderbar vorkam, Sie inmitten so vieler ernster Männer zu sehen.

Ich danke für das Compliment. Uebrigens die Hand aufs Herz: Ihren Mann allein lasse ich mir gefallen, aber in Gesellschaft jener Andern — nein, und abermals nein! Everardo wiederholt es mir ein mal über das andere, daß ich leichtsinnig sei, wie ein Zwanzigjähriger, und daß er nicht begreifen könne, wie wir bei so grundverschiedenem Wesen unser Leben lang Freunde bleiben konnten. Und in der That nimmt es auch mich Wunder . . . Aber sehen Sie, Everardo verzeihe ich Alles.

Ah, wirklich, Sie haben etwas zu verzeihen? fiel Signora Anna ein.

Gewiß, denn im Grunde sind solche im Bücherstaub der Bibliotheken vergrabene Existenzen doch verfehlt; die Heiterkeit aus dem Leben verbannen, heißt die Sonne aus dem Weltall weisen.

Ei sieh doch, wie bilderreich! . . . Nun, Sie Lästerzunge, auf wen haben Sie es heute Abend abgesehen?

Auf gar Viele; indessen, wenn es Ihnen genehm ist werde ich mich mit Einer Person begenügen.

Viele sind berufen, aber wenige auserwählt, bemerkte Signora Anna lächelnd. Und wer ist heute der Erwählte?

Es ist eine Erwählte.

Eine Frau?

Richtig.

Nun, wer denn?

Sie selbst.

Ich?

Ja, liebe Freundin ... Glauben Sie denn wirklich, daß ich während dieser ganzen Zeit den gelehrten Abhandlungen über indirecte Steuern zugehört habe, welche jener überaus angenehme Dr. Belgini uns auftischt, der, wenn man seinem Taufschein Glauben schenkt, erst neunundzwanzig Jahre zählt, aber mindestens wie ein Sechzigjähriger spricht und aussieht?

Aber so sprechen Sie doch leise, Sie unhöflicher Mensch!

Oh, seien Sie außer Sorge, die Herren hören uns nicht, erwiderte Signor Maurizio, während er gleichwohl der Signora Anna näher rückte und mit etwas gedämpfter Stimme fortfuhr:

Oder scheint es Ihnen glaubwürdig, daß ich den juristischen Thesen große Aufmerksamkeit geschenkt habe, welche der Rath Marino mit so großer Gewandtheit vorträgt, wobei er sich nach jedem Satze triumphirend umsieht, als wollte er sagen: Habt ihr je schon etwas Aehnliches gehört?

Frau Anna unterdrückte das Lachen und versetzte leise mit etwas boshaftem Ton:

Aber der Komthur Brullo ist doch da!

O, der ist ein wahres Unicum! fiel Signor Maurizio lebhaft ein. Es gibt nichts, was ihm nicht schon begegnet wäre, kein Land, das er nicht auch bereis't, keinen Einfall, den er nicht zu allererst gehabt hätte. In außerordentlichen Fällen läßt er sich zu einem Compromiß herbei. Heute Abend zum Beispiel, als man von Grönland sprach, bemerkte er: Ich wäre beinahe hingekommen.

Erstaunt über diese ungewöhnliche Bescheidenheit, sagte ich: So? Und ich hätte darauf gewettet, daß Sie schon dort gewesen seien. Glauben Sie, er hätte verstanden, daß ich mich über ihn lustig machte? Gott bewahre! Er nahm vielmehr meine Worte für bare Münze.

Nun, schließlich bleibt doch Everardo, sagte Signora Mellari ernsthaft und ohne jeden Anflug von Ironie.

Ja, Everardo allerdings, erwiderte Maurizio in demselben Ton, und vor ihm ziehe ich den Hut; aber nur, ich wiederhole es Ihnen, wenn ich mit ihm allein bin, und er den Bücherstaub abgeschüttelt hat. Nun, werden Sie nur nicht ungeduldig. Da er Pedanten bei sich empfängt, ist es ja natürlich, daß er bisweilen aus Gastfreundschaft selbst zum Pedanten wird ... Aber am Ende halten Sie mich für boshaft und spöttisch? ...

Ach, und Sie sind es doch so gar nicht, Sie Aermster! rief Frau Anna aus. Und à propos! hatten Sie nicht etwas an mir auszusetzen?

Ja richtig! Beginnen wir sogleich damit.

Signora Anna rückte näher an den Tisch heran und nahm, indem sie das Kinn in die Hand stützte, eine wohlwollende und erwartende Haltung an.

Sie müssen also wissen, begann Signor Maurizio in einem scherzhaften Tone, welcher die scheinbare Derbheit seiner Worte milderte, Sie müssen also wissen, meine liebe Freundin, daß ich einen großen Theil der Unterredung zwischen Ihnen und Ihrer Enkelin mitangehört habe, und mir dabei blühender Unsinn zu Ohren gekommen ist.

So? Und worin bestand denn dieser blühende Unsinn?

Sie werden mir nicht ableugnen, daß Evelina ihren Mann bei Ihnen verläumdet hat.

Verläumdet? Das gerade nicht; sie beklagte sich nur einigermaßen.

Nun gut. Was mich betrifft, der ich von der Ehe...

Ersparen Sie mir Ihre Theorien; man weiß ja, daß Sie ein abgesagter Feind der Ehe sind.

Durchaus nicht; ich halte sie im Gegentheil für eine treffliche Einrichtung zu Gunsten der Eheloſen. Wie stände es um die, wenn es keine Verheiratheten gäbe?

Pfui, schämen Sie sich doch, so cynisch zu sein!

Ich bin weniger cynisch, als Sie glauben, liebe Freundin, und es wäre mir ein Leichtes, das zu beweisen. Aber um wieder auf unseren Gegenstand zu kommen: was mich also betrifft, der ich ein hartnäckiger und unbußfertiger Junggeselle bin, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn eine Frau sich über ihren Mann beschwert, sondern finde das vielmehr in der natürlichen Ordnung der Dinge begründet. Wenn ich mich aber an Ihre Stelle versetze, an die Stelle einer Frau, welche für die Heiligkeit der Ehe eintritt, so kann ich nicht umhin mich zu verwundern, daß Sie Ihrer Enkelin derartige Reden hingehen lassen, ja sich sogar den Anschein geben, dieselben zu unterstützen.

Nun, wenn es sich blos um eine Predigt handelte, so hätten Sie mir diese ersparen können; denn erstens habe ich ganz und gar nichts unterstützt, und dann regt es mich auf, die ehelichen Pflichten von einem oder dem anderen Theile mißverstanden zu sehen, eben weil mir Ehe und Familie heilig sind.

Das sind Redensarten. Ich glaube im Gegentheil, daß die Ehe, wenn sie nicht ein trauriges Ende nehmen soll,

die Ausübung fortwährender gegenseitiger Nachsicht erfordert; Nachsicht, verstehen Sie mich recht, nicht etwa mit Laster und Liederlichkeit, wol aber mit all jenen kleinen Fehlern und Unvollkommenheiten, welche jeder der Gatten ohne Zweifel im Andern findet. Doch um zur Sache zu kommen, worüber beklagt sich Ihre Enkelin?

Wissen Sie auch, daß Sie recht neugierig sind? Ich könnte Sie einfach abweisen und Ihnen rathen, sich um Ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Aber ich will großmüthig sein, und so sage ich Ihnen denn aufrichtig, daß Evelina im Recht ist. Wenn ein Mann eine Frau wie sie besitzt, jung, blühend, schön, und dabei gut und unschuldig, wie ein Engel, — wenn ein Mann, sage ich, eine solche Frau besitzt, und er vernachlässigt sie, statt ihr das Schönste und Beste zu weihen, was in ihm ist, so verdiente er . . . o, ich weiß, was er verdiente! Die geringste Strafe, die ihm gebührt, ist der Unwille seiner Frau.

Ich bewundere die jugendliche Glut, mit der Sie sprechen! Wahrlich, Sie gleichen der Vestalin, welche das heilige Feuer bewahrt.

Bewundern Sie mich lieber weniger und hören Sie mir aufmerksamer zu. Oder meinen Sie etwa, daß Evelina zufrieden sein sollte? Kaum sechzehnjährig wird sie — zum Theil auch durch meine Schuld — an einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren verheirathet, der zwar rechtschaffen, fleißig und in einer ehrenvollen Stellung, aber auch maßlos ehrgeizig ist und nur von Ruhm und Erfolgen träumt. Bald ist er hier, bald dort, heute in Florenz, morgen in Mailand, übermorgen in Neapel, stets beschäftigt, Conferenzen zu berufen, Reden zu halten und

was weiß ich zu thun, überall Beifall zu erndten und Lorbeern zu pflücken. Und nachdem er nun fünf Vierteljahre verheirathet ist, will es viel sagen, wenn er drei Tage der Woche bei seiner Frau zubringt, um sie mit der Beschreibung seiner Triumphe zu langweilen. O, glauben Sie mir, es gibt nichts Egoistischeres als die sogenannten großen Männer, nichts Engherzigeres und Kleinlicheres! In das Heiligthum des Hauses, das der Liebe, dem Vertrauen und der Freude geweiht sein sollte, tragen sie ihre persönliche Eitelkeit hinein; an Stelle des gemüthlichen und harmlosen Geplauders am häuslichen Herd tritt der bittere und leidenschaftliche Ton des öffentlichen und literarischen Lebens, und so kommt es, daß man sich tausendmal an die Seite des bescheidenen Beamten, des kleinen Geschäftsmannes wünscht, der, nachdem er seine täglichen Pflichten erfüllt hat, die Heiterkeit seines Gemüths, die lautere Poesie seiner Seele, kurz sein besseres Ich mit in die Familie bringt. Denn hierin liegt der große Unterschied zwischen gewöhnlichen Menschen und hochfliegenden Geistern: die Ersteren suchen der Gattin zu gefallen, weil sie wissen, daß Niemand außer ihr den wahrhaft erquickenden Beifall spenden kann; die Andern dagegen sehen, geblendet vom Glanze, der sie umgiebt, im Innern ihres Hauses nur Unwissenheit und tödtliche Langeweile.

Beim Zeus! fiel Signor Maurizio ein, Sie übertreffen heute Abend Mirabeau an Beredtsamkeit. Aber wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen zu antworten, so habe ich zu bemerken, daß ohne Zweifel viel Wahres an dem ist, was Sie sagen, daß jedoch die Waffen, mit denen Sie kämpfen, zweischneidige Schwerter sind; geben Sie Acht, sich nicht selbst damit zu verwunden! Wenn eine junge Frau, wie

es bei Evelina der Fall ist, einen bedeutenden Mann besitzt, so giebt es für sie nur ein Mittel, um nicht unglücklich zu werden. Sie kann nicht hindern, daß er die Früchte seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit einsammle, noch, daß er von fieberhafter Ruhmbegierde ergriffen werde; es bleibt ihr also nichts übrig, als sich in seinem Glanze zu sonnen, seine Interessen zu den ihrigen zu machen. Neutralität ist ihr verboten, denn bei der Gattin heißt neutral sein feindlich gegenüberstehen. Kann sie sich nicht für die Triumphe des Gatten erwärmen, so vernachläßigt sie dieser, und schließlich haßt sie den Ruhm, der sie selbst hätte verklären sollen. Dann leben die beiden Eheleute in zwei verschiedenen Welten, ihre Seelen haben keinerlei Gemeinschaft mehr, und, glauben Sie es mir, wenn die Körper gezwungen sind, nebeneinander zu leben, ohne daß die Seelen eins werden, so kann daraus nur gegenseitige Abneigung entstehen... Und wenn wir gerecht sein wollen: können wir von einem Manne, der allen Verführungen der Welt ausgesetzt ist, dem von allen Seiten Weihrauch gestreut, in jeder erdenklichen Weise geschmeichelt wird, wirklich verlangen, sich in einem Augenblicke völlig umzuwandeln, daß er einfach, bescheiden und harmlos werde, sobald er die häusliche Schwelle überschritten hat? Eine weise Gattin aber versteht es, den Gefahren zuvorzukommen, und ändert, da sie den Gatten nicht umzubilden vermag, sich selbst.

So wollen Sie einen Blaustrumpf aus ihr machen?

Warum nicht gar! Sie wissen besser als ich, wie eine rechtschaffene Frau an den Bestrebungen ihres Mannes theilnehmen kann, ohne etwas von der ihr angeborenen Anmuth und Einfachheit einzubüßen. Alles kommt darauf

an, daß ihre Liebe zum Gatten und nicht die Manie, gelehrt sein zu wollen, sie zu dieser Umwandlung treibt. Denn im letzteren Falle hätten wir es keineswegs mit einer gebildeten Frau, sondern mit einer lästigen Pedantin zu thun, wie man deren so viele in der italienischen Gesellschaft findet; ganz im Gegensatz zur englischen und deutschen, wo Harmonie des Wesens, das Ringen nach hohen Idealen die natürlichsten und selbstverständlichsten Dinge sind.

Aber Sie sprechen immer nur von den Pflichten der Frau; hat denn der Mann gar keine zu erfüllen?

Auch er, gewiß. Aber ich habe jetzt das Glück und den Frieden der Ehe im Auge und sage Ihnen aus vollster Ueberzeugung, daß der Mann, auch wenn er seinen Pflichten untreu wird, im Ruhm, im Ehrgeiz, im Erfolge auf tausenderlei Art Ersatz zu finden im Stande ist, daß aber die Frau dem Unglück oder der Schuld verfällt, wenn sie das Glück nicht unter ihrem eigenen Dache zu gründen weiß.

Mit was für hochtönenden Phrasen Sie mir den Kopf betäuben! Schuld! Tugendhafte Frauen wissen auch im Unglück sich selbst treu zu bleiben.

Im Unglück, ja, antwortete Signor Maurizio lebhaft, mit einem kaum merklichen Lächeln, ich glaube auch, daß wenn ein großer Schmerz, eine große Enttäuschung das Gemüth beherrscht, die Frau in dieser Enttäuschung, in diesem Schmerze Schutz gegen die Versuchungen findet. Im Paul Foreſtier von Augier ist eine Frauengestalt gezeichnet, welche, um sich an dem Manne zu rächen, den sie anbetete und der sie verlassen hat, sich an demselben Tag und in derselben Stunde, in welcher die Heirath ihres erstes Geliebten stattfinden soll, in die Arme eines Andern

wirft, den sie verabscheut. Es ist das ein wunderlicher Einfall, der sich auf eine vielleicht mögliche aber nicht wahrscheinliche Thatsache gründet. Was indessen nach meiner Ansicht die Frau stets an die Grenze der Schuld führt, ist jener krankhafte Zustand des Gemüths, welcher, schwankend zwischen Freude und Schmerz, unfaßbar, unbestimmbar, nebelhaft wie die Dämmerung ist, voll unbegrenzter, formloser Wünsche, voll unnennbarer, sich selbst unerklärlicher Melancholieen. Eine Frau, welche sagt: ich werde nicht verstanden, versteht nur zu oft sich selber nicht, und eben in dieser Verworrenheit liegt eine beständige Gefahr. Wer nicht weiß, was er will, läßt sich leicht auf Versuche ein, weil er voraussetzt, das geträumte Ideal könne plötzlich da erscheinen, wo man es am wenigsten vermuthet. Gerade so ist es mit Ihrer Evelina. Ihr ist heute eine Phrase entschlüpft, die ich mir wohl gemerkt habe.

Ich sehe ein, sagte sie, daß zwischen ihm und mir keine Verständigung mehr möglich ist. Diese Redensart, mag sie nun eine tiefe Entmuthigung oder maßlosen Hochmuth in sich bergen, zeigt, daß Ihre Nichte die Absicht hat, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen. Ihre Seele ist nicht mehr von Ihrem Mann erfüllt. . . .

Aber wer sagt Ihnen denn das?

Lassen Sie mich ausreden. Ihr Herz ist ein leeres Haus, und ein leeres Haus kann immer einen neuen Miether finden.

Aber Maurizio! rief Signora Anna etwas gereizt, indem sie Miene machte, aufzustehen. Ich denke, es wäre Zeit, abzubrechen. Sie wissen, welche Freiheit Sie in diesem Hause genießen, und wie ich Sie als zur Familie gehörig betrachte; aber jede Vertraulichkeit hat ihre Grenzen;

ich kann Ihnen derartige Muthmaßungen über Evelina nicht gestatten. Predigen Sie mir vor so viel Sie wollen, aber lassen Sie diesen Engel in Frieden.

Nicht doch, erzürnen Sie sich nicht, erwiderte der muntere alte Herr, indem er die Dame an einem Zipfel ihres Kleides festhielt, so daß sie sich nicht zu erheben vermochte. Ich achte Ihre Zärtlichkeit als Großmutter und werde Ihnen für heute nichts mehr über Evelina sagen. Aber ohne auf diesen besonderen Fall bestehen zu wollen, wiederhole ich Ihnen, daß ich schon manche Engel ihre Flügel verlieren, viele Tugenden Schiffbruch leiden und Andere sich durch einen bloßen Zufall retten sah, etwa durch einen Windstoß oder einen Sonnenstrahl.

Was haben denn Wind und Sonne damit zu schaffen?

Ei, ich denke wol, daß sie etwas damit zu thun haben! versetzte Signor Maurizio, sich die Hände reibend. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen die Geschichte eines Sonnenstrahls zu erzählen?

Frau Anna lächelte und antwortete, nachdem sie die Uhr, welche auf einem Ecktischchen stand und halb elf zeigte, mit einem raschen Blicke gestreift hatte: Sie haben eine seltsame Lust, wieder einmal eine ihrer Geschichten anzubringen, die zahlreicher sind als die Tage des Jahres. Ich kann Ihnen dreiviertel Stunden zugestehen, zuvor aber, mein Lieber, hören Sie meine Bedingungen. Sie haben die Gewohnheit, Impertinenzen zu sagen, und ich mag keine hören; auch machen Sie gewisse schlechte Witze, die mir nicht behagen. Daher werden Sie gefälligst die gehörigen Grenzen einhalten, oder ihre Possen im Café oder im Casino erzählen.

Ich nehme die Bedingungen an. Und damit der Fall

nicht eintrete, daß ich dieselben vergesse, bitte ich Sie selbst, mich, gleich dem Präsidenten einer Versammlung, zur Ordnung zu rufen, sobald ich Miene machen sollte, vom richtigen Wege abzulenken. Bei diesen Worten blickte er suchend um sich, und als er auf dem Tisch eine Scheere entdeckt hatte, schob er dieselbe Frau Anna hin mit den Worten: Das soll Ihre Glocke sein. Wenn Sie die Scheere in die Höhe heben, werde ich verstehen, daß es nöthig ist, unverfänglichere Ausdrücke zu wählen.

Sie sind doch immer das große Kind, rief Signora Anna aus. So reden Sie denn.

Nur Geduld; auch ich habe eine Bedingung zu stellen.

Und die wäre?

Daß, wenn ich die wohlanständige Haltung beobachte, welche Sie mir vorschreiben, es mir vergönnt sei, meine Geschichte bis zu Ende zu erzählen, sollte auch zufällig von etwas die Rede sein, das Ihnen schon bekannt ist.

Wie wäre das möglich?

Wer weiß! Es wäre nicht ganz unmöglich, daß Sie die Erzählung schon von Jemand anders gehört hätten.

Und in diesem Falle liegt Ihnen wirklich daran, sie in zweiter Auflage zu geben?

Es liegt mir daran.

Nun wohl, so sei es denn, wie Sie wünschen.

Habe ich Ihr Wort?

Ja doch, ja; fehlt Ihnen sonst noch etwas?

Geben Sie mir Ihre Hand darauf?

Großer Gott, welche Förmlichkeiten! Man könnte glauben, ich sollte in eine Freimaurerloge aufgenommen werden. Da haben Sie meine Hand. — Frau Anna reichte

Dardi eine Hand, welche das Alter weder zu mager noch zu fett hatte werden lassen; ein jugendliches Händchen, so zu sagen, weich und schön geformt, von zarter Weiße und voll nervöser Reizbarkeit in seinen Bewegungen. Dem jovialen Alten schien dieser Händedruck äußerst angenehm zu sein; nachdem er jedoch die Rechte der Signora Anna einige Secunden lang in der seinen gehalten hatte, räusperte er sich wiederholt, wie Jemand, der sich anschickt, eine akademische Rede zu halten. Sie indessen zündete als sorgsame Hausfrau die Theemaschine an, indem sie scherzend sagte: Um zu verhüten, daß ich während Ihrer Plauderei schläfrig werde, bereite ich mich vor, noch eine Tasse Thee zu trinken.

Dies Unglück wird nicht geschehen, theure Boshafte, dafür stehe ich Ihnen. Und nun will ich beginnen. Dabei bitte ich aber zu beachten, daß, was ich erzähle, nur eine Geschichte ist, die mir ein Freund, dem sie selbst passirt ist, mit allen Einzelheiten mitgetheilt hat. Eine wahre Geschichte, verstehen Sie?

Das wird eine schöne Wahrheit sein, die durch Ihren und Ihres Freundes Mund gegangen!

Die Geschichte ereignete sich vor nicht viel weniger als vierzig Jahren, fuhr Signor Dardi fort, ohne von der Unterbrechung Notiz zu nehmen. Mein Freund, der jetzt so alt ist wie ich ... und wie Sie, war damals jung und schön, wie ich es war ... und wie Sie selbst in jener Zeit es waren.

Das gehört nicht zur Sache.

Er hatte vor kurzem die Universität absolvirt und dort den Ruf eines mehr lebhaften als bedeutenden Geistes, einer mehr vielseitigen als gründlichen Bildung hinter-

lassen. Wie dem auch sei, in einer Zeit, in welcher auf den Hochschulen sehr wenig studirt wurde, konnte er mit Recht unter die hervorragendsten Jünglinge gezählt werden, und diese empfingen ihn auch mit offenen Armen bei ihren geselligen Zusammenkünften, wo seine beständige gute Laune dazu beitrug, die Gesellschaft fröhlich zu erhalten. Und, unter uns gesagt, trug dazu auch seine Börse etwas bei, denn er war reich, und reiche Studenten sind bei uns wie weiße Raben. Alles in Allem war es wirklich ein auserwählter Kreis junger Leute, welche in der Folge je nach der Nothwendigkeit des Lebens oder den Launen des Zufalls nach allen Richtungen hin zerstreut wurden. Durch eine jener seltsamen Fügungen, wie sie nicht selten vorkommen, hatte sich mein Freund mit innigster Liebe Demjenigen angeschlossen, welcher unter Allen seinem Charakter am wenigsten entsprach. So heiter und sorglos er selbst, so ernst und gedankenvoll war sein Freund, und ebenso wie in ihrer Gemüthsart, wichen die Beiden auch in der Anlage ihres Geistes von einander ab; der Eine lebte fröhlich in den Tag hinein, ließ keine Blume ungepflückt am Wege stehen und war für Poesie, Musik und Malerei begeistert; der Andere hingegen lag mit mehr deutschem als italienischem Fleiße den philosophischen, juristischen und historischen Studien ob. Aber seltsam! Die Künstlernatur des Ersteren barg einen unverbesserlichen Hang zur Zweifelsucht, während im Andern unter der frostigen Hülle die größte Vertrauensseligkeit wohnte. Was den Ernst seines Wesens und die klösterliche Strenge seiner Sitten betrifft, so will ich nur sagen, daß nie, so lange wir zusammen auf der Universität *** lebten —

Was haben denn Sie dabei zu thun?

Sie haben Recht. Ich rede in der ersten Person, indem ich mir einbilde, meinen Freund sprechen zu lassen.

Welche Freundschaft, über der Sie sogar Ihre persönliche Identität, wie es in den juristischen Journalen meines Mannes heißt, vergessen! Wirklich wie Orestes und Pylades! . . .

Nun habe ich richtig durch Ihre Bosheit den Faden verloren. Was sagte ich doch? Ach ja, ich sagte, daß unsere Anstrengungen, ihn zu civilisiren, erfolglos blieben, daß es nicht möglich gewesen war, ihn zu irgend einer jugendlichen Thorheit zu verleiten. Mit dreiundzwanzig Jahren war er . . . — Signora Anna bewegte einen Augenblick die Scheere und Signor Maurizio schlug einen anderen Ton an.

Aber darauf kommt wenig an. Auch die politischen Fragen, und von diesen werden Sie mich hoffentlich sprechen lassen, beschäftigten ihn kaum. In jener merkwürdigen Zeit, in der man von den Poesien des Baffo und des Buratti (stellen Sie sich nicht so unwissend, Sie haben sie ja wol selbst gelesen) zu den lyrischen Gedichten des Berchet überging, und in welcher man am Eingang des warmen Theaters oder der Prunksäle den Postwagen antreffen konnte, der Einen nach dem Spielberg führen sollte; in jener Zeit, wo die Menschen nur geboren zu werden schienen, um Farcen oder Tragödien aufzuführen, war es unserem Original gelungen, sich den Verführungen sowol der eleganten Welt als der freilich viel nobleren aber auch gefährlicheren geheimen Gesellschaften zu entziehen. Und dies geschah bei ihm nicht aus Mißtrauen, da, wie ich sagte, der Verdacht seinem Wesen fern lag; auch nicht aus Feigheit, denn seine Natur kannte keine Furcht; es war einzig jene

große, alle anderen Neigungen und Gedanken in ihm unterdrückende Leidenschaft des Studiums, die ihn gleichgültig machte gegen vieles, was auf die jungen Leute im Allgemeinen einen Zauber ausübte. Sie können sich vorstellen, wie erstaunt seine Kameraden waren, als sie eines Tages erfuhren, er sei sterblich verliebt. Wie und in wen?! Diese Fragen liefen von Mund zu Mund, und mehrere Tage lang hörte man allgemein boshaft darüber spotten: — Na, der wird eine schöne Dummheit begangen haben!

Wer? unterbrach Signora Anna. Ich verabscheue die Anonymität.

Wollen Sie in der That, daß wir das Civilstandsregister in Ordnung bringen? Nun gut, so werden wir meinen Freund Ugo und den Freund meines Freundes Alberto taufen. Alberto also, denn von ihm ist in diesem Augenblicke die Rede, hatte keineswegs die große Dummheit begangen, welche man ihm zuschrieb. Sicher hatte er sehr unrecht gehabt, sich überhaupt ernstlich zu verlieben, aber wenigstens war seine Auserwählte weder häßlich noch dumm noch kokett, wie es doch bei einem Manne, der so wenig Erfahrung in diesen Sachen hatte, zu erwarten gewesen wäre.

Ei, standen denn diesem Herrn nicht seine beiden Augen zur Verfügung?

Wol, aber die Augen eines Gelehrten, meine theure Anna, welche dazu taugen, alte Pergamente zu entziffern, und fähig sind, auf einer Inschrift in Sanscrit mit größerem Wohlgefallen zu ruhen, als auf den göttlichen Formen einer Venus von Milo. Auf jeden Fall war das von Alberto geliebte Mädchen dazu angethan, jedwede Künstlerseele zu bezaubern. Ich will sie Ihnen nicht be-

schreiben, sondern mich darauf beschränken, Ihnen zu sagen, daß Geist, Schönheit und Anmuth in ihrem Wesen wetteiferten. Es war eine schlichte, natürliche Anmuth, die von ihrer ganzen Erscheinung ausging, wie Blumenduft, ein lebhafter, feiner, poetischer Geist, und eine Schönheit voll Hingebung und doch zugleich voll Feuer, verklärt von süßer Schwermuth und himmlischem Lächeln. . . . Und dieses Mädchen zählte, glaube ich, erst sechzehn bis siebzehn Jahre. . . .

Wie warm Sie werden! Man könnte denken, Sie sprächen von Ihrer neuesten Flamme.

Meine Theure, die Dinge erscheinen uns nah oder fern, je nachdem sie sich dem Gedächtniß mehr oder weniger eingeprägt haben. . . .

Sie sprechen hoffentlich von dem Gedächtniß Ihres Freundes.

Gewiß, antwortete Signor Maurizio mit weltmännischer Gewandtheit, obgleich ihn die verfängliche Frage etwas außer Fassung gebracht hatte. Aber ich setze mich an die Stelle des Freundes.

Sie sind wirklich ein kostbarer Freund, bemerkte Frau Anna mit einem Anfluge von Ironie. Aber à propos, wie ist denn der Name dieser Göttin?

Nennen wir sie Julia.

Ah, so ist wol auch ein Romeo vorhanden?

Möglich, doch greifen Sie nicht vor.

Nun kann ich mir schon die ganze wunderbare Geschichte denken; es ist nichts als ein gewöhnliches Liebesabenteuer.

Aber um Himmelswillen, Sie haben mir ja versprochen, mich nicht zu unterbrechen, so lassen Sie mich doch fort-

fahren. Also die schöne Julia, überrascht von der Liebeserklärung eines Mannes, welchen sie den Tag vorher kennen gelernt hatte, war anfangs darüber erschrocken. Bald aber konnte sie nicht umhin, eine Neigung zu erwidern, die so lebhaft und aufrichtig, so ehrerbietig in ihrer Leidenschaft, so schmeichelhaft für ihre Eigenliebe war. Es ist gewöhnlich, daß selbst leichtsinnige Frauen und solche, die nicht gerade in Geist und Verstand vernarrt sind, sich vor dem Erfolge beugen. Alberto aber gehörte zu den gefeiertsten Studenten der Universität, und zu denjenigen, welchen man eine glänzende Zukunft prophezeite. Allerdings war der Ernst seines Geistes und seiner Studien nicht geeignet, ein sechzehnjähriges Mädchen zu bezaubern, andererseits aber konnte sie ja einen Mann von seinem Werthe unmöglich zurückweisen, nachdem er unter Tausenden *sie*, die bescheiden im Dunkeln Lebende, erwählt hatte. So kam es, daß das junge Mädchen, wenn es auch die Begeisterung ihres Geliebten nicht theilte, doch seinen Worten gern Gehör schenkte und sich im Stillen gelobte, mit der Zeit seine Liebe mit gleicher Glut zu erwidern.

Wie es gelang, die von der Familie dazwischengeschobenen Hindernisse zu beseitigen und die Heirath zu schließen, wie Alberto die Doctorwürde erhielt, sind Dinge, die ich zu erzählen nicht der Mühe werth halte; zudem wissen Sie, daß ich nicht zu sehr auf Einzelheiten eingehen darf, um das mir anvertraute Geheimniß nicht zu verrathen. Dies kann ich Ihnen jedoch sagen, daß Alberto's Freunde sich nach seiner Hochzeit von einer großen Last befreit fühlten, da er sie mit den Erzählungen seiner Eifersucht, seiner Zweifel und seiner Leidenschaft über die Maßen gelangweilt hatte. In manche Herzen dringt die Liebe ein

wie ein wohlthätiger Regen, wenn er sich auf die zu seinem Empfange bereite Erde ergießt; dann erfüllt, beglückt und belebt sie den Menschen und macht ihn fähig, eine klare, ruhige Freude um sich her zu verbreiten. In anderen dagegen bricht sie ein wie der Sturm, der auf granitnen Boden niederbrauf't, wo das Wasser, statt langsam aufgesogen zu werden, sich auf der Oberfläche zu Seen und Bächen sammelt. In solchen Fällen erzeugt die Liebe, statt sich harmonisch mit dem ganzen Wesen zu verbinden, einen unruhigen, krankhaften Seelenzustand und vernichtet jene zarte Zurückhaltung, jene liebliche Verschämtheit, die das Herz sowol des eigenen Zartgefühls als auch des des Geliebten eingedenk zeigt. Bei Alberto war der von ihm nicht ganz begriffene Mißklang zwischen dieser Leidenschaft und dem Rest seines Wesens ein so großer, die Umwandlung, die in ihm vorgegangen war, entfremdete ihn so sehr seiner eigenen Natur, daß er in seiner Vertraulichkeit schwatzhaft und unzart, bisweilen sogar roh wurde.

Nachdem er geheirathet hatte, gewann die angeborene Richtung seines Geistes und Gemüthes wieder die Oberhand. Wie Menschen, welche im Schlafe einen physischen Eindruck empfangen, der sich ihnen im Traum so lebhaft einprägt, daß ihnen beim Erwachen aus demselben nichts mehr gegenwärtig ist außer dieser einen lebendigen, realen Empfindung; so sah Alberto, nachdem er zum Bewußtsein seiner selbst zurückgekehrt war, den Zauber, der ihn beherrscht hatte, verschwinden und sich zur Seite weniger die erwünschte Gefährtin, als nur die schöne und liebenswürdige Gattin. Von Natur aus ehrgeizig, sah er in ihr eher ein Hinderniß als eine Hülfe für seine Laufbahn, und er vermochte dies Gefühl nicht vollkommen zu ver-

bergen. Giulietta dagegen hatte, wie es bei tugendhaften Frauen gewöhnlich der Fall ist, den Mann, dem sie sich zu eigen gegeben, mehr als je liebgewonnen und fühlte sich nun von dem Wechsel in Alberto's Stimmung tief verletzt. Aber bei der mit Würde gemischten Zurückhaltung, die den Grundzug ihres Charakters bildete, ließ sie sich nichts davon merken, sondern verschloß den Schmerz in ihrem Busen. So wie sie zu unerfahren gewesen war, das vorherzusehen, was geschehen mußte, so wußte sie auch jetzt, trotz ihrer Intelligenz, das Heilmittel gegen das Uebel nicht zu entdecken. Sie wußte noch nicht, daß, wenn sie sich den Studien und Bestrebungen ihres Mannes angeschlossen hätte und eine eifrige Theilnehmerin seiner Arbeiten geworden wäre, sie wohl vermocht hätte, die Liebe festzuhalten, die sie zu verlieren im Begriff war. Wer seinen Kummer ohne Klage trägt, der versagt sich selbst die Genugthuung, von Andern verstanden zu werden, oder bietet zum mindesten demjenigen, der kein Verständniß dafür zeigen will, eine bedenkliche Unterstützung Denn der Egoist sagt: wer nicht klagt, der leidet nicht, und ein Egoist ist oft, wer sein Leben zu ausschließlich seinen Arbeiten widmet. Die Zeit, die Bedingung der Arbeit und der Production, ist auch die Bedingung der Gefühle. Wenn derjenige, der nicht arbeitet, das materielle Kapital der Gesellschaft nicht bereichert, so kann der, welcher niemals ruht, dem Kapital seiner Liebenswürdigkeit und seines Mitgefühls nichts hinzufügen; daran haben die Wirthschaftslehrer freilich nicht gedacht.

Noch waren keine zwei Monate seit der Hochzeit verflossen, und schon lebten Alberto und Giulietta in verschiedenen Lebenskreisen; er ganz in seine Studien ver-

tieft, sie einer einsamen Melancholie hingegeben, die den Wanderungen ihrer Phantasie freien Spielraum gewährte. Ohne die Vergnügungssucht ihrer Altersgenossinnen zu theilen, hätte sie doch an Theater, Bällen und sonstiger heiterer Geselligkeit Gefallen gefunden. Aber ihr Mann hatte entweder keine Zeit, sie hinzuführen, oder wenn er dies that, geschah es mit so großer Unlust, daß ihr alle Freude dadurch benommen ward. Indessen würde sie die gesellschaftlichen Vergnügungen auch haben entbehren können. Mit einem ruhigen, nachdenkenden und gebildeten Geiste begabt, strebte sie hauptsächlich nach jener Glückseligkeit, die aus dem fortwährenden innigen Verkehr zweier Personen entspringt, die sich gegenseitig schätzen und lieben, und dieses Glück hatte sie, als sie heirathete, nicht zu verfehlen geglaubt. Da sie sich in ihrer Erwartung getäuscht fand, war ihr zu Muth wie Jemand, der mitten auf dem Weg entdeckt, daß er sich verirrt hat, und nun nicht weiß, welche Straße er einschlagen soll, um zum Ziele zu gelangen. Mittlerweile suchte sie selbst die Erziehung des Klosters zu ergänzen und machte allein die Studien, die sie gehofft hatte gemeinschaftlich mit ihrem Mann vornehmen zu können, indem sie fieberhaft und ohne Ordnung ein Buch nach dem andern verschlang; und an Büchern fehlte es ihr ja in ihrer neuen Wohnung nicht.

In ihrem Aeußern war sie mehr aus Instinkt als aus Gewohnheit elegant, und obwohl sie sehr selten ausging, trug sie sich doch von Kopf zu Fuß in äußerst gewählter Toilette. Den Stempel dieser ihr angeborenen Eleganz hatte sie zwar nicht dem ganzen Hause, wohl aber einem Stübchen darin aufzudrücken gewußt, welches die Stätte ihrer Träumereien, ihr Heiligthum war. Dies Stübchen lag

abgesondert im ersten Stock, und man konnte zu ihm auch auf einer Seitentreppe gelangen, die vermittelst eines anstoßenden schmalen Ganges in den Garten führte. Die himmelblauen Wände waren mit weißem Stuck verziert, ebenso die leicht gewölbte Decke. —

Signora Anna fuhr zusammen und fragte: Woher wissen Sie denn all diese Einzelheiten?

Nun, von meinem Freunde natürlich. Aber ich bitte Sie, mich den Faden der Erzählung nicht verlieren zu lassen. Das Fenster des Boudoirs (es hatte nur eines, das aber war groß) ging auf den von einer niedern Mauer umgrenzten Garten, über welchen hinweg man in andere größere und vornehmere Gärten sah, in denen prächtige Tannen standen. An einer Stelle konnte der Blick durch die Lichtung hindurch einen weiten Horizont ahnen. Die Möbel . . . soll ich auch von den Möbeln sprechen?

Wie langweilig Sie sind! Lassen Sie die Möbel bei Seite und kommen Sie endlich zur Sache . . . oder wenn dies nicht bald geschieht, so wette ich, die ganze Geschichte ist nicht des Erzählens werth.

Bitte, werden Sie nicht ungeduldig. Haben Sie die Geschichte vielleicht schon einmal gehört? Jedenfalls müssen Sie unserem Vertrage treu bleiben und mich weiterreden lassen. Es wäre das erste Mal, daß Sie Ihr Wort brächen.

Das ist wahr; so fahren Sie denn fort, aber ohne Abschweifungen.

Das wird schwer halten, weil es gegen meine Gewohnheit ist. Meine Phantasie liebt es, ungebunden umherzuschweifen, hie und da zu rasten und die Blumen zu pflücken, die am Wege stehen; ein wildes Rennen à la

Mazeppa ist nicht ihre Sache ... Doch ich will nun sogleich den Kernpunkt meiner Erzählung berühren und die Möbel ihrem Schicksal überlassen. Nur für einen reizenden kleinen und eleganten Bücherschrank bitte ich um Gnade, denn er bildete, selbst ganz Schweigen und Sammlung, den Altar dieses kleinen Tempels. Hier barg die junge Frau ihren Bücherschatz, der nicht groß an Umfang, aber mit feinstem Geschmack gewählt und ausgestattet war. Mutterseelenallein brachte sie bald lesend, bald träumend am Fenster stehend, eine lange Stunde nach der andern zu, fast immer mit der Gewißheit, daß ihr Mann sich bis zur Essenszeit nicht sehen lassen würde. Besuche machte sie selten und empfing daher auch nur wenige; denn einerseits war es ihr peinlich, sagen zu hören, daß eine junge Frau kein so zurückgezogenes Leben führen sollte, andererseits aber verabscheute sie das allerdings höchst bequeme und von so vielen Frauen angewandte System, auf ihren Gatten schelten zu lassen, ohne weder Ja noch Nein zu sagen.

Mein Freund, den wir Ugo genannt haben, bewohnte zwar nicht dieselbe Stadt, kam aber von Zeit zu Zeit, seinen Studienfreund zu besuchen und wurde dann stets auch von Giulietta festlich empfangen, die sich freute, wieder einmal ein offenes, heiteres Gesicht zu sehen. Während dieser Besuche, welche nicht länger als drei bis vier Tage zu dauern pflegten, bewohnte er Alberto's Haus und brachte einen frischen Lebenshauch und einen Wiederhall der Außenwelt mit sich, dem diese Räume sonst ganz und gar verschlossen schienen. Ugo lebte in der eleganten Welt, besuchte häufig Theater und Gesellschaften, und es fehlte ihm daher nie an Stoff zur Unterhaltung. Waren es doch die Zeiten einer Pasta und einer Malibran, die in Norma

und Othello die Welt entzückten. Giulietta, welche die Musik so sehr liebte, hatte ihren Gatten niemals überreden können, ihre kleine Provinzialstadt einmal auf acht Tage zu verlassen und sich mit ihr die Aufführungen der Hauptstadt anzusehen. Wenn daher Ugo von denselben erzählte, ward ihr Verlangen aufs Neue erregt, und sie hing voll Neugierde und leidenschaftlicher Theilnahme an seinen Lippen. Das war in der That kein Wunder, denn in jenen Zeiten riefen die musikalischen Triumphe einen wahren Enthusiasmus in Italien hervor. Man konnte, wie ich bereits sagte, nur Zweierlei thun: entweder Verschwörungen anzetteln oder sich unterhalten, in den Kerker oder ins Theater gehen ... vorausgesetzt, daß man nicht vorzog, beide Orte zu besuchen. Alberto nannte solche Reden frivol; dennoch empfing er, Dank seinem ausgezeichneten Herzen, den Freund mit offenen Armen, und wenn ihm dieser unter vier Augen sagte, er thue Unrecht, seine schöne, mit allen Tugenden geschmückte junge Frau zu vernachlässigen, so gab er ihm vollkommen Recht und entschuldigte sich nur mit seinen zahllosen Arbeiten und der Wichtigkeit seiner Studien. Wie dem auch sein mochte, die Anwesenheit Ugo's, der vielleicht etwas leichtsinnig war, jedenfalls aber einen äußerst lebhaften Geist und schnelle Fassungskraft besaß, war ein wahrer Segen für jenes Haus. Für Giulietta fühlte er nicht mehr als herzliche Freundschaft, und wäre dies nicht so gewesen, so hätte die aufrichtige und ergebene Neigung, die ihn an Alberto band, genügt, jedes andere Gefühl in ihm zu ersticken. Je sicherer er sich aber in diesem Verhältniß zu Giulietta fühlte, um so mehr entwickelte sich zwischen Beiden ein brüderliches, fast kindliches Vertrauen ... Ich begreife

nicht, meine theure Freundin, warum Sie auf einmal so unruhig werden, da ich doch durchaus nichts sage, was unschicklich wäre, oder Ihnen so scheinen könnte, und ich bitte Sie inständigst, recht ruhig und aufmerksam zu bleiben, weil meine Beredtsamkeit, wenn sie sich behaupten soll, die Sammlung meines Zuhörers erfordert.

Sie sind ein sonderbarer Mensch, antwortete Signora Anna mit einem flüchtigen Lächeln. Und wenn ich Ihnen jetzt eine Tasse Thee reichte, würden Sie mir die zweite Hälfte Ihrer Erzählung nicht erlassen?

Den Thee nehme ich an, meine Geschichte aber werde ich beendigen.

Signora Anna schenkte mit leichtem Kopfschütteln, als wollte sie nochmals sagen: Welch närrischer Kauz! ihrem Freunde Thee ein.

Eines Tages, so begann Signor Maurizio, während er seinen Thee schlürfte, aufs Neue, — kam mein Freund unerwartet bei Alberto an und wurde in Folge dessen freudiger als je empfangen. Man verabredete, am nächsten Tage (einem Sonntag) nach einem benachbarten Landgut zu fahren, und verbrachte den Abend im Vorgenusse des kommenden Vergnügens. Niemals war Giulietta fröhlicher, Alberto gesprächiger, Ugo liebenswürdiger gewesen ....

Hat er es Ihnen gesagt?

Gewiß.

Selig sind die Aufrichtigen!

Am Morgen des folgenden Tages (es war in vorgerückter Frühlingszeit, auf den Monat kommt es wenig an) war Ugo zur bestimmten Stunde aufgestanden und machte am offenen Fenster seiner Stube, welche ebenfalls

nach dem Garten ging, mit großer Sorgfalt und Wichtigkeit seine Toilette. Trotz des prächtigen Wetters war der Horizont nicht ganz frei, hie und da eilten einige Wolken, gleich geschäftigen Menschen, mit ungewöhnlicher Hast am Himmel hin. Was die damalige Mode betrifft, so trug man sich, wie Sie selbst am besten wissen, vor vierzig Jahren etwas anders, als heutzutage, und wenn mein Freund nach Art und Weise jener Tage gekleidet jetzt vor Ihnen erschiene, so könnten Sie sich gewiß nicht enthalten, hell aufzulachen. Ein Strohut mit hohem Kopf und breiter horizontaler Krämpe, ein kaffeebrauner Rock mit enganliegenden Aermeln und unmäßig hohem Kragen, eine weiße Cravatte, die sich ihm wie die Schlange des Laokon um den Hals wand und mit ihren herabhängenden Enden den Ausschnitt einer hellen mit großen, gelben Blumen verzierten Weste bedeckte, und ein Paar knapp anschließende Beinkleider von sentimentaler Farbe. Dies wäre so ungefähr das Bildniß meines Freundes an jenem denkwürdigen Tage. Und damals, ich versichere es Ihnen, war er schön und hatte wol Grund, befriedigt zu lächeln, während er sich im Spiegel betrachtete. Wenn die Jungfrau zum Bewußtsein der eigenen Schönheit erwacht, so kann sie eine unbestimmte Ahnung verborgener Gefahren nicht überwinden und fragt im Stillen oft mitten im Vollgefühl ihrer Macht, ob ihr Scepter nicht mit Thränen benetzt sein werde. Während tausend Blicke auf sie gerichtet sind, von allen Seiten ihr süße Worte zugeflüstert werden, ahnt sie einen Angriff auf ihre Tugend, auf den Frieden ihrer Seele und fühlt sich dann um so mehr erschreckt, als zugleich eine ungekannte Wonne ihr Herz durchströmt. Der Mann hingegen wird,

gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, von solchen Zweifeln nicht befallen. Für ihn ist die Schönheit eine Gabe ohne jede Beimischung von Bitterkeit, ihn macht ein Lächeln nicht erröthen, ein Blick nicht das Haupt zur Erde senken; aus seinem strahlenden Antlitz spricht die Freude des Herrschers oder der Triumph des Siegers; auf seinen Lippen stehen Schillers Worte: Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?

Das war es, was Ugo an jenem Morgen, während er sich im Spiegel betrachtete, zu sich selbst sagte.

Er lehnte sich zum Fenster hinaus, schlürfte in langen Zügen die würzige Landluft ein und begann die köstliche Romanze aus der Anna Bolena vor sich hinzuträllern:

O, zwinge nicht dies Angesicht
Zu lächeln unter Schmerzen,
Es dringet deiner Schönheit Licht
Durch Thränen auch zum Herzen u. s. w.

Da öffnete sich gerade unter ihm ein Laden, und ein schönes Gesichtchen blickte aus dem Fenster zu ihm hinauf. Es war Giulietta.

Braviſſimo! rief sie mit ihrem melodischen, einschmeichelnden Stimmchen.

Ist's möglich! Sie sind schon angekleidet? rief Ugo, unwillkürlich zurückfahrend.

Versteht sich, und bereits in meinem Heiligthume, fügte Giulietta mit einem Wink auf ihre Arbeitsstube hinzu. Wer auf sich warten läßt, das ist Alberto, der wunderlicher Weise eine Schrift beenden will, ehe wir aufbrechen. Wirklich, Sie könnten ein gutes Werk thun und selbst

gehen, ihn anzutreiben, auf mich hört er doch nicht. — Sie sah auf die Uhr und sagte: Es ist jetzt halb sieben, und ich meine, wir sollten innerhalb einer Stunde abfahren.

Gehen Sie, gehen Sie! drängte sie lächelnd, als Ugo zögerte, und zeigte dabei, sicher unbewußt, zwei Reihen weißer, glänzender Zähne; dann verschwand sie.

Es gibt gar wunderbare Dinge in dieser Welt. Ugo hatte Giulietta wol hundertmal gesehen und sie wie Jedermann als ein sehr hübsches Frauchen betrachtet, aber so schön, wie in diesem Augenblick, hatte er sie noch nie gefunden. Uebrigens, schön oder häßlich, was ging ihn das an! Er sah einen Moment in den Spiegel und bemerkte eine leichte Röthe auf seinen Wangen, und aus Scham hierüber erröthete er sofort noch stärker. Dennoch wandte er sich, des erhaltenen Befehls eingedenk, zur Treppe, stieg dieselbe in vier Sätzen hinab und ging nach der Arbeitsstube seines Freundes.

Alberto befand sich hinter einem förmlichen Festungsbau verschanzt; vor ihm stand ein Tisch, auf dem die Bücher bis zu einer unglaublichen Höhe übereinander gethürmt lagen, und zu beiden Seiten erhoben sich große, ebenfalls mit Büchern und Schriften angefüllte Gestelle. Die gewichtige Persönlichkeit selbst lag in einem breiten, niedrigen, mit schwarzem Ledertuch überzogenen Armstuhl vergraben, und drei oder vier mit den Vorderbeinen in die Luft ragende Stühle, gleich Ohnmächtigen an den Tisch gelehnt, bildeten die Vorwerke. Seinen Kopf hielt er, da er kurzsichtig war, so dicht über der Arbeit, daß er fast mit der Nase das Papier berührte, und mit den von Tinte befleckten Fingern fuhr er sich dergestalt durch die Haare,

daß dieſe gleich Fauſt's Pudel ſich immer gewaltiger em-porzuſträuben ſchienen.

Ugo konnte ſich, als er in die Stube trat, des Lachens nicht enthalten. Alberto aber ließ ſich durchaus nicht ſtören, ſondern ſagte zum Freunde gewendet: Willſt du dieſen Abriß einer Denkſchrift über die Bergbaugeſetzgebung, welchen ich heute Abend an die Antologia in Florenz einſchicken ſoll, anhören? Ich gehe von der Betrachtung aus, daß der Beſitzer des Bodens .... — Höre, unter-brach ihn Ugo, deine Betrachtungen werden vollkommen richtig ſein, aber mir ſcheint, es wäre nicht übel, wenn du die Bergbaugeſetzgebung vertagen und Anſtalten zur Ausfahrt treffen wollteſt. Wie ſteht es mit unſerem Aus-flug, wird er ſtattfinden oder nicht? .... Nun, was gibt es?

Nichts, nichts, erwiderte Alberto, indem er den Kopf etwas in die Höhe hob und das zerzauſ'te Haar zurück-ſtrich; ich denke nur an die große Umwandlung, welche ſich in dir ſeit einiger Zeit vollzogen hat. Du intereſſirſt dich für nichts mehr, und es genügt, dir von einer ernſten Frage zu ſprechen, um dich wie einen Aal entſchlüpfen zu ſehen. Ach, wo ſind die ſchönen Tage, wo wir ſtundenlang über unſere gemeinſamen Studien ſprachen? Damals fand ich auch Mittel und Wege, deinen Skepti-cismus zu überwinden; ja, laß es dir nur ſagen, du richteſt dich zu Grunde, die Stadtluft ſchadet dir, das Stutzerleben tödtet deinen Geiſt, die beſchränkten Freunde ziehen dich auf ihr Niveau hinab ....

Indem er ſo redete, tauchte er die Gänſefeder in das Tintenfaß und führte ſie ſo ungeſtüm auf das Papier zurück, daß ein großer Tropfen herabfiel, und das

ganze Blatt besudelt ward. Blitzschnell fuhr Alberto mit der Zunge darüber, so daß der Kleks schließlich zum Kometen wurde.

Ich danke im Namen meiner Freunde, die früher wenigstens auch die deinigen waren, sagte Ugo mit einer tiefen Verbeugung. Und zu welchem Zwecke hältst du mir eigentlich diese pathetische Rede? Ich bin hierher gekommen, und zwar in Giulietta's Auftrag, um dich an eine Verabredung zu erinnern, die du gestern Abend mit ihr und mir getroffen hast. . . .

Alberto verzog die Lippen zu einem spöttischen Lächeln, während der Andere hinzufügte: Es wird dir hoffentlich nicht lästig sein, von deiner Frau sprechen zu hören?

Ja, ja, du hast recht, ich hätte nicht heirathen sollen. . . . Und es liegt keineswegs an ihr, fuhr er im Tone der vollsten Aufrichtigkeit fort, — durchaus nicht, sie ist ein Engel; aber ich bin nicht zur Ehe geschaffen. Ich habe das Bedürfniß, zu studiren, mir einen Namen zu machen . . . kurz, mehr zu thun, als mit den Frauen spazieren zu gehen.

Signora Anna biß sich auf die Lippen. Sagte er das wirklich?

Allerdings. Wundert Sie das etwa?

O, durchaus nicht; fahren Sie nur fort!

Signor Maurizio ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern erzählte weiter: Ugo hingegen war ein sehr höflicher Mann; Sie können sich also selbst vorstellen, ob er seinen Freund dieser Worte wegen tadelte. Thatsache ist, daß nach Ablauf von fünf Minuten Alberto, der sich inzwischen aus seiner Verschanzung herausgearbeitet

hatte, seine Hand auf Ugo's Schulter legte und, während dieser sie unruhig anblinzelte, um zu sehen, ob sie nicht mit Tinte befleckt sei, seine Rede also beschloß: Thue mir den Gefallen und leiste, während ich meine Schrift beendige, Giulietta Gesellschaft, bitte sie, mich zu entschuldigen, und sage ihr, ich hoffte in mindestens einer Stunde fertig zu werden. Ich werde dann mit euch kommen und den ganzen Tag über guter Laune bleiben; es soll auch von nichts Ernsthaftem mehr die Rede sein.

Indem Alberto die letzten Worte sprach, schob er Ugo sanft nach der Thüre hin, so daß dieser die Mahnung verstand und sich aus dem Staube machte.

Er schritt durch einen Corridor, der zum Salon führte, trat von diesem aus in ein anderes Zimmer, erstieg einige Stufen und befand sich einem offenstehenden Cabinet, dem Lieblingsaufenthalte Giulietta's gegenüber. Diese saß, ein Buch in der Hand, mit dem Rücken nach der Thüre gekehrt, so daß sie nicht sehen konnte, wer eintrat. Bei dem Schall von Ugo's Schritten wendete sie rasch den Kopf und sagte erröthend: O, Sie sind es?

Gewiß; sollte ich Ihnen denn nicht Antwort bringen?

Richtig. Nun also?

Er will eine Arbeit beendigen, verspricht jedoch, in einer Stunde bereit zu sein.

Giulietta murmelte ungeduldig, indem sie leicht die Achseln zuckte:

So ist es immer.

Es entstand eine plötzliche Stille, während welcher Ugo einen langen Blick auf der anziehenden Erscheinung der jungen Frau ruhen ließ. „Ihr Frauen und Jungfrauen", würde ich

ausrufen, wenn ich zufällig ein Prediger wäre, „mißtrauet den Blicken! Denn das Auge, das erst neugierig nach euch langen blickt, ruht bald auch voll Verlangen auf euch, und dann. . ." Doch wir sind hier nicht in der Kirche, und ich kann Ihnen daher die Predigt ersparen. Lieber will ich Ihnen sagen, daß meine Giulietta, so lieblich und reizend sie auch sonst gewesen, doch niemals vorher so verführerisch ausgesehen hatte, wie an jenem Tage. Sie trug ein lila Musselinkleid, das vorn am Halse ausgeschnitten und mit einer zarten, schneeweißen Spitze garnirt war, welche mit der frischen, rosigen Farbe ihres Gesichtes trefflich harmonirte. Ein Streifen von dunkelviolettem Atlas lief vom Halsausschnitt herab bis zur schlanken, geschmeidigen Taille, die von einem gleichfarbigen Bande desselben Stoffes eng umschlungen war, und von hier getheilt in zwei nebeneinanderlaufenden Streifen bis zum Saum des Gewandes. Die Aermel waren nach damaliger Mode in der Mitte weit auseinandergehend und an den Handgelenken eng anschließend. Ihre Fußbekleidung . . .

Um Himmelswillen, Maurizio, Sie sprechen ja wie ein Modejournal! unterbrach hier Frau Anna den Redner.

Wenn Sie denn von der Fußbekleidung nichts wissen wollen, so werden Sie mir wenigstens erlauben, von dem schönen, glänzenden schwarzen Haar zu sprechen, das in keine jener damals üblichen wunderlichen Frisuren eingezwängt war, sondern in freien Wellenlinien von der Stirne aufstieg, um dann in scheinbarer Unordnung in den Nacken zurückzufallen, nur von einem schönen Schildpattkamm zusammengehalten, der so klein aussah, daß ich nicht begreife — sagte mein Freund —, wie er gegen

dieſe ſturmbewegte Flut von Haaren einen Damm bilden konnte. Ein Roſenknöspchen, als Erſtling der Jahreszeit vielleicht an demſelben Morgen von einem früh blühenden Strauche abgepflückt, ſtak lauſchig dicht über dem linken Ohr und bildete einen reizenden Contraſt zu dem ebenholzfarbenen Haar. Wahrlich, eine ſolche Frau zu beſitzen und ihr, wie es unſer Freund that, die Bergbaugeſetzgebung vorzuziehen, iſt ein unverzeihliches Verbrechen, durch nichts in der Welt zu ſühnen.

Nun gut, ſo nehmen Sie Platz, ſagte Giulietta, und plaudern Sie ein wenig mit mir; ich verlerne ſonſt ſchließlich noch das Sprechen .... Sie ſind doch nicht gelehrt? fügte ſie mit einer Art kindlichen Entſetzens hinzu.

Nein, gewiß nicht, erwiderte Ugo lächelnd. Aber verzeihen Sie, Ihnen ſteht inmitten Ihrer Bibliothek das Mißtrauen gegen die Gelehrſamkeit übel an, um ſo mehr, als Sie ſoeben in der Lectüre eines Buches begriffen waren ...

In der That ſchien ſie eben im Leſen unterbrochen worden zu ſein, denn ihre Hände hielten einen kleinen, über dem Zeigefinger zugeklappten Band umfaßt.

Ach, dies Buch, antwortete die junge Frau, das iſt auch etwas für Sie als Dichter.

Und ſie reichte es ihm, auf derſelben Seite aufgeſchlagen, die ſie mit dem Finger bezeichnet hatte.

Ugo las:

O, mes lettres d'amour, de vertu, de jeunesse; ... Les feuilles d'automne; eine Novität, ſagte er, indem er zu leſen fortfuhr.

Ganz neu, erſt geſtern vom Buchhändler eingetroffen. Es ſcheint mir zu den ſchönſten Sachen von Victor Hugo

zu gehören. Mein guter Alberto hat leider keinen Sinn für solche Dinge; er hat das Buch in Hast und Eile durchgeblättert und es dann in einen Winkel geworfen, ohne daß man wußte, ob es ihm gefallen habe, oder nicht.

Das ist unrecht von ihm.

Nicht wahr? fiel Giulietta lebhaft ein, das ist gar nicht recht von ihm, denn die Poesie spricht, wenn sie schön ist, zum Gemüthe, sie erhebt und bessert uns. Sehen Sie, ich kann nicht müde werden, die Verse zu lesen, die Sie da vor sich haben, und Sie werden mich für kindisch halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine Briefkasten durchstöbert, meine alten Hefte wieder durchgelesen und dabei die Gefühle des Dichters nachempfunden habe. . . .

Ja, aber das ist doch etwas anderes; er ruft die Zeit seiner achtzehnjährigen Jugend zurück, und Sie, wenn es erlaubt ist, eine Frau nach ihrem Alter zu fragen, sind kaum in das achtzehnte Jahr eingetreten.

Mag sein, antwortete Giulietta, aber wir Frauen entwickeln uns früher, und vierzehn Jahre bedeuten für uns dasselbe, wie bei Ihnen achtzehn. O, die lieblichen Phantasieen, die süßen Träume, die ich mit vierzehn Jahren hatte, wenn ich Arm in Arm mit einer Freundin, oder auch unser fünf oder sechs, leichten Fußes durch die Corridore des Klosters oder unter den Laubgängen des Gartens wandelte, während eine arme, dürre und vergilbte Nonne sich abmühte, uns mit gemessenem Schritte zu folgen, und vergebens ihre näselnden Ermahnungen ertönen ließ. Welch ungezwungene Freude, welch lebensvoller Schwarm von Hoffnungen, Wünschen und Neigungen! Wie wußten wir die strengen Klosterregeln zu umgehen und dann die uns dafür auferlegten endlosen religiösen

Uebungen ohne Groll und Murren zu ertragen! Alle Augenblicke unterbrach die Klosterglocke unseren Gedankengang, aber der Faden riß uns nicht. Die Phantasieen, denen unsere Seele nachhing unter den schattigen Zweigen der Akazien und der Hagebuchen, beim Säuseln des Windes und dem Gesang der Vögel, die von Strauch zu Strauch hüpften, folgten uns auch in die dunklen Klostergänge und auf die hölzernen Kirchenbänke. Im Halbdunkel des geräumigen Schiffes, im Lichtstrahl, der durch die großen, bunten Fenster herabstieg und sich an dem Schaft einer Säule oder an den Ecken eines Beichtstuhles brach, sahen wir eine ganze Welt, deren geheimnißvoller Zauber unsere Sinne gefangen nahm und Lust und Schmerz zugleich in uns erweckte. Zwar murmelten wir die gewohnten Psalmen, aber unsere Seele war nicht dabei; zwar las der Priester die Messe, aber wir bereuten unsere Sünden mehr mit den Lippen, als mit dem Herzen. Wir seufzten nur nach der ersehnten Freiheit und nach dem Sinken des Abends und wenn wir nach der Mauer sahen, die uns den Blick zum Horizont verwehrte, riefen wir wol im Stillen aus: Ach, wann wird endlich jene Schreckensmauer fallen! Werden wir nie dem Zuge unseres Herzens folgen dürfen, um Alles, was wir hier innen fühlen, zu Nutz und Frommen eines Etwas oder eines Jemand anzuwenden? Und die Eine wünschte Johanna d'Arc zu sein, eine Andere die heilige Therese, eine Dritte gar Laura oder Beatrice, denn heimlich waren Dante und Petrarca und — der Himmel möge es uns verzeihen — auch Ariosto ins Kloster eingeschmuggelt worden. . . .

Giulietta unterbrach sich leicht erröthend einen Augenblick und fuhr dann fort: Wie schön muß es sein, sagten

wir uns, einen Dichter zu lieben, der ganz dein eigen ist und für dich unsterbliche Verse schreibt! Nach Jahrhunderten noch wird dann dein Name, zugleich mit dem seinen, von tausend zarten Lippen genannt, und von schönen, schwermüthigen Augen wirst du beweint werden. Und wie schön muß es erst sein, für ihn zu sterben, in seinen Armen den letzten Hauch zu thun! . . . Ach, es waren köstliche Thorheiten, die wir damals träumten! . . .

Die junge Frau hatte sich beim Reden so ereifert, daß ihr Gesicht glühte, und das Aufundniederwogen der weißen Spitzen auf ihrem Busen zeigte, wie sehr sie erregt sei.

Ugo wußte, von so viel Beredsamkeit betroffen, nicht, was er antworten sollte, und blickte Giulietta, die ihm in einem ganz neuen Lichte erschien, träumerisch an.

Und in jenem Alter, fuhr sie fort, indem sie das Rouleau herunterließ, um sich vor den ins Zimmer dringenden Sonnenstrahlen zu schützen, in jenem Alter gibt die Feder leicht und ungezwungen die Gedanken wieder, die den Geist beschäftigen; oft sind sie freilich kindisch, aber noch öfter hochherzig, und niemals schlecht, denn schlecht, glaube ich, wird man erst, wenn man an sich zu zweifeln beginnt. An sich selbst glauben, heißt auch an Andere glauben. . . . Sie schwieg einen Augenblick und spielte mit der Quaste des Vorhangs; dann flüsterte sie kaum hörbar. . . . Und später?

Ugo, der immer mehr erstaunte, bemerkte schüchtern: Wie? so wären Sie schon in so kurzer Zeit zur Zweiflerin geworden?

Sie schüttelte den Kopf mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Unmuths und sagte: Ich weiß nicht . . .

aber ich möchte sehen, wie Einem zu Muth wäre, der sich immer kleiner werden fühlt, vorausgesetzt, daß ein solches Phänomen möglich wäre. Sicher entspräche dies Gefühl demjenigen eines Menschen, der Gemüth und Verstand einschrumpfen sieht. Und so geht es mir. Ja, ja, suchen Sie nach keiner Schmeichelei; und zwar nimmt dies Gefühl in einer Weise überhand, die mich vor mir selbst erschrecken macht. Meine Phantasie ist gelähmt, in meinem Herzen wohnen Groll und Argwohn, wie sie früher nie in mir hätten Wurzel fassen können.

O, Giulietta, fiel Ugo ein, Sie, die kaum verheirathete junge Frau, tragen schon solche Muthlosigkeit im Herzen? Sie, der Alles geworden ist, was das Ideal eines Mädchens, sein konnte: ein Mann, wie Sie, der Ihrer würdig ist.

Sie lächelte traurig und sagte:

Gerade deshalb bin ich verzagt, eben weil ich das erlangt habe, was Glück sein sollte, und mich trotzdem von einer neuen, unbesiegbaren Schwermuth bedrückt fühle. Ich habe mein Schicksal an das eines Mannes gekettet, der manch eine Bessere mit seinem Namen geehrt hätte. Und dennoch, was bin ich in seinem Leben? Ist es mir gelungen, auch nur den kleinsten Theil seines Strebens für mich in Anspruch zu nehmen? O, wie seid ihr doch so schnell verflogen, meine lieblichen Träume!

Nun möchte ich den tugendhaftesten Mann von der Welt bei Seite nehmen, einen Mann, verstehen Sie mich wohl, der gelebt und nicht einer idealen Tugend zu Liebe all seine Leidenschaft erstickt hat, und wenn ich Macht über ihn hätte, so daß er mir nichts verheimlichen könnte, ihn aufs Gewissen fragen, was er einer reizenden, anziehenden Frau gegenüber fühlt, die sich in einer Stunde süßen Selbst-

vergessens über ihr eheliches Leben beklagt. Ich wette hundert gegen Eins, daß er mir antworten würde, es habe ihn im ersten Augenblick wie dämonische Freude durchzuckt. Allerdings wird er dieselbe sogleich unterdrücken und sich dadurch als ehrenhafter Mann von einem anderen unterscheiden. Dessen ungeachtet wird er nicht umhin können, seiner Eigenliebe durch jene Enthüllungen geschmeichelt, und sein Herz von sündhaften Hoffnungen erfüllt zu fühlen. Diese Frau, wird er sich sagen, die dich an ihren Leiden theilnehmen läßt, hat also eine hohe Meinung von dir, und wenn sie sich bei dir über die Leere in ihrem Herzen beklagt, glaubt sie, daß du es ausfüllen könntest!... Meine theure Freundin, Ugo war tugendhaft, aber er war ein Mensch.... Und nun erlauben Sie mir, noch eine Tasse Thee zu nehmen.

Frau Anna war nachdenklich geworden, und, indem sie mit einer Hand ihren Kopf stützte, mit der andern mechanisch die vor ihr liegende Scheere bewegte, sagte sie: Wäre es Ihnen nicht möglich, nun geraden Weges zur Moral Ihrer Geschichte überzugehen?

Gott bewahre, erwiderte Maurizio, indem er den Hahn der Theemaschine aufdrehte und sich ein wenig bückte, um wohlgefällig dem goldenen Strahle zuzuschauen, der sich in die Tasse ergoß. Ich protestire gegen jeden Versuch, mir das Wort zu entziehen. Ugo also, sagte ich, war tugendhaft, aber er war ein Mensch, und die Lage, in der er sich befand, fing an, ihn in Verlegenheit zu setzen. Denn hat der Mann erst ein gewisses Alter überschritten, so ist er beständig von der Furcht besessen, lächerlich zu erscheinen.

Nun mögen Sie von der Welt halten, was Sie wollen,

das aber werden Sie nicht leugnen können, daß ein junger Mensch, der sich die Gelegenheit entgehen läßt, das Herz einer schönen Frau zu erobern, sich gewöhnlich vor Seinesgleichen lächerlich macht.

Arme Giulietta! — flüsterte er sanft, indem er sich ihr näherte.

Sie blickte ihn an und fragte dann: Nicht wahr, Sie würden nicht so sein, wenn Sie eine Frau nähmen?

Wenn ich eine Giulietta fände, gewiß nicht.

Die junge Frau erröthete über und über, während Beide einen Augenblick schwiegen; dann erhob sie sich plötzlich und sagte: Gehen wir in den Garten, draußen ist es kühl.

Ugo ging dienstfertig voraus und öffnete die Glasthüre, welche zur Treppe führte, die sie zusammen hinabstiegen. An den beiden untersten Pfeilern standen zwei Geranientöpfe. Giulietta beugte sich zu den mit Thau benetzten Blumen hinab, so daß ihr braunes Haar frei über den weißen Nacken fiel, und die sich auf- und abbewegenden Spitzen die zarten Linien des Busens errathen ließen. Am andern Ende des Gartens befand sich unter einer Akazienlaube eine Marmorbank. Giulietta schlug den kürzesten Weg dorthin ein, nämlich den über einen kleinen, mit Gänseblümchen übersäten Rasen, indem sie ihr Kleid des nassen Grases wegen aufschürzte; dann ließ sie sich neben Ugo auf die Bank nieder. Da plötzlich erhob sich ein heftiger Wind, und dichte Wolkenmassen thürmten sich am Horizonte auf. Einen Augenblick lang erglänzte die Sonne an einem Fleckchen blauen Himmels, dann zog sie sich hinter die Wolken zurück, um im nächsten Moment nochmals hervorzukommen und schließlich ganz zu verschwinden. Die

Bäume schüttelten dumpf ächzend ihre Wipfel, der Staub wirbelte ungestüm empor, und die aus den Büschen aufgescheuchten Hennen flohen erschreckt nach dem Hühnerhaus. Ugo und Giulietta beeilten sich, nach dem Hause zurückzukehren; indem sie schwankten, ob sie nicht lieber die zu Alberto's Studirzimmer führende Treppe benützen sollten, erschien dieser oben auf der Schwelle, um die vom Sturm hin- und hergerissenen Läden zu befestigen, und gab den Beiden durch Zeichen zu verstehen, sie möchten ihn noch ein wenig in Ruhe lassen. Daher schlugen sie Hand in Hand, und sich die Augen vor dem Staube schützend, denselben Weg ein, den sie gekommen waren. Oben vor Giulietta's Kabinet angelangt, blieben Beide stehen und sahen sich um, wie um das Naturschauspiel von hier aus zu betrachten . . . Ich weiß nicht, ob Alle dies Gefühl theilen, für mich aber hat es einen unbeschreiblichen Reiz, den Ausbruch eines Sturmes im Freien zu beobachten. . . . Wenn ich die frische, von Electricität erfüllte Luft einathme und sie durch alle Kleider hindurch in mich eindringen fühle, wenn ich Alles um mich her Farben und Umrisse wechseln sehe, je nachdem der Himmel sich verdüstert oder aufklärt, dazu den Wind, wie er bald tobt, bald sich besänftigt; kurz, wenn ich mich so inmitten der Empörung der Natur fühle, da scheint es mir, als ob die eigne Lebenskraft sich verdopple, und ein stolzes Selbstgefühl kommt unbewußt über mich. Dieser Stolz ist zwar ein ungerechtfertigter, aber nicht das einzige Unerklärliche auf dieser Welt.

Die Beiden konnten nur wenige Secunden so vor der Thüre bleiben, denn die Luft war rauher geworden, der Himmel hatte sich noch mehr verfinstert, und schon kündigten einzelne, schwere Tropfen den Regen an, der

jeden Augenblick niederströmen konnte. Sie zogen sich also wieder in Giulietta's Boudoir zurück und stellten sich ans Fenster, scheinbar in den Anblick des Schauspiels, das sich ihren Augen bot, verloren, in der That jedoch in ganz andere Gedanken vertieft. Der Wind wüthete noch mit solcher Gewalt, daß sie auch hier nicht verweilen konnten, trotzdem der Horizont bereits begann, sich wieder aufzuklären, und auch der Regen sich gelegt hatte.

Was das für ein rasendes Wetter ist! sagte Giulietta mit unsicherer Stimme, indem sie sich beängstigt zurückzog.

Ja, in der That, erwiderte Ugo ihr nachfolgend. Das Fenster flog mit Ungestüm zu, und wenig fehlte, so wären die Scheiben in Trümmer gegangen. Die Rose, die Giulietta im Haar getragen hatte, fiel abgeknickt zur Erde. Sie bückte sich, um sie aufzuheben, aber Ugo war schneller und nahm sie in Besitz, indem er bat: Lassen Sie sie mir .... Bei diesen Worten flog die Thüre, die sich bis dahin vollkommen neutral verhalten hatte, geräuschvoll und mit großer Heftigkeit zu.

Giulietta zitterte furchtsam, so daß ihr Begleiter meinte, sie stützen zu müssen.

Sie wand sich von ihm los und sagte mit halb gebrochener, verschleierter Stimme: O Gott, es ist hier zum Ersticken! — machte dann beklommen und verwirrt einige Schritte zur Thür hin, blieb plötzlich stehen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Giulietta, Giulietta, warum weinen Sie? rief Ugo, indem er hinzusprang, sie in seinen Armen aufzufangen.

Sie machte einen schwachen Versuch, ihn von sich zu

stoßen, ließ es dann aber wie im Mißtrauen auf ihre eigenen Kräfte geschehen, daß er sie zum Divan führte.

Giulietta, Giulietta, warum weinen Sie? wiederholte Ugo, indem er sich zu ihr niederbeugte und ihr Haar mit seinen Lippen streifte.

Sie blickte ein wenig auf, und er beugte sich noch tiefer hinab, ihre Hände hatten sich ineinander verschlungen, ihre Lippen waren im Begriff, sich zu berühren, als plötzlich.... der tugendhafteste und impertinenteste Sonnenstrahl, der sich je in fremde Angelegenheiten gemischt, die Stube mit Licht überflutete.

Eine Bombe, die mitten in einem Haufen Soldaten platzt, bringt keine entschiedenere Wirkung hervor. Fast in demselben Augenblicke zog Giulietta voll Scham, entsetzt und flehend zugleich ihr Gesicht zurück, und Ugo, der ihre Hand in der seinen gehalten hatte, ließ diese los und richtete sich hoch auf. Viele Jahre später hat er mir die Gedanken vertraut, die in jenem verhängnißvollen Augenblick durch seine Seele zogen. Es gibt solche Momente, die über die ganze Zukunft des Menschen entscheiden, in denen die verschiedensten Eindrücke mit Blitzesschnelle aufeinander folgen, sich anhäufen und bekämpfen, und Spuren hinterlassen, die keine Zeit mehr zu verwischen im Stande ist. Und wenn auch Ugo jetzt vom unerbittlichen Alter ereilt, seine Kraft ermattet, sein Haar ergraut ist, so lebt er doch bei der Erinnerung an jene Gefühle und Eindrücke von Neuem auf. Noch immer sieht er sie vor sich, die wunderschöne Frau, wie sie an jenem Tage vor ihm stand, bange und wehrlos einer Versuchung gegenüber, die sie in kindlicher Unerfahrenheit selbst heraufbeschworen hatte: mit wirrem Haar, mit thränenfeuchtem Auge, aus

denen Lust und Schrecken sprachen, und mit entfärbten, zitternden Lippen, welche zu sagen schienen: Wenn du dich meiner nicht erbarmst, ich habe keine Kraft mehr, dir zu widerstehen. Noch denkt Ugo an den kurzen aber fürchterlichen Kampf, den er zu bestehen hatte, als er mitten unter der Lockung des Sinnenrausches an die Ehrlosigkeit dachte, mit der er sich zu beflecken im Begriff stand, indem er einem holden, unschuldigen Geschöpf den Frieden des Gewissens rauben wollte; als er sich bewußt ward, daß er sich selbst auf ewig verachten müßte, wenn er das Vertrauen eines Jugendfreundes so schändlich mißbrauchte, und Trauer über sein Haus brächte. Zwei Stimmen regten sich in seiner Brust; die eine sagte: Wage! die andere warnte: Flieh! Wohl ihm, daß er der besseren Stimme Gehör gab, daß er sanft und doch mit ernster Würde im Antlitz die fassungslose, junge Frau fest anblicken und, ihre beiden Hände ergreifend, ausrufen konnte: Verzeihen Sie mir! Dann verließ er in Hast, ohne sich umzusehen, das Gemach und begab sich in das Arbeitszimmer seines Freundes, wo er geduldig dessen Abhandlung über die Bergbaugesetzgebung über sich ergehen ließ, indem er sie anscheinend billigte, während ihm in Wahrheit ganz andere Dinge durch den Kopf gingen. Der geplante Ausflug war in Folge des drohenden Wetters aufgegeben, und Ugo und Alberto hatten daher Muße sich des Langen und Breiten über allerhand Gegenstände zu besprechen. Zwar wage ich nicht zu behaupten, daß Ugo immer vernünftige Antworten gab, aber der Andere war so glückselig, wieder einmal von seinen Lieblingsthemen reden zu können, daß er gar nicht gewahr wurde, wie zerstreut sein Freund war. Das Rauschen eines Kleides

unterbrach ihr Zwiegespräch, und auf der Schwelle erschien eine schlanke, reizende Frauengestalt. Ugo erbleichte; als er jedoch seinen Blick auf der schönen Frau verweilen ließ, sah er, daß jede Spur von Unruhe und Verwirrung aus ihrem Wesen verschwunden und sie wieder die einfache, brave Giulietta von früher war, welcher er nicht nachstehen durfte. Sie bahnte sich mitten durch das Chaos von Stühlen hindurch einen Weg zu ihrem Manne. Dieser war dermaßen in seine Discussion vertieft, daß er bei der unwillkommenen Störung große Lust zeigte, zornig aufzufahren; ihre Schönheit jedoch und ein melancholisches Etwas, das in ihrem Lächeln lag, entwaffneten ihn.

Giulietta legte ihre Hand auf die Lehne des Sessels und fragte, indem sie die in Unordnung auf dem Tische herumliegenden Blätter betrachtete: Darf man wissen, was du heute früh Schönes geschrieben hast?

Sieh selbst, sagte er, indem er sich zur Hälfte nach seiner Frau umwendete und ihr den letzten soeben vollendeten Bogen reichte.

Mein Gott! rief Giulietta aus, wer kann denn aus diesen Tintenklexen etwas herauslesen?

Man wird sich schon die Mühe nehmen müssen, antwortete Alberto, denn ich bin im Begriff, das Manuscript nach Florenz zu schicken.

Aber das ist ja unmöglich, du schadest damit deinem Rufe.

Da ich mir keinen Schreiber halten kann, meine Liebe, muß ich wol aus der Noth eine Tugend machen.

Giulietta beugte sich zu ihrem Mann nieder und flüsterte ihm leise zu: Und wenn ich nun versuchte, deine Hieroglyphen abzuschreiben? Du lobtest ja immer meine Handschrift.

Alberto blickte sie wie im Traume an. Es ist das erste Mal, daß du mir ein solches Anerbieten machst.

Weil du selbst mir zum ersten Mal dergleichen anvertraust.

Sprichst du wirklich im Ernst?

In vollstem Ernst.

Alberto ließ sich das als Egoist nicht zwei Mal sagen, sondern erwiderte lebhaft, indem er ihren Worten eine noch weitere Bedeutung unterlegte: Du bist in der That das liebenswürdigste und reizendste Frauchen von der Welt; und so willst du wirklich in Zukunft mein lieber Schreiber sein?

So hatte ich es nun zwar nicht gemeint, bemerkte sie anmuthig; aber ich will nicht Nein sagen.

Ach, mein theurer Ugo, rief Alberto, ganz außer sich vor Freude, wenn du in mein Haus kommst, dann geht mir Alles nach Wunsch!

Ugo zuckte, von dieser Schmeichelei unangenehm berührt, die Achseln, und Giulietta ward purpurroth. Alberto machte sich als guter Ehemann hierüber keine Gedanken, sondern war vielmehr den ganzen Tag über von einer ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit, die sich ganz besonders in dem Humor zeigte, mit dem er Ugo's Neckereien über seine persönlichen Eigenheiten aufnahm. Bei Ugo aber war die Heiterkeit offenbar keine natürliche; von Haus aus zur Satire geneigt, machte es ihm heute ein ganz besonderes Vergnügen, seine Scherze mit einem Körnchen Bosheit zu würzen. Doch war er wohl zu entschuldigen. Hatte er doch in einer äußerst schwierigen Lage rechtschaffen gehandelt und mußte nun, um unparteiisch gegen sich selbst zu sein, im Beifall seines eigenen Gewissens Trost suchen. Wenn wir aber aufrichtig sind, müssen wir uns

gestehen, daß derartige Siege gewöhnlich keineswegs mit Enthusiasmus aufgenommen werden. Gleichwie man ein Heer, das aus eigenem Antrieb eine ungerechte Belagerung aufgehoben hätte, bei seiner Rückkehr in die Heimath nicht mit Jubel empfangen würde, so pflegt auch die männliche Jugend von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren ein aus moralischen Rücksichten aufgegebenes Abenteuer nicht allzuhoch anzuschlagen. Schlimm, sehr schlimm, werden Sie mit Recht sagen; aber die Welt ist und bleibt nun einmal so.

Zwischen Ugo und Giulietta wurde des Vorgefallenen mit keinem Worte erwähnt, und er nahm, wenn auch mit Zurückhaltung, so doch mit ungekünstelter Herzlichkeit und ohne Verlegenheit von ihr Abschied.

Dennoch ließ er mehrere Monate hingehen, bevor er daran dachte, seine Freunde wiederzusehen, trotz Alberto's häufiger und dringender Aufforderungen, und trotz dessen Verwunderung über sein wunderlich entfremdetes Betragen. Endlich entschloß er sich, nicht ohne einige Verlegenheit, der Einladung zu folgen. Alberto war noch immer derselbe: gesprächig und herzlich, aber auch völlig von sich selbst und seinen Studien in Anspruch genommen, erfüllt von seinem wachsenden Ruhme und glückselig, wenn er Briefe von berühmten Männern, die mit ihm correspondirten, zur rechten Zeit aus der Tasche verlieren konnte. Giulietta dagegen erschien wesentlich verändert. Sie war vielleicht weniger schön und blühend als früher, ihr Aussehen war vielleicht minder bezaubernd, aber über ihr Antlitz ein milder Friede ausgegossen, und in ihrem Blick lag größere Sicherheit und Festigkeit. Offenbar wankte sie nicht ferner haltlos zwischen Nebelbildern umher, sondern

hatte einen bestimmten Zweck, ein Lebensziel ins Auge gefaßt.

In ihrem eigenen Stübchen war sie jetzt äußerst selten zu finden; dagegen hielt sie sich stundenlang in Alberto's Studirzimmer auf, wo sie nunmehr unentbehrlich geworden war.

Und welche Veränderung bot dieses Arbeitszimmer! Jede Spur der früheren entsetzlichen Unordnung war verschwunden; die Stühle standen ordentlich auf ihren Beinen, die Bücher lagen nicht mehr, wie die Trümmer einer zerstörten Stadt, in buntem Durcheinander auf dem Tische, noch zeigten sich die Wände rings umher wie sonst mit Tinte befleckt. Ein wachsames Auge, eine geschickte Hand hatten diese Uebelstände zu heben gewußt; sie hatten es verstanden, die Bücher auf ihre Gestelle, die Stühle in die gehörige Ordnung und Symmetrie zurückzuweisen, ja, sogar Alberto's Feder, die zwischen seinen Fingern stets von einem nervösen Zittern ergriffen ward und ihren Inhalt nach allen Seiten spritzte, in ihren Bewegungen zu mäßigen. Kurz, man empfand in dem ganzen Raume das segensreiche Walten der Frau.

Und sie selbst weilte hier ruhig und gesammelt, meist schweigsam, wenngleich heiter. Anspruchslos und ungezwungen arbeitete sie ihrem Mann zur Seite, und nahm das bescheidene Amt des Weibes für sich in Anspruch, des Hauses guter Engel zu sein. Natürlich hatte ihr reger Geist in der wissenschaftlichen Atmosphäre neue Erkenntnißnahrung erhalten, aber sie trug das nicht zur Schau und hatte nichts von ihrer Einfachheit eingebüßt.

Als mein Freund im Begriff war, Abschied zu nehmen, sagte Alberto, indem er ihm die Hand drückte: In sieben

Monaten wird ein Wesen mehr bei uns zu Hause sein. Vergiß nicht, daß du des Neugebornen Pathe sein sollst.

Ugo zögerte einen Augenblick; als er jedoch dem ruhigen, sicheren Blick Giulietta's begegnete, verstand er, daß das Vergangene für immer verschwunden, sei und jene böse Viertelstunde niemals wiederkehren würde. Fand sich vielleicht auch seine Eitelkeit dadurch verletzt, so fühlte er doch vor Allem sein Gewissen beruhigt und sagte zu. — Wie aber, liebe Anna, wenn jener Sonnenstrahl nicht zur rechten Zeit hereingefallen wäre? ... O, wenn Sie wüßten, wie unzählige Male mein Freund im Laufe seines langen Lebens, das sich nunmehr seinem Ende zuneigt, sich diese Frage vorgelegt hat, wenn Sie wüßten, wie oft er jenen Sonnenstrahl gesegnet hat, der ihn vor Schuld, und ein theures Wesen vor Schande bewahrte, der es ihm möglich machte, ohne Scham seinem Freunde ins Auge zu blicken, ohne Reue ihm die Hand zu drücken!

Frau Anna, die zuletzt schweigend und regungslos zugehört hatte, fuhr zusammen und sagte nicht ohne eine gewisse Bewegung: Aber ist es denn Ihrem Freunde niemals eingefallen, daß die Tugend jener Frau auch ohne Hülfe eines Sonnenstrahls hätte widerstehen können? Achtet er sie so gering, daß er es einem glücklichen Zufall zuschreibt, wenn sie ihre Ehre nicht befleckt, ihre Treue nicht gebrochen hat?

Theure Anna, erwiderte Maurizio, Sie besitzen in Ihrer kleinen Bibliothek einen Roman, Monsieur de Camors, der zu dem Schönsten gehört, was in den letzten Jahren veröffentlicht wurde. Lesen Sie darin nochmals die Episode, in welcher die gute sittsame Madame Lescande, obwol sie mit

zärtlicher Liebe an ihrem Gatten hängt, dennoch so elend zu Grunde geht. Nicht immer genügen ein reines Herz und strenge Grundsätze, die Frau vor dem Verderben zu bewahren, dem sie um so wehrloser gegenübersteht, je weniger sie dasselbe kennt. Die lasterhafte Frau sucht das Verbrechen auf, aber sie erkennt es auch, wo es sich ihr zeigt. Die ehrbare Frau dagegen flieht es, aber sie weiß auch nichts von den verschiedenen Gestalten, unter denen es ihr naht, noch von den Netzen, die es ihr stellt, und so kommt es, daß sie manchmal plötzlich am Wege von ihm überfallen wird, gerade da, wo sie sich meilenweit davon entfernt glaubt. Geben Sie aber der Tugend eine zweckmäßige und erfolgreiche Thätigkeit zur Stütze, und sie wird sicher und unbesiegbar sein.

Nun denn, sagte Frau Anna mit einer anmuthigen Wendung des Hauptes, indem sie die Hand ihres Freundes ergriff, so lassen Sie uns die Masken abwerfen. Sie haben mich belehren wollen, indem Sie eine Jugendgeschichte, ein wenig auf Ihre Art, wieder auffrischten. Mein Gedächtniß ist weniger treu, und ich gestehe, daß viele der von Ihnen erzählten Begebenheiten mir entweder entfallen sind, oder doch nicht allzu gewissenhaft wiedergegeben scheinen. Nichts destoweniger habe ich die Lehre verdient, und ich danke Ihnen dafür. Die Giulietta, von der Sie sprechen, mag Augenblicke der Schwachheit gehabt haben, wenigstens aber hat sie sich nie gescheut, und wird sich nie scheuen, ihre Fehler einzugestehen. Sie erinnert sich nicht, von einem Sonnenstrahl gerettet worden zu sein, dagegen besinnt sie sich noch sehr gut darauf, daß ihr Herz nicht Ruhe fand, bevor sie ihren Gedanken einen festen Halt, ihrem Dasein einen Zweck

gegeben hatte. Es ist wahr, Maurizio, Sie bergen unter der Hülle des Zweiflers eine edle und hohe Seele, und es ist nicht das erste Mal, daß ich Werth auf Ihren Rath lege. Sie haben Recht, vielleicht drohen heute Evelina dieselben Gefahren, denen Giulietta vor vierzig Jahren gegenüberstand, und nicht alle Männer besitzen die Rechtschaffenheit Ihres Ugo . . .

Sagen Sie lieber, nicht immer bricht so zur rechten Zeit ein Sonnenstrahl herein.

Lassen wir den Scherz bei Seite; ich will lieber glauben, daß die beiden Helden Ihrer Erzählung zusammen so viel Tugend besaßen, als nöthig war, um noch am Rande des Abgrunds umzukehren. . . .

Wovon unterhaltet ihr euch denn da hinten seit einer halben Stunde? begann hier Professor Everardo, welcher soeben eine äußerst gelehrte Dissertation über die englische habeas corpus-Akte beendet hatte und nun im Begriff war, sich vom Stuhle zu erheben.

Wovon wir sprachen? anwortete Maurizio lächelnd; nun, wir plauderten über tausenderlei Dinge, unter anderem auch davon, daß dein Neffe einen großen Fehler habe.

Und das wäre, wenn ich bitten darf? frug Everardo näher kommend.

Daß er dir gleicht und an alles Andere eher denkt, als daran, daß er eine Frau besitzt.

Aber ich habe mich doch um meine Frau bekümmert.

O, ja, versetzte Frau Anna, seitdem sie sich entschlossen hat, dir als Secretär zu dienen.

Und warum könnte Evelina nicht dasselbe bei ihrem Manne thun?

Nun ja, sie wird es schon thun; ich werde selbst suchen, sie dazu zu bringen. Maurizio hat es mir gerathen.

Ist es möglich! bemerkte der Professor; seltsam, Maurizio weiß trotz seiner scheinbaren Gedankenlosigkeit doch immer guten Rath!

Gewiß, und wenn ich bei Zeiten daran gedacht hätte, dir und deinem Enkel einen solchen zu ertheilen, so wäre es der gewesen, euch nicht zu verheirathen.

Und warum?

Weil ihr zwar die besten Menschen von der Welt seid, wahre Pfeiler der Wissenschaft und mit mehr als einem Orden geschmückt, zu Ehemännern aber nicht taugt. Nun, du hast nicht nöthig, böse zu werden, schloß Maurizio, indem er aufstand und dem Professor freundschaftlich auf die Schulter klopfte; große Männer sind eben weitsichtig, sie sehen die Dinge aus allzugroßer Entfernung an, während ein guter Ehemann kurzsichtig sein muß.

Das habe ich auch immer gesagt, bemerkte der Komthur Brullo mit Würde, indem er eine reichliche Prise zu sich nahm.

Das war vorauszusehen, murmelte Maurizio, er mußte natürlich auch das gesagt haben!

Doktor Belgini, der gleich Farinata degli Uberti nicht aus seiner Ruhe zu bringen war, sagte, nachdem er sich geräuspert hatte: Uebrigens, lieber Professor, bin ich, was Charakter und Ursprung des habeas corpus anbelangt, nicht ganz Ihrer Meinung. . . .

Signora Anna sah nach der Uhr und sagte: Von Ihrem habeas corpus, lieber Belgini, können Sie ein

andermal ſprechen; jetzt bitte ich Sie Alle, wenn es Ihnen gefällig iſt, eine Taſſe Thee mit uns zu trinken.

Dieſer Aufforderung Folge leiſtend, nahmen Alle am Theetiſch Platz und ſchlürften mit würdiger Gemeſſenheit das von der Hausfrau bereitete aromatiſche Getränk.

Beim Fortgehen aber flüſterte Ugo Frau Anna halb ſcherzhaft zu: Gedenken Sie des Sonnenſtrahls!

Der Schwager meiner Schwägerin.

Von

Enrico Caſtelnuovo.

Ueberſetzt

von

P. Doroſa.

Der Schwager meiner Schwägerin.

Ist kein Telegramm an Fausto Garleni angekommen? fragte ich, indem ich in das Büreau des Stations-meisters eintrat.

(Hier erlaubt sich der Autor in Parenthese mitzutheilen, daß Derjenige, welcher hier in der ersten Person spricht, nicht er selbst, sondern ein Freund ist, der ihm diese Geschichte erzählt hat.)

Der Stationsmeister sprach mit einem Herrn von unge-fähr vierzig bis fünfzig Jahren, dessen Kleidung den Klein-städter verrieth, aber in ihrer Art Anspruch auf Eleganz machte. Er zog sich bei meinem Eintreten sogleich mit devoter Verbeugung zurück, wie Jemand, der es gern Allen recht macht; als ich jedoch meinen Namen nannte, machte er eine Geberde freudiger Ueberraschung, die ich aber nicht beachtete, da ich die Antwort des Beamten er-wartete. Dieser, ein kleiner, dicker Mann mit einem großen schwarzen Backenbart, warf einen Blick auf sein Pult, rief den Telegraphisten herbei, und fragte mich:

Sollte denn das Telegramm wirklich auf dem Bahnhof abgeholt werden?

Freilich!

Nun, dann ist nichts für Sie da.

Gut, sagte ich, so muß ich Geduld haben.

Mit diesen Worten wandte ich mich zum Gehen, indem ich meinen Regenschirm und den mikroskopischen Reisesack, die ich in eine Ecke gestellt, wieder zur Hand nahm. Ich war erst einige Tage von Hause entfernt und gedachte noch am selben Tage mit dem Nachtzuge heimzukehren, aber wegen einer gewissen Angelegenheit, die für meine Erzählung nicht weiter von Bedeutung ist, hatte ich Ordre gegeben, mir nach X. zu telegraphiren, für den Fall, daß ich noch einige Tage länger abwesend bleiben müsse.

Wohin soll ich das Telegramm schicken, wenn es anlangt? fragte der Beamte weiter.

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Und ich war wirklich ein wenig in Verlegenheit, da ich mich zum ersten Male in dem kleinen Städtchen befand und Niemand dort kannte. Der Herr aber, welcher zuvor mit dem Beamten gesprochen hatte, kam mir zu Hülfe. Er näherte sich mir und fragte höflich:

Verzeihen Sie, sind Sie wirklich Signor Cavaliere Fausto Garleni?

Zu Befehl! (Wirklich, geehrter Leser, es ist nicht meine Schuld, daß ich einen Orden bekommen habe. Ich wurde auf Veranlassung des Ministers der öffentlichen Angelegenheiten zum Ritter ernannt, weil ich einen sumpfigen Landstrich trocken gelegt und eine landwirthschaftliche Ausstellung mit prächtigen Runkelrüben beschickt hatte.)

Ei, wenn Sie Signor Fausto Garleni sind, fuhr der Unbekannte mit einschmeichelndem Tone fort, so bin ich Antonio Meravigli .... das heißt, entschuldigen Sie, ich

begreife, daß ich mich nicht richtig ausdrücke .... das heißt, daß ich gewissermaßen mit Ihnen verwandt bin.

Nun war mir in der That der Name Meravigli nicht fremd, aber ich vermochte mich durchaus nicht zu besinnen, wo oder wann ich ihn gehört hatte.

Ich sehe, daß Sie mich nicht verstehen, setzte er hinzu, ohne die Fassung zu verlieren, und will Ihnen die Sache erklären; meine Frau ist eine Schwester der Signora Angela, welche Ihr Herr Bruder, der Advocat am Stadtgericht zu N., geheirathet hat.

O, jetzt verstehe ich, antwortete ich. Allerdings habe ich öfter Gelegenheit gehabt, Ihren Namen zu hören, aber ich bin so vergeßlich.

Ist es lange her, seit Sie Ihren Herrn Bruder nicht gesehen haben?

Mehrere Monate; wir sind Beide sehr beschäftigt.

Auf jeden Fall, sagte Signor Meravigli in einem erneuten Anfall von Dienstfertigkeit, indem er mir meinen Reisesack gewaltsam entriß, auf jeden Fall werden Sie mir erlauben, mir zu dem glücklichen Zufall zu gratuliren, der mir die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Mannes verschafft, und mir gestatten, daß ich mich in Allem und Jedem, was Sie hier bedürfen, ganz zu Ihrer Verfügung stelle. Vorläufig wird das Telegramm in meinem Hause abgegeben werden. Gott sei Dank, fuhr er fort, sich ein wenig in die Brust werfend, ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich hier bei Jedermann, beim Magistrat, wie bei der Bürgerschaft beliebt bin, nicht wahr, Roberti? schloß er, sich an den Stationsmeister wendend.

Sehr wahr, erwiderte dieser, der eben so lakonisch, wie Signor Meravigli weitschweifig in seiner Rede war.

Hören Sie, Signor Meravigli, sprach ich, etwas verwirrt durch diese Flut von Anerbietungen und mit dem sehnlichen Wunsche, mich einem solchen Uebermaaße von Liebenswürdigkeit zu entziehen. Sie können mir glauben, daß auch ich erfreut bin, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben (was sagt man nicht aus Höflichkeit!); der Zweck meines hiesigen Aufenthaltes ist jedoch sehr einfach, und ich werde auf keinen Fall erlauben, daß Sie sich meinetwegen incommodiren. Sollte ich jedoch Ihrer Hülfe bedürfen, so seien Sie überzeugt, daß ich von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen werde.

So sprechend, bückte ich mich, um meine Reisetasche wieder zu erobern, die es jetzt zu behaupten galt.

O, nicht um die Welt, nicht um die Welt! unterbrach mich der ehrenwerthe Signor Meravigli, mit gewandter Taktik meinen Angriff abwehrend, man soll nicht sagen, daß der Bruder meines Schwagers hier war, ohne daß ich ihn meiner Frau und meiner Romilda vorgestellt hätte.

Barmherziger Himmel! dachte ich im Stillen, das ist eine schöne Bescherung! und laut antwortete ich ziemlich ungalant: Es würde mir eine Ehre sein, ihre Bekanntschaft zu machen, aber, wie Sie wissen, befinde ich mich in Geschäften hier, welche die kurze Zeit meines Aufenthaltes ganz in Anspruch nehmen werden.

Aber Sie sagten mir doch so eben, daß es sich nur um eine Kleinigkeit handle .... O, seien Sie so freundlich, sagen Sie Ja, und vor allen Dingen gestatten Sie mir, Ihnen meinen Wagen anzubieten, um zur Stadt zu fahren; Sie müßten sonst drei Viertelstunden in brennender Sonne durch fußhohen Staub waten.

Mit diesen Worten führte er mich an ein Fenster, das

auf die Straße ging, und lüftete einen Augenblick den grünen Vorhang. Welch entsetzlicher Anblick! Als eine schnurgerade, weiße Linie lag die Straße vor mir; keinen Baum, kein lebendes Wesen konnte ich entdecken, nur eine vom Wind aufgewirbelte Staubwolke belebte hin und wieder die traurige Oede. Ein einziger Wagen, wahrscheinlich die Equipage des Signor Meravigli, hielt vor dem Bahnhofe; der Kutscher nickte schlaftrunken auf dem Bock, und der arme Klepper suchte durch ungeduldiges Schütteln und Stampfen die lästigen Fliegen zu verscheuchen.

Der Omnibus war unmittelbar nach dem Eintreffen des Zuges fortgefahren, und dasselbe hatten die wenigen Droschken gethan, die sich am Bahnhof befanden.

Es geschah mir schon Recht; dieser unglückselige Aufenthalt auf dem Bahnhofe war mein Verderben gewesen, und alles Sträuben fortan unmöglich. Außerdem hatte auch der Gedanke eines dreiviertelstündigen Spazierganges in brennender Junihitze etwas wahrhaft Grausenerregendes für mich.

Ich nahm daher den angebotnen Platz im Wagen an, in der Hoffnung, mit einem kurzen Besuche bei Signora Meravigli und jener unbekannten Romilda davon zu kommen.

Moltke kann nicht stolzer über den Erfolg seiner strategischen Pläne gewesen sein, als es Signor Meravigli über meine Zustimmung war.

Gott sei Dank! rief er mit strahlendem Gesichte, indem er mir seine freie Hand reichte; ich darf wohl sagen, daß kein Fremder von einiger Bedeutung durch X. gekommen ist, ohne eine Suppe in der Familie Meravigli zu essen und meine Romilda kennen zu lernen, und es hätte nur

gefehlt, daß Jemand, der gewissermaßen mit mir verwandt ist, unbeachtet hier durchgereis't wäre.

Die Situation wurde immer bedenklicher. Jetzt handelte es sich nicht mehr um einen bloßen Besuch; jetzt sollte ich gar eine Suppe essen, das heißt: ein vollständiges Mittagessen bei fremden und allem Anschein nach im höchsten Grade lächerlichen Leuten einnehmen.

Ich beschloß eine letzte Anstrengung zu machen, wenn ich mich im Wagen befände, in der Hoffnung, daß ich sitzend die Energie finden würde, deren ich stehend ermangelte.

Nachdem ich also einen Gruß mit dem Stationsmeister gewechselt hatte, dem Signor Meravigli etwas ins Ohr flüsterte, ging ich, oder vielmehr ließ ich mich von meinem Gastfreunde nach dem bescheidenen Gefährt führen, das meiner harrte. Der Kutscher war fest eingeschlafen, und das Pferd hatte sich dies zu Nutze gemacht, um den Wagen an den Chausseegraben zu ziehen, wo es ein paar Grashalme abzurupfen gab.

Ein kräftiger Ruck am Arme und der laute Ruf: Luigi! Luigi! schreckten den schlaftrunkenen Wagenlenker auf. Er öffnete einen gewaltigen Mund zu einem gewaltigen Gähnen, reckte sich auf dem Kutschbock zurecht, glotzte mich neugierig an, ohne die Mütze zu ziehen, und nahm die Zügel wieder zur Hand, die ihm entfallen waren und über den Rücken des sanftmüthigen Vierfüßlers herabhingen.

Und so befand ich mich denn nach den üblichen Redensarten: Steigen Sie gefälligst ein .... Nach Ihnen .... oh, ich bitte! u. s. w., u. s. w. wirklich im Wagen des Signor Meravigli an der Seite dieses würdigen Bürgers.

Was soll ich weiter sagen? Es war sehr heiß, ich war durch die Eisenbahnfahrt etwas ermüdet, und als ich mich auf die Polster des Wagens niederließ, überkam mich ein ungewöhnliches Wohlbehagen. Ich überlegte mir, daß schließlich ein Mittagessen in der Familie Meravigli doch noch zu ertragen sein würde, und mein Vorsatz, mich zu wehren, wurde immer wankender; höchstens Ehren halber hätte ich noch gekämpft.

O wie glücklich bin ich! sagte unterdessen Signor Meravigli, indem er sich vergnügt die Hände rieb, wie glücklich bin ich, daß ich Romilden einen Mann wie den Signor Cavaliere Fausto Garleni zuführen kann! — Da er jedoch bemerkte, daß ich nicht recht begriff, wer denn eigentlich diese Romilda sei, setzte er rasch hinzu:

Verzeihen Sie, aber da wir gewissermaßen Verwandte sind, kann ich mir gar nicht vorstellen, daß wir so wenig von einander wissen. Romilda ist nämlich meine Tochter.

Er sprach dies in einer Weise, die so deutlich sagte, wie stolz er auf diese Tochter sei, daß ich, um nur etwas zu sagen, dazwischen warf:

Ein schöner Name!

Ja sehen Sie, fuhr Signor Meravigli etwas verlegen fort, es ist eigentlich nicht der wahre Name meiner Tochter. Sie wurde Ursel getauft (meine selige Mutter hieß so und Sie wissen, daß man Rücksicht auf die Familie nehmen muß); aber das Mädchen zeigte bald eine große Abneigung gegen ihren Taufnamen, und schwärmte dagegen für Namen wie Irmgard, Hildegunde, Elektra, Antigone und dergleichen, die meinetwegen schön sein mögen, aber doch gar zu ungewöhnlich sind. Endlich kam ihr die Laune an, sich

Romilda zu nennen, und wir beschlossen, ihr den Willen zu lassen. Ich versichere Sie, es ist ein Mädchen, wie man kein zweites findet, und wenn man es mit der Laterne suchte. Natürlich ist ihre Force das Studieren, für die Wirthschaft hat sie wenig Sinn, aber sie schreibt wie ein Engel ... und noch dazu in Versen ... Alle berühmten Männer Italiens sind in Ekstase über ihre Gedichte .... kurz, ich freue mich ungeheuer, daß Sie das Mädchen kennen lernen.

Die eselhafte Geduld, mit der ich mich in mein Schicksal zu ergeben begann, wurde durch diesen neuen Zwischenfall etwas erschüttert, denn wahrlich, wie in der griechischen Tragödie, steigerten sich meine Bedrängnisse von Minute zu Minute. Die Begegnung mit Signor Meravigli war ein unangenehmer Zufall, der Dämon der Gastfreundschaft, von dem er besessen, war eine fatale Sache, aber die extemporirte, poetische Vorlesung, die mir jetzt als etwas Unvermeidliches vor die Seele trat, war geradezu ein Unglück zu nennen. Ich betheuerte, daß ich mich sehr geehrt fühlte, die Bekanntschaft einer so außerordentlichen jungen Dame zu machen, versuchte aber zu gleicher Zeit die Folter abzukürzen, indem ich zu meinem Amphitryon sagte:

Wenn Sie erlauben, werde ich so frei sein, mich zu empfehlen, nachdem ich Ihren Damen meine Aufwartung gemacht habe, um meinen Geschäften nachzugehen.

Sich empfehlen? ... Ja, darüber müßten wir uns erst verständigen, denn ich werde mir natürlich das Vergnügen machen Sie zu begleiten. Ich will mich nicht rühmen, aber da ich bei Allen Behörden wohl angesehen bin, glaube ich, daß ich Ihnen in Ihrer Angelegenheit sehr behülflich

sein kann... Darf ich fragen, welcher Art sie eigentlich ist?

Mit wehmütiger Resignation sagte ich ihm mit wenig Worten, um was es sich handle.

Auf dem Stadtgericht haben Sie zu thun? rief er in die Hände klatschend, o dann können Sie sicher sein, daß die Sache rasch abgemacht ist, denn der Stadtrichter ist mein intimer Freund. Er zog mit lächerlicher Wichtigkeit seine Uhr, die an einer zwei Finger dicken goldnen Kette hing, und fuhr fort:

Jetzt ist es zehn Uhr, da wird der Stadtrichter nicht auf seinem Bureau sein; wir müssen gegen Ein Uhr hingehen.

Unterdessen waren wir in die Stadt gelangt; Signor Meravigli gab augenscheinliche Beweise von der Vertraulichkeit, die zwischen ihm und seinen Mitbürgern herrschte, indem er bei jedem Schritt einen derselben grüßte, mochte er vorübergehen oder vor der Thür seines Ladens die Zeit todtschlagen; dabei bewahrte er jedoch stets eine gewisse wohlwollende Herablassung, und bei diesem Austausch von Grüßen bekam auch ich meinen Theil. Plötzlich hielt der Wagen; ich glaubte den unseligen Augenblick gekommen, wo ich mich der Dichterin des Hauses Meravigli vorstellen müsse, und begriff den ganzen Ernst meiner Lage. Staubig, erhitzt und ganz verdummt durch Hitze und Langeweile, mußte ich ohne Zweifel eine sehr traurige Figur spielen, trotzdem versuchte ich mein Haar zu ordnen, fühlte nach meiner Cravatte, und ..... aber wir waren noch nicht am Ziele.

Wir standen vor einer Apotheke mit zwei Säulen vor der Thür, auf deren Schilde ein Kaninchen prangte; ein

kleines Männchen von mittlerem Alter, unter dessen schwarzem Sammetkäppchen zwei Büschel röthlicher Haare an den Schläfen hervorguckten, trippelte eilig heraus, und kam schwänzelnd an den Wagen.

Unser Signor Angelo Storni, Chemiker und Apotheker; der ausgezeichnete Gelehrte Signor Cavaliere Fausto Garleni, der Bruder meines Schwagers, des Advocaten Garleni, stellte Signor Meravigli mit seinem strahlendsten Lächeln uns einander vor. Sie begreifen, lieber Freund, fügte er dann zum Apotheker gewendet hinzu, daß, wenn man das Glück hat, eine so bedeutende Persönlichkeit in X zu begrüßen, ihr eine Suppe im Hause Meravigli nicht erspart wird; und da wir davon sprechen, fuhr er fort, indem er Signor Storni, der mit der Linken sein Käppchen lüftend unbeweglich am Wagenschlag stand und mich wie ein ausländisches Thier anstarrte, eine Prise bot, da wir gerade davon sprechen, so wissen Sie wohl, daß bei dergleichen Gelegenheiten stets ein Stuhl an meinem Tische für Sie bereit steht. Also Punkt halb fünf Uhr wie gewöhnlich, und laden Sie auch den Doctor Trigli in meinem Namen ein. O! das hätte ich bald vergessen; der Cavaliere hat auf dem Stadtgerichte ein Geschäft abzumachen; Sie können ihm sagen, ob ich mit dem Stadtrichter befreundet bin.

O! intim befreundet, antwortete der Andere.

Sehen Sie, Signor Galeni, daß man mir nicht entwischen kann; ich würde ungerecht gegen meine Vaterstadt handeln, wenn ich mich nicht über das Wohlwollen freute, das mir hier Jedermann beweis't, allerdings ganz ohne mein Verdienst.

O! wie können Sie so etwas sagen? Im Gegentheil, höchst verdientermaßen, fuhr der Apotheker dazwischen.

Unser Signor Storni ist ein lieber Mann, erwiderte Signor Meravigli mit milder Ueberlegenheit, aber er ist ein Schmeichler; wenn man ihn reden läßt, ist er wirklich ein Schmeichler. Denken Sie sich, der liebe Mann kann sich durchaus nicht zufrieden geben, daß man mir noch keinen Orden verliehen hat.

Freilich, rief Signor Storni, freilich kann ich mich darüber nicht zufrieden geben, denn es ist eine Ungerechtigkeit, es ist eine . . . . .

Still, still! unterbrach ihn der bescheidene Signor Meravigli, indem er den Mund des Apothekers mit seiner Hand schloß. Lassen Sie sich durch Ihre Freundschaft für mich nicht hinreißen! — Und damit befahl er dem Kutscher weiter zu fahren, grüßte Signor Storni mit der Hand und flüsterte mir zu:

Welch sonderbarer Kauz! Ich und ein Orden! ich möchte wissen für welches Verdienst? — Da ich nicht im Stande war, eine solche Frage zu beantworten, senkte ich nachdenklich mein Haupt.

Nach einigen Minuten gelangten wir vor ein weißes Haus mit geschlossenen Jalousieen, das mir Signor Meravigli als das seinige bezeichnete. Wir treten durch eine Seitenthüre in einen Schuppen, dessen Thorweg uns ein Bauer öffnet, und eine rothbackige Magd mit aufgestreiften Aermeln kommt uns mit würdevoller Feierlichkeit entgegen; hinter einer Thüre aber lauscht ein Knabe im kurzen Jäckchen und schneidet mir in nichts weniger als ehrerbietiger Weise Gesichter, was Signor Meravigli jedoch nicht bemerkt.

Während dieser der stämmigen Magd, die der Generalstabsfech des Hauses zu sein scheint und die Anordnungen

ihres Herrn mit untergestemmten Armen entgegennimmt, eiligst einige Befehle ertheilt, schüttle ich den Staub von meinen Kleidern, übergebe dem Bauer Reisesack und Regenschirm und bereite mich vor, sanftmüthig, wie ein Lamm, das mir auferlegte schwere Kreuz zu tragen.

Endlich werde ich unter tausend Entschuldigungen über die kleine Verzögerung einige Stufen hinaufcomplimentirt, die aus dem Hof in das sogenannte Parterre des Hauses führen.

Agnese! Romilda! Agnese! rief der vortreffliche Mann, während er mich in einen kleinen Salon führte und mich bat, hier zu verweilen, bis er seine Damen herbeigeholt habe.

Das Zimmer bot nichts Bemerkenswerthes dar, ich werde daher keine Zeit mit seiner Beschreibung verlieren, und zwar um so weniger, als solche Beschreibungen eine Sprachübung sind, die wir, da wir nicht so glücklich sind in Toscana geboren zu sein, niemals ungestraft unternehmen, selbst dann nicht, wenn wir Fanfani's Brochüre: „Ein Haus in Florenz zu verkaufen" offen vor uns liegen haben.

Als ich allein war, besah ich mir die Lithographieen an den Wänden und war eben im Begriff, ein Photographie-Album in die Hand zu nehmen, als ein Rauschen von Gewändern mir das Nahen der Göttinnen verkündete.

Die Thüre wird aufgerissen, und Signor Meravigli, von den beiden Damen gefolgt, tritt keuchend und athemlos herein.

Meine Frau; — meine Tochter; — Signor Cavaliere Garleni.

Signora Agnese Meravigli trägt ein pistaziengrünes Muslinkleid, ein schwarzes Spitzentuch um den Hals geknüpft;

und durch die Puffärmel von weißer Gaze schimmern Arme, welche nicht eben verdienen, vom Meißel eines Phidias verewigt zu werden. Sie ist ungefähr vierzig Jahre alt, mager und eckig, weder groß noch klein, hat einen olivenfarbenen Teint und dunkles, ziemlich dünnes Haar, das hier und da schon zu ergrauen beginnt. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist sehr gewöhnlich und ihr Lächeln einfältig. Sie reicht mir linkisch ihre Hand, nicht geradeaus, sondern ungeschickt von der Seite her, ungefähr so wie ein Schiffer sein Ruder ins Wasser fallen läßt, und zieht sie augenblicklich hastig wieder zurück, als ob sie dächte: Gott sei Dank, das ist abgemacht. Wenn sie aber spricht, ist sie am reizendsten; sie möchte die Schriftsprache sprechen, aber sie *kann* es nicht, sie würde den Dialekt sprechen, aber sie *darf* es nicht, denn Fräulein Romilda erlaubt es nicht.

Ja, ohne Zweifel, Romilda ist die Gottheit des Hauses!

Die kaum zwanzigjährige Muse trägt ein weißes, aufgeschürztes und bis zum Halse reichendes Kleid, mit anliegenden, an den Handgelenken zugeknöpften Aermeln; sie hat schwarzes Haar, das in langen Locken auf Schultern und Nacken fällt, eine ziemlich große Nase und Augen, die nicht häßlich wären, wenn sie nicht zu oft begeistert zu blicken suchten. Sie ist mager, wie es sich für Jemand schickt, der sich von Poesie nährt, sonst gut gewachsen, und hat einen eigenthümlich affectirten Gang. Das Kleid vorn ein wenig aufhebend, balancirt sie auf den Fußspitzen, als verschmähe sie es, die Erde zu berühren. Sie spricht langsam, mit scharfer Betonung der Doppellaute und häufigem Mißbrauch der Diminutive, und sobald sie den Mund aufthut, verstummen die Eltern in entzückter Bewunderung. Wenn Signora Agnese sich in die Unterhaltung mischt,

steht die gelehrte Romilda wie auf Nadeln, und wenn der Mutter ein grammatikalischer Schnitzer entfährt, was ihr nicht allzu selten passirt, erfaßt das junge Mädchen ein heiliger Zorn, der sich oft durch eine zwar nur geflüsterte, aber sehr ärgerlich klingende Verbesserung Luft macht.

Sind Sie zum ersten Mal in unsrem kleinen Städtchen? fragte mich Romilda in pathetischem Tone.

Zum ersten Male, antwortete ich, und ich finde es sehr freundlich.

O mein Gott, nichts als Staub und Koth, ein unmöglicher Aufenthalt!

Du bist sehr hart gegen deine Vaterstadt, bemerkte Signor Meravigli schüchtern.

O, sprich mir nicht von ihr, Papa, unterbrach sie ihn mit einer gezierten Bewegung, die graziös sein sollte. Für euch, die ihr nicht im Stande seid, euch auch nur ein ganz klein wenig über eure Geschäftchen zu erheben, mag es ja so scheinen, aber wer eine Künstlerseele in seinem Busen birgt, muß hier den Erstickungstod sterben . . . ja! ich fühle, daß ich so enden werde! Und bei diesen Worten senkte sie das Haupt wie eine Citrone, die zu schwere Last für ihren Stengel ist, und kreuzte die Arme über den Knieen, wie ein ergebenes Opfer.

Die unglücklichen Eltern schienen über diese düstere Prophezeihung schmerzlich betroffen und blickten mich an, als ob sie Trost von mir erhofften.

Doch ist die Einsamkeit den Musen hold, bemerkte ich zu der armen Sappho gewendet, und da Sie die Poesie lieben, können Sie sich hier ihrem Kultus besser weihen, als in dem lärmenden Gewühle einer großen Stadt möglich wäre.

Dasselbe schrieb mir noch vorgestern N . . (sie nannte einen bekannten italienischen Schriftsteller), aber hier bin ich nicht in der Einsamkeit, o, wäre ich es doch! Hier kommt es mir immer vor, als wäre ich in Recanati, wo der große Leopardi sich innerlich verzehrte.

Armer Leopardi! dachte ich, welch schmeichelhafter Vergleich für dich!

Sehen Sie, fiel Signor Meravigli seiner Tochter in die Rede, ich könnte mich schon entschließen, in eine andere Stadt zu ziehen, aber ganz abgesehen davon, daß ich schwerlich wieder einen Ort finden würde, wo ich überall, bei den Behörden, wie bei der Bürgerschaft, so wohl gelitten wäre, wie hier, wüßte ich wirklich nicht, wohin ich gehen sollte. Meine Grundstücke liegen alle hier herum, meine andern Kinder, die leider nicht das Talent Romildens haben, gefallen sich in diesem halb ländlichen, halb städtischen Leben und . . . .

O, bitte, bitte, laß uns abbrechen, sagte Romilda mit einem matten Lächeln und der Miene eines Opferlammes. Und Sie, Signor Garleni, beschäftigen sich ebenfalls mit Literatur? . . Ist die Frage erlaubt, welcher Gattung von Poesie Sie sich gewidmet haben, der lyrischen, epischen oder didaktischen? — Ich beeilte mich ihr zu erwiedern, daß ich durchaus kein Dichter sei, sondern nur hin und wieder eine Kleinigkeit, und zwar meist in Prosa, auf das Papier würfe.

O! ich gestehe, daß nach meinem Gefühl die Prosa einer Feuerseele nicht genügen kann; ich habe meine Sächelchen stets in Versen geschrieben.

Und du wirst dem Signor Cavaliere einige von deinen Gedichten declamiren, nicht wahr, Romilda? Ich bin überzeugt, daß sie ihm Vergnügen machen werden.

Wenn einem so das Messer an die Kehle gesetzt wird, kann man nicht nein sagen. Die Kämpen der „Wahrheit um jeden Preis“ können mich ordentlich in Wuth bringen, denn wenn man in dieser Welt Alles heraussagen wollte, was man denkt, so, glaube ich, würde es bald nicht ein Individuum der bürgerlichen Gesellschaft geben, das vierundzwanzig Stunden lang ungeprügelt herumliefe. Ich habe von Natur keinen Geschmack an der Wollust des Märtyrthums und muß de- und wehmüthig bekennen, daß ich mich dann und wann zu kleinen Compromissen herbeigelassen habe. Allerdings nie aus unlautern Gründen, denn ich kann schwören, daß mir niemals eine Schmeichelei Ehre oder Reichthum eingetragen hat. Nachdem ich dies zur Entlastung meines Gewissens gesagt habe, fahre ich in meiner Erzählung fort.

Signor Meravigli begegnet meinem Wunsche, antwortete ich, meine Worte mit akademischer Zierlichkeit wählend, um auf der Höhe der Situation zu bleiben, wenn Fräulein Romilda die Gewogenheit haben wollte.

Signora Agnese, die nach der ersten Begrüßung stumm wie ein Fisch gewesen war, hielt den Augenblick für günstig, ihr Schweigen zu brechen; sie schob ihren Stuhl neben den ihrer Tochter, fuhr mit dem Taschentuche über ihre Stirn und brach in die klassischen Worte aus:

Du hast ein bischen geschwitzt, scheint mich.

Mir — verbesserte Romilda.

Scheint mir, fuhr Signora Agnese fort, ohne sich stören zu lassen; wäre es nicht besser, daß du später lies't?

Läsest, rief das junge Mädchen mit schlecht verhehlter Ungeduld.

Zum Beispiel nach Tische. . .

Ja, ja, fiel Signor Meravigli ein, du hast ganz Recht, jetzt ist es zu heiß, und nach Tisch werden auch noch mehr Leute da sein.

Ganz wie ihr wollt, sagte Romilda. Uebrigens sind meine Arbeiten nur kleine Sächelchen, Signor Garleni; der B. (hier nannte sie einen andern Schriftsteller), der mir fast begeistert darüber schrieb, ist wirklich gar zu freundlich, ich glaube, ich habe den Brief noch bei mir.

Natürlich befand er sich in ihrer Tasche, und sie reichte ihn mir. Es war in der That eine Lobrede.

Ich sehe, daß Sie sich den Beifall ausgezeichneter Kritiker errungen haben, sagte ich.

O! das macht mich nicht eitel; ich weiß, daß meine Arbeiten fehlerhaft sind, und wünsche nichts mehr, als zurechtgewiesen zu werden. Niemand kann die Kritik geduldiger hinnehmen, als ich. Es hat meinen Gedichten nicht an Tadlern gefehlt; der Eine nannte sie unverständlich, der Andre schwülstig; Dieser fand sie affectirt, Jener hatte wieder etwas anderes auszusetzen. Die armen Thoren! Als ob mein Stil an Klarheit und Einfachheit etwas zu wünschen übrig ließe, als ob ich mich nicht vor Allem bemühte, natürlich zu sein. Sie möchten sagen, was sie wollten, aber daß ich unklar, daß ich schwülstig und affectirt sei! . . .

In dieser Weise gab Signora Romilda glänzende Beweise ihres Respekts vor der Kritik.

Die Unterhaltung begann zu stocken; entweder fühlte sich die junge Gelehrte in Bezug auf mich enttäuscht, oder sie war mit dem Entwurf eines neuen Meisterwerkes beschäftigt. Ihre Mutter ergriff die Gelegenheit, das ihr auferlegte Schweigen zu brechen, um mir in einer Sprache,

die der Tochter reichliche Veranlassung zu Verbesserungen gegeben hätte, leise zu versichern, wie stolz sie auf Romilda sei, und wie wenig ihre andern Kinder diesem wunderbaren Mädchen glichen.

Wir können nicht Alle einander gleichen, bemerkte ich weise.

Das sage ich auch immer zu Romilden, war die Antwort.

Da ich den Zweck meines Ausflugs nach X. nicht vergessen konnte, erlaubte ich mir, ihn in der Erinnerung des Hausherrn ein wenig aufzufrischen.

Er schnellte kerzengerade empor, wie ein Schachtelmännchen, und sagte: Ich stehe zu Befehl, wir brauchen nur den Hut aufzusetzen und unsrer Wege zu gehen.

Als ich aufstand, erwachte Romilda aus ihrer Versunkenheit; sie lehnte den Kopf zurück und reichte mir mit schmachtender Miene die Hand, indem sie lispelte: Auf Wiedersehen, Signor Garleni.

Ihre Mutter öffnete mir die Thüre, ließ sich die Hand mit der gleichen Selbstverläugnung drücken, wie zuvor, und verabschiedete mich mit der eleganten Phrase: Bleiben Sie gesund!

Eine Langeweile mit der andern zu vertauschen, ist unter den Leiden dieses Lebens eines der erträglichsten, und so schöpfte ich leichter Athem, als ich das Zimmer verließ. Der Hof lag verödet, nur eine einzige Henne spazierte gravitätisch auf und nieder, dann und wann stillstehend, als ob sie über etwas nachdächte, und dann mit heftigem Kopfschütteln ihren Weg fortsetzend. Vielleicht gedachte sie ihrer Gefährtinnen, die sich noch vor Kurzem mit ihr gemeinsam der peripatetischen Methode befleißigten, und jetzt mir zu Ehren in der Pfanne brieten.

Der Stadtrichter war ein sehr gesprächiger Mann, der mir auf alle Erkundigungen die genügendste Auskunft gab, mich aber auch durch sein Schwatzen drei Viertelstunden Zeit verlieren ließ, obgleich ich bei jeder Pause fortzugehen versuchte. Aber meine Anstrengungen waren vergeblich, denn der würdige Beamte hatte unter andern Verdiensten auch das, stets Hand auf die Gegenpartei zu legen, sei es, daß er ein verirrtes weißes Fädchen auf dem Kleide des Unseligen entdeckte, sei es, daß er ihn gar am Rockschoß fest hielt, wenn er ihm entwischen wollte. Sobald ich eine Bewegung machte, um aufzustehen, packte er einen Zipfel meines Rockes, so daß ich mich bequemen mußte, regungslos still zu halten, um nicht einen so wichtigen Bestandtheil meiner Toilette zu gefährden.

Während der vortreffliche Herr sprach, hörte ihm Signor Meravigli mit der Miene höchster Befriedigung zu; nicht etwa weil er für ihn eine besondere Verehrung hegte, sondern weil derselbe sein Lob in allen Tonarten sang. Auf diese Weise erfuhr ich, daß Signor Meravigli Commandant der Nationalgarde sei, daß er Bürgermeister gewesen und es wieder hätte werden können, wenn er gewollt hätte, woran ihn aber seine allzugroße Bescheidenheit verhindert habe.

Bescheidenheit ist eine große Tugend, setzte der Stadtrichter hinzu, aber bei Menschen, wie unser Signor Antonio, ist Bescheidenheit ein Verbrechen.

Signor Meravigli drückte die Hand seines Freundes mit warmer Herzlichkeit.

Uebrigens, fuhr der Stadtrichter fort, indem er mit malitiöser Miene die Augen zukniff, übrigens steht es mit unsern städtischen Angelegenheiten nicht zum Besten; es

müßten eben alle Bürger so wie unser Signor Antonio sein.

O! lispelte Signor Antonio mit zierlicher Verbeugung.

Wir haben in zwei Jahren fünf Mal eine Krisis in unsrer städtischen Verwaltung gehabt, die jedes Mal durch ein Denkmal provocirt wurde.

Durch ein Denkmal? rief ich aus.

Ja wohl, ein Denkmal für einen unserer Mitbürger, der 1849 von den Oestereichern erschossen wurde. Wir haben uns niemals über den Platz vereinigen können, auf welchem das Monument aufgestellt werden sollte.

Aber verzeihen Sie, warf ich ein, entscheidet in solchem Falle nicht Stimmenmehrheit?

Ja gewiß, aber da in den Statuten unserer Gemeinde kein Paragraph vorhanden ist, welcher verböte, eine Vorlage nochmals einzubringen, über die schon abgestimmt worden ist, erscheint am Tage nach der Entscheidung die Opposition in geschlossenen Reihen, setzt ihren Vorschlag wieder auf die Tagesordnung und siegt.

Auf diese Weise ist ja aber gar kein Ende abzusehen, sagte ich.

Freilich, gerade das habe auch ich immer gesagt.

Und nicht einmal die Zeitungen sind einerlei Meinung, bemerkte Signor Meravigli.

Ah! es erscheinen auch Zeitungen hier?

Gewiß, zwei: Die Erlösung und: Die geistige Wiedergeburt. Die erste erscheint Sonntags und ist das Organ der Regierung; die zweite Donnerstags, und obgleich sie sich nicht mit Politik abgiebt, sieht man doch, daß ihre Tendenz oppositionell ist. Die Redacteure können sich nicht leiden, aber Beide drucken um die Wette

die Gedichte der Signora Romilda in ihren Spalten ab. Signor Meravigli verbeugte sich.

O, die glückseligen Einwohner von X! dachte ich im Stillen, die in ihren beiden Käseblättchen die poetischen Ergüsse einer so berühmten Dichterin lesen können.

Als es Gott gefiel, wurde uns endlich erlaubt, uns zu verabschieden. Ich merkte, daß der Stadtrichter ebenfalls mein Tischgenosse sein würde, und außer ihm noch andere Leute, die ich noch nicht gesehen hatte, welche die Crême der Gesellschaft von X. repräsentirten. Verdamme mich nicht, theurer Leser, wenn ich von diesem Augenblicke an an einem Trinkspruch laborirte, den ich jedoch, ich verspreche und schwöre es dir, hier nicht niederschreiben werde.

Die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten des Städtchens hielten mich nicht lange auf. Signor Meravigli führte mich als eifriger, unermüdlicher Cicerone in den Dom, das Theater, das Casino, in die Akademie der „Wohlgenährten" und endlich in die Platanenallee, wo die städtische Musikbande dreimal wöchentlich spielte und wo es wenigstens etwas lebendig und lustig zuging.

Nachdem wir unsern Rundgang beendigt hatten, wobei ich mit meinem Beifall über das Gesehene nicht karg war, begaben wir uns wieder nach dem Hause des Signor Meravigli.

Auf der Schwelle desselben standen zwei der geladenen Gäste: der Apotheker Storni, und eine neue Persönlichkeit, Dr. Trigli. Wenn Hüte eine Physiognomie hätten, so würde ich sagen, daß der glänzende Cylinder des Apothekers eben so erstaunt aussah, sich auf diesem Kopfe zu befinden, als der Kopf, diesen Hut zu tragen. Die Hände des armen

Storni waren in fortwährender Bewegung, um den schwankenden Hut wieder zurecht zu rücken, und die röthlichen Haarbüschel, die so graziös unter dem gewohnten Käppchen hervorlugten, fühlten sich sehr unbehaglich unter dieser ungewöhnlichen Kopfbedeckung. Es war augenscheinlich, daß Signor Storni ebenso wenig, wie Napoleon III., vermochte, seine Krone festzuhalten. Vom Dr. Trigli werde ich vor der Hand nichts sagen; er machte mir sogleich den Eindruck eines schlagfertigen Redners, und er war es in der That; nicht minder rasch war er jedoch mit der Verläumdung bei der Hand.

Im Salon, wo Signor Antonio eine lange Reihe von Namen herplapperte, was als Vorstellung gelten sollte, hatten sich die versammelten Gäste in zwei Gruppen getheilt. Auf der einen Seite drängten sich die gelehrten Leute um Romilda, auf der andern umgaben die Personen von untergeordneter Bedeutung Signora Agnese. Unter diesen Letzteren fiel mir zuerst ein Knabe von zehn bis elf Jahren in die Augen, den ich als denselben erkannte, der mir am Morgen hinter der Thüre Gesichter geschnitten hatte; neben ihm stand ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren, das geduldig den Ermahnungen einer ältlichen Dame zuhörte. Diese Letztere war das gnädige Fräulein Prassede Altamura; sie stammte von dem alten Grafengeschlecht ab, das früher Lehnsrechte über den benachbarten Flecken gehabt hatte, und war entschlossen, sich nicht zu verheirathen, wenn nicht ein Patrizier von hoher Abkunft ihr mit seiner Hand zugleich einen Namen anbiete, der dem der Altamura ebenbürtig sei. Da nun Niemand in dieser Absicht erschienen war, hatte sie das kostbare Kleinod ihrer Jungfrauenschaft um so sicherer vor jeder Nachstellung

bewahrt, als sie häßlich war und kein Vermögen besaß. Auf der andern Seite der Signora Agneſe saß ein alter Herr, deſſen dünne, graue Haare glatt an den Schläfen anlagen. Er war vollkommen bartlos und hatte eigenthümlich blödſinnige Augen, die ſo weit hervorſtanden, daß ſie jeden Augenblick aus ihren Höhlen zu fallen drohten, und ſpärliche, faſt unſichtbare Augenbrauen. Dieſe auserleſen einfältige Phyſiognomie prägte ſich meinem Gedächtniß tief ein; ſie erinnerte mich an Etwas, wofür ich im Augenblick keinen Namen hatte, bis ich vor einigen Tagen bei dem Hochzeitsſchmauſe eines Freundes einen rieſigen geſottnen Fiſch auftragen ſah und mit einer unwillkürlichen Geberde der Ueberraſchung vom Stuhle auffuhr. Ja! ich erkannte ihn wieder! Dies war Signor Baldaſſare Alieni, Grundbeſitzer in X., oder wenn er es nicht ſelbſt war, ſo war es zum wenigſten ſein Milchbruder.

Ich hätte gern in der Nähe dieſes drolligen Kreiſes verweilt, wo Signora Agneſe, da ſie ſich außer dem Bereiche ihrer Romilda fühlt, den Dialekt ſpricht, hätte gern den ungezogenen Toniotto, der die Verzweiflung ſeiner Eltern ausmacht, beobachtet, vor Allem aber Heloiſen näher betrachtet. Sie iſt die jüngere Schweſter der geiſtreichen Romilda und wird von der Familie gering geachtet, iſt aber trotzdem mit dem Anflug ſanfter Trauer auf ihren lieblichen Zügen eine anziehende Erſcheinung . . .

Aber das Geſtirn des Hauſes ruft mich: Hier bin ich, Romilda, zu deinen Füßen!

Der Redacteur der „geiſtigen Wiedergeburt“ wünſcht Ihnen beſonders vorgeſtellt zu werden, ſagte die Göttin, mit der Miene einer Königin auf einen Mann von Mittelgröße in ſchwarzer, etwas abgeſchabter Kleidung zeigend.

Dr. Augusto Romeli beschäftigt sich hauptsächlich mit pädagogischen Fragen, setzte sie hinzu und seufzte dann, indem sie das Haupt ein wenig neigte und die Stirne auf zwei Finger der linken Hand stützte: O, die späteren Generationen!

Nachdem sie das Problem der Erziehung auf diese geistvolle Art aufgestellt, versank sie in Schweigen.

Hätte ich in der Stadt X einen Fluß, einen Bach, oder sonst ein fließendes Wasser gesehen, so würde ich steif und fest geglaubt haben, daß Dr. Romeli jetzt eben herausgezogen worden sei. Sein langes, schwarzes straff herabhängendes Haar, der ebenfalls schwarze Bart, der einen großen Theil seines Gesichts beschattete und vier Finger unterhalb des Kinns in eine Spitze auslief; die enganliegende Kleidung, die durch das Alter spiegelblank geworden war, alles Dies vereint gab ihm das Ansehen eines Ertrunkenen.

Es dauerte nicht lange, so bemerkte ich, daß Signor Romeli dem Princip nach Republikaner sei.

Unglückseliges Italien! rief er aus, du bildest dir ein, frei und einig zu sein!

Ich bemerkte ihm bescheiden, daß, seit wir auch Rom hätten, die Einheit Italiens doch wenigstens unbestreitbar sei.

Aber was für eine Einheit! schrie er mit zorngerötheten Wangen, was für eine Einheit! eine Einheit der Sclaverei und der Schande! Wo ist die Achtung vor dem Genius, welche die Völker auszeichnet, die würdig sind ein Vaterland zu haben? Wo ist sie, Signor? Vor vier Jahren hielt ich eine Vorlesung über die „geistige Wiedergeburt Italiens"; ich schickte das Manuscript nach einander an vier Minister des öffentlichen Unterrichts, aber glauben Sie, daß sie sich im Geringsten darum gekümmert

haben? Und doch hatte meine Arbeit bei bedeutenden Männern, denen ich sie vorlegte, die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden, wie sie auch in der letzten Nummer meines Journals sehen können, die ich mich beehre, Ihnen nebst einem Exemplare meiner Abhandlung hiermit zu überreichen.

Mit diesen Worten übergab er mir diese beiden Kostbarkeiten. Ich durchblätterte das Journal, das in Heften von einem halben Bogen erscheint, und war nicht wenig verwundert, daß fast alle Artikel in gleicher Weise betitelt waren. Da gab es: „Ueber die geistige Wiedergeburt Italiens, Rede des Professors Augusto Romeli, gehalten im Verein „der Wohlgenährten" am 4. Mai 1867"; „Urtheile berühmter Italiener, oder: Ueber die pädagogischen Ansichten des Prof. Romeli; ein Brief an den Redacteur"; oder endlich: „Ueber die Nothwendigkeit, die Erziehung in Italien nach den Principien zu reformiren, welche Prof. Romeli in seiner Rede am 4. Mai 1867 aufgestellt hat." Dies bestätigte mir aufs Neue, daß das Vorhandensein von geistigen Wiederkäuern eine Thatsache ist. Ich möchte nämlich diesen Namen allen den Leuten beilegen (und es giebt deren nicht wenige), die, wenn sie einmal in ihrem Leben einen Gedanken zur Welt gebracht, vier Zeilen auf das Papier geworfen, oder in einer Versammlung ein paar Worte gesprochen haben, diesen Gedanken, diese Zeilen oder diese Worte zum Angelpunkte ihres Daseins machen und in der Hoffnung, auch Andere zu überzeugen, daß sie wirklich etwas Großes gethan oder gesagt haben, immer wieder darauf zurückkommen. Diese Leute mißbrauchen die gefällige Nachsicht berühmter Männer, die, wenn sie sich loben hören, gern wieder loben, sie drängen sich an

die Mächtigen und Gefeierten dieser Welt und erbetteln von ihnen schmeichelhafte Briefe und Erklärungen, die sie dann als Schemel benutzen, um diese thörichte Eitelkeit zur Schau zu stellen. Und um sich die Zudringlichen vom Halse zu schaffen, verschwenden die Machthaber und Celebritäten ihren aufmunternden Beifall an solche Pygmäen, so daß im Felde der Wissenschaft das Unkraut üppig aufschießt. Daß der Professor Romeli bei der Regierung kein Gehör fand, erfüllt mich mit freudiger Bewunderung, und ich möchte vorschlagen, dieser Thatsache einen Denkstein mit folgender Inschrift zu weihen:

Den vier Ministern des öffentlichen Unterrichts,
welche dem Professor Romeli kein Gehör schenkten,
das dankbare Italien.

Während Signor Romeli mir seine reformatorischen Pläne auseinandersetzte, hatte sich Signor Guglielmo Ostevolo, Ritter vom Orden San Maurizio und Lazaro, ein reicher und schlauer Kaufmann, der sich für einen Gönner und Beschützer der schönen Künste und Wissenschaften ausgab, neben mich gesetzt und benutzte die erste Pause in der Rede des Dr. Romeli, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Sehen sie, Signor Cavaliere, sagte er, ich kann die Leute nicht begreifen, die, weil sie Handel treiben, der Kunst und Wissenschaft den Rücken kehren. Ich meinestheils muß sagen, daß ich stets nach Kräften bemüht war, meinen Geist auszubilden, besonders in Bezug auf ökonomische Fragen. Und übrigens, verträgt sich denn nicht für Denjenigen, der auf den Grund der Dinge geht, der Handel sehr gut mit dem Studium der Wissenschaft?

Ganz unzweifelhaft, antwortete ich; allerdings muß man verstehen, auf die rechte Art Handel zu treiben, man muß etwas Anderes dabei im Auge haben, als egoistische Gewinnsucht.

Ich sah mir den Herrn Osteolo aufmerksam an; er kam mir nicht gerade wie ein Menschenfreund vor.

Ich darf ohne Prahlerei sagen, fuhr dieses Muster von einem Kaufmann fort, daß ich bei meinen Geschäften immer mehr auf die Ehre, als auf den Nutzen gesehen habe; ich hätte mich schon lange zur Ruhe setzen können, denn Gott sei Dank, ich habe mir ein ziemliches Vermögen erworben, aber, was wollen Sie? Der Gedanke, dem Vaterlande zu nützen, ein gutes Beispiel zu geben, hat mich veranlaßt, mein Geschäft fortzuführen, und ich kann Ihnen auf meine Ehre versichern, daß es mich durchaus nicht verdrießt, wenn andere neue Handlungshäuser entstehen, die mir das Terrain streitig machen, o, ganz im Gegentheil! Wenn die Leute es nur mit Zartgefühl, mit Ehrenhaftigkeit thun, so bin ich gewiß der Erste, der ihnen die Hand drückt, und ihnen zuruft: Bravissimo! Bei Gott, das war gut gemacht! Sehen Sie, so bin ich nun einmal ... es ist nicht mein Verdienst, aber ich bin nun einmal so.

Und indem der würdige Mann dies sagte, war er so gerührt über seine eigne Hochherzigkeit, daß ich überzeugt bin, wenn ein Mensch sich selbst küssen könnte, hätte sich Signor Osteolo in diesem Augenblicke aufs Herzlichste geküßt.

Uebrigens kann es auch Dr. Romeli bezeugen, daß ich thue, was in meiner Macht steht, um dem wahren Genie unter die Arme zu greifen.

Signor Romeli verbeugte sich bejahend, indem er sagte: Wollte Gott, daß Alle wie Sie handelten.

Ich komme auf meinen Geschäftsreisen durch die ganze Provinz, und ich kann Ihnen versichern, daß es in den umliegenden Dörfern kein Café giebt, für welches ich nicht auf „die geistige Wiedergeburt" abonnirt hätte. Das Journal ist gut; es bezweckt den Fortschritt der öffentlichen Moralität und Intelligenz, folglich muß es verbreitet werden. Das ist meine Meinung, und wenn sie von mir pecuniäre Opfer verlangt, nun meinetwegen; sollen wir uns nicht Alle für unsere Mitmenschen aufopfern? Und übrigens bin ich nun einmal so; es ist nicht mein Verdienst, aber ich bin nun einmal so. . . .

Hier schüttelten sich Signor Osteolo und Dr. Romeli so herzhaft die Hand, daß dem Kaufmann ein Päckchen Papiere aus der Tasche glitt.

Ich möchte darauf wetten, daß das Wechsel sind, die er zu 50 Procent aufgekauft hat, zischelte mir Dr. Trigli, der hinter meinem Stuhle stand, ins Ohr.

Die menschliche Bosheit ist doch wirklich groß. Hier war ein Mann, den ich mir in Gedanken als einen Märtyrer der Arbeit und der Menschenliebe ausgemalt haben würde, wenn nicht das bittre Hohnlächeln Mephisto's sich zwischen mich und meine Vision gedrängt und mir ihn in der nichts weniger als verführerischen Gestalt eines Wucheres gezeigt hätte.

Ich halte es für überflüssig, von all den Leuten zu erzählen, die sich noch im Salon befanden. Außer denen, die ich schon erwähnt habe, war noch der Stationsmeister da, welchem Signor Meravigli die Nothwendigkeit bewies, einen neuen Bürgermeister zu ernennen, während er sich dagegen sträubte, selbst dieses Amt zu übernehmen, und zwei Herren, die mir vorgestellt worden, deren Name mir aber

entfallen war; sie waren in die Hände des Dr. Romeli gerathen und hörten geduldig seinen Auseinandersetzungen zu, ja ich hörte, daß der Eine von ihnen sagte:

Es ist klar, so kann es nicht weiter gehen!

Signora Agnese und ihre Nachbarin, die wahrscheinlich jeden Stoff der Unterhaltung erschöpft hatten, starrten gemeinsam zur Stubendecke empor; Heloise hatte sich entfernt; Signor Bartolommeo Alieni fixirte mit einer Ungeduld, die nur mühsam von seiner Schüchternheit in Schranken gehalten wurde, die Thüre, aus welcher der ersehnte Ruf erschallen sollte, daß das Diner servirt sei, und Toniotto kauerte mit einer seinem Alter und seinem Temperament durchaus nicht angemessenen Geduld und Stille hinter dem Stuhle des letztgenannten Herrn.

Endlich erklingt das erwünschte Wort:

Das Essen ist aufgetragen.

Ich erhebe mich, biete Romilda meinen Arm und will mich eben an der Spitze der Colonne in Bewegung setzen, als ein klägliches Gewinsel aus der Ecke erklingt, wo Signor Alieni sitzt. O Himmel! hat den liebenswürdigen Mann ein plötzliches Unwohlsein betroffen? . . . Thatsache ist, daß er sich nicht von seinem Stuhle erheben kann. Man eilt ihm zu Hülfe, und siehe da! Signor Alieni ist sorgsam auf seinem Stuhle festgebunden.

Ach so! sagt der sanftmüthige Mann mit bebender Stimme, vielleicht habe ich unachtsamerweise mit meinem Rockschooß gespielt und mich so selbst fest geklemmt.

Was da Rockschooß! Wenn ein Knäuel Bindfaden groß und breit da liegt, ruft Signor Meravigli, läßt den Arm der edeln Jungfrau Prassede Altamura los und packt seinen liebenswürdigen Sohn am Ohr, der ganz ruhig auf

einem Schemel sitzt, als ob ihn die Sache gar nichts anginge.

Romilda, die noch auf meinem Arm lehnt, faltet die Hände und lispelt: Und zu denken, daß dies mein Bruder ist!

Signor Meravigli, der Sohn, läßt sich mit spartanischem Gleichmuth an den Ohren ziehen, schaut Signor Alieni scharf an und winkte ihm drohend zu, als wollte er sagen: Warte nur, du sollst es schon büßen! — und wenn der Leser nur einigermaßen Philosoph ist, wird er sich darüber nicht wundern, da dergleichen im Kleinen wie im Großen alle Tage geschieht.

Aber Signor Alieni, dessen Sanftmuth mit den Verhältnissen wächst, ruft flehend:

Lassen Sie ihn los, lieber Antonio, lassen Sie ihn gehen; er hat es nicht gethan, ich glaube wirklich, ich bin es selbst gewesen ... ich bin so zerstreut.

Signor Antonio läßt jedoch seine Beute nicht fahren, sondern führt, nachdem er sich bei der Gesellschaft entschuldigt, den Delinquenten aus dem Zimmer, während er die ihm schon gereichte Dosis vermittelst einiger Ohrfeigen verstärkt, was indeß dem Opfer kaum ein dumpfes Knurren entreißt.

Romilda verbirgt ihr Gesicht in den Händen, um die Schmach der Familie nicht zu schauen, und Professor Romeli bemerkt weise, daß, wenn die Knaben nach der Methode erzogen würden, die er in seiner Rede vom 4. Octbr. 1867 dargelegt, Derartiges nicht vorfallen könnte.

Endlich sitzen wir bei Tische. Ich habe zu meiner Rechten Romilda, und zur Linken Signor Osteolo; der Professor Romeli sitzt an der andern Seite der Dichterin und hat den Apotheker Storni zum Nachbar. Die adelige

Jungfrau Praſſede Altamura befindet ſich zwiſchen Storni und dem Stadtrichter; uns gegenüber ſitzt Signora Agneſe mit dem Stationsmeiſter und Dr. Trigli neben ſich; hierauf folgt der Herr, welcher im Geſpräch mit Romeli erklärt hatte, daß es ſo nicht weiter gehen könne, und der, wie ich erfahre, Signor Falco heißt. Die kleine Meravigli, deren Geſichtchen mir immer ſympathiſcher wird, hat ihren Platz zwiſchen jenem Herrn und ihrem Vater; zur Linken des Stationsmeiſters aber ſitzt Signor Alieni; der Gedanke, vor einem gedeckten Tiſche zu ſitzen, hat ihn verklärt, er hat einen Zipfel ſeiner Serviette unter den Hemdkragen geſchoben und reibt ſich ſtillvergnügt die Hände. Signor Antonio, der, wie es dem Hausherrn geziemt, zu Häupten des Tiſches thront, wird durch einen Berg von Tellern und Schüſſeln jeder Größe faſt den Blicken ſeiner Gäſte entzogen, und nicht weit von mir, dem Platze des Signor Alieni ſchräg gegenüber, ſehe ich einen leeren Stuhl. Die Erklärung dieſes Umſtands läßt nicht auf ſich warten. Caterina (die uns ſchon bekannte Magd) tritt in das Speiſezimmer und winkt Signora Agneſe; dieſe ſteht auf, um mit der culinariſchen Autorität des Hauſes zu verhandeln, und da Beide nur wenige Schritte von mir entfernt ſtehen, erhaſche ich folgendes Geſpräch:

Signora! Toniotto hat ſchon zwei Caſſerolen umgeworfen, überlegen Sie ſich alſo, was Sie mit ihm anfangen wollen, denn in der Küche will ich ihn um keinen Preis behalten.

Der Herr des Hauſes wird um Rath gefragt; er ſtreckt den Kopf hinter dem Walle von Tellern hervor, der ihn unſern Augen entzieht, und beſchäftigt ſich mit der Löſung der ſchwierigen Frage, während er fortfährt, die Suppen-

teller zu füllen, die ihm Maria, ein flinkes, nettes Bauernmädchen, das bei Tische servirt, hinreicht.

Was ist da zu thun? sagt Signor Meravigli, den Suppenlöffel höher hebend, als er sollte, während Maria rasch die Terrine näher schiebt, um Unheil zu vermeiden. Was ist da zu thun? . . So mag er denn mit am Tische essen, aber er muß artig sein.

Nach diesem Orakelspruch verläßt Signor Meravigli, der Vater, das Zimmer und erscheint sogleich wieder, Signor Meravigli, den Sohn, an den Ohren nach sich ziehend; augenscheinlich die herkömmliche Art, den jüngsten Sprößling der Familie zu leiten.

Ich bitte die Herrschaften sämmtlich um Verzeihung, hebt Signor Antonio feierlich an.

Ich bitte um Verzeihung, wiederholt Toniotto durch die Nase in eigenthümlich singendem Tone.

Und ganz besonders bitte ich Signor Bartolommeo um Verzeihung, fährt der Vater fort.

Signor Alieni fuhr von seinem Stuhle empor und schien sehr bestürzt, daß von ihm die Rede war, während er keine andere Sehnsucht hatte, als stillschweigend sein Mittagsessen einzunehmen.

Ich bitte Signor Bartolommeo ganz besonders um Verzeihung, wiederholte der Knabe mit spöttischer Miene und fügte aus eignem Antriebe ein: „Kuckuk!“ hinzu, welches in dem Programme der väterlichen Abbitte sicher nicht vorhanden war.

O, es hat nichts zu bedeuten, es thut gar nichts, lieber Toniotto, wir bleiben so gute Freunde wie zuvor, stieß Signor Alieni eilig hervor, während er durch Zeichen zu verstehen gab, daß man ihm den Jungen so weit als

möglich vom Leibe halten solle. Zu gleicher Zeit bemühte er sich zu lächeln, allein es gelang ihm nicht, und er brachte es nur zu einer Grimasse, als ob er einen Nagel verschluckt hätte.

Der stille, aber glühende Wunsch des armen Mannes wurde nicht erhört, denn der böse Bube erhielt den leeren Stuhl angewiesen, der, wie wir früher bemerkten, dem Platze Signor Alieni's schräg gegenüber stand, und eine Wolke tiefer Trauer lagerte sich über die Züge des Unglücklichen.

Ich war der Mundschenk Romilda's. Während ich ihr einschenkte, sagte sie stets: Ein paar Tröpfchen, nur ein paar Tröpfchen! aber diese Tröpfchen erhielten mich in unaufhörlicher Thätigkeit, da die Dichterin unermüdlich ihr Glas ausschlürfte.

Das charakteristische Merkmal des Diner's war nicht sowohl die Auserlesenheit der Speisen, als der Ueberfluß derselben. Es lag etwas Homerisches in den ungeheuren Portionen Fleisch, welche meine Tischgenossen mit unglaublicher Gewandtheit verschwinden ließen. Bei jedem neuen Gang, der aufgetragen wurde, ruhten die Blicke der Ehegatten Meravigli gespannt auf mir, um im Nothfall dem höflichen Drängen der Magd zu Hülfe kommen zu können.

Langen Sie zu, Signor Cavaliere, rief mir Signor Antonio jedesmal zu, langen Sie nur ohne Umstände zu! — und Signora Agnese setzte, zu ihrem Manne gewandt, zerknirscht hinzu: Es schmeckt ihm nicht, sonst würde er schon zulangen.

Und um zu zeigen, daß es mir schmecke, stopfte ich mich nach Kräften voll.

Doch sollte ich, Gott sei Dank, bald die Wahrheit der

Theorie praktisch erfahren, welche Forelli in seinem Buche über „die menschliche Gebrechlichkeit" in Bezug auf die unverhofften Verbündeten aufstellt. Ich fühlte plötzlich, daß sich etwas sehr Weiches zwischen meine Beine drängte, und sah zu meiner unsäglichen Freude, daß es eine Katze war. Und meine Befriedigung entsprang nicht allein der großen Achtung, die ich für das treffliche Thier habe, welches der Vertraute eines Richelieu und der Freund eines Chateaubriand war, sondern auch dem Gedanken, der mir sogleich vor die Seele trat, daß es mir in meiner Noth Hülfe bringen könne. In der That wußte ich auch meine Sache so geschickt anzufangen, daß, während ich mich eifrig mit der Dichterin Romilda und dem Nationalökonomen Osteolo unterhielt, dann und wann ein großes Stück Fleisch an die Schnauze des Vierfüßlers glitt, der eine Weile lang seinen Antheil stillschweigend verzehrte, als ob er mit mir im Einverständniß handle. Ich wage nicht zu behaupten, daß diese Auskunft vor dem Richterstuhl der feinen Sitte bestanden hätte, aber schließlich hat doch auch Niemand die Verpflichtung aus Höflichkeit zu platzen. Jedoch wie Petrarca sagt:

„Alles Schöne auf Erden schwindet und ist nicht von Dauer."

Durch die ihm bewiesene Freundlichkeit keck gemacht, legte mir mein Mitarbeiter alle Augenblicke die Pfoten auf die Kniee; das war nicht eben angenehm, jedoch ertrug ich es geduldig, bis einmal, als ich aus Unachtsamkeit die Hand zu tief gesenkt, das intelligente Thier mit einer plötzlichen graziösen Bewegung, deren nur Katzen fähig sind, mir die Krallen in das Fleisch schug. Der junge Spartaner, welcher den gestohlnen Fuchs, der ihm die Brust zerfleischte, unter dem Gewande zu verbergen wußte, ohne

einen Klagelaut auszustoßen, war ein Held, — ein spitzbübischer Held, wenn man will, aber die Gesetze Lykurg's befaßten sich nicht mit so subtilen Unterschieden und fanden die kühne That sogar einer Belohnung werth. Ich bin ein ehrlicher Mann und würde einen Fuchs nicht um alles Geld in der Welt stehlen; aber wenn es einmal so weit mit mir käme und die Bestie mich mit ihren Zähnen zerfleischte, so versichere ich, daß ich sie ihrer Wege laufen ließe. Als daher die Katze mich kratzte, zog ich lebhaft meine Hand zurück, und der Schmerz entlockte mir ein „O weh!" das meinen Tischnachbarn nicht entging. O die Katze! die Katze! rief Romilda in kläglichem Tone. Welch abscheuliches Thier! fort mit ihr in die Küche! — Die Ehegatten Meravigli sprangen in schmerzlichem Erstaunen von ihren Stühlen auf. Hat Ihnen die Bestie wirklich wehe gethan? . . O, welches Unglück! . . Um Himmels Willen, verzeihen Sie! . . Maria, Caterina, fort mit der Katze! . . o! entschuldigen Sie doch nur . . . . Wollen Sie sich nicht die Hand waschen? . . sehen Sie, sie blutet.

Inmitten der allgemeinen Bestürzung, die mein Unfall erregte, lachte der kleine Toniotto in ausgelassener Weise, ohne daß der vernichtende Blick, den ihm der Vater zuschleuderte, seiner Heiterkeit Schranken zu setzen vermochte, und auch Signor Alieni verzog mit der Gefälligkeit, die allen Feiglingen eigen ist, den Mund zu einem Lächeln, um sich seinem Gegenüber angenehm zu machen. Wahrscheinlich hoffte er, daß dieser Zwischenfall das enfant terrible des Hauses von einer neuen Quälerei abziehen würde, die es ihm zugedacht. Wirklich hatte ich auch bemerkt, daß der ehrenwerthe Signor Bartolommeo dann und wann convulsivisch zusammenzuckte, wie man

wohl zu thun pflegt, wenn man unversehens von einem Insect gestochen wird. Diesmal war es aber die Nase des Armen, die mit Brodkügelchen bombardirt wurde, welche die Hand des liebenswürdigen Toniotto geschickt bereitete und mit einer Sicherheit schleuderte, die ihn zu einem vortrefflichen Artilleristen qualificirt hätte.

Jetzt erhob das edle Fräulein Prassede Altamura ihre Stimme.

Das ist eine schöne Katze, sprach sie mit Kennermiene, aber die schönste Katze, o weitaus die schönste Katze, die ich je gesehen, eine wahrhaft prachtvolle Katze war die des Grafen Odoardo, meines verstorbenen Bruders; Friede sei mit seiner Seele! . . Man sagt, daß die Thiere kein Gefühl haben, aber ich weiß, daß an dem Tage, wo mein Bruder, der letzte männliche Sprosse der Altamura, verstarb, die Katze sich unter sein Bett legte, keine Nahrung mehr zu sich nahm und nach zwei Tagen ihrem Herrn ins Grab folgte. Und als das Edelfräulein so weit in ihrer Erzählung gekommen, fuhr sie sich mit der äußeren Handfläche über die Augen; ob sie aber den letzten männlichen Sprossen der Altamura oder die treue Katze beweinte, wissen die Götter.

War die Katze von Adel? frug Dr. Trigli.

Die Erbin der Altamura zuckte nur ärgerlich die Achseln.

Wenn man es recht bedenkt, bemerkte Professor Romeli, könnte man die Hausthiere durch Erziehung veredeln. Aber, fügte er hinzu, indem er mit dem Finger auf seine Stirn zeigte, aber was nützt es, daß man Ideeen hat, wenn die Mittel nicht vorhanden sind, sie ins Werk zu setzen? Was thut die Regierung? oder vielmehr, was ist die Regierung?

Nach meiner Meinung sollte der freie Staat nichts anderes sein, als ein großes Versuchsfeld, auf welchem das Genie im Stande wäre seine Ideen durch Experimente anschaulich zu machen. Was ist die Freiheit werth ohne dies? Nichts.

Nichts, sagte der Apotheker zustimmend, oder vielmehr: Nichts und Viel; Nichts, weil sie nichts einbringt; Viel, weil sie viel kostet. Und die Einkommensteuer kann ich nun gar nicht verdauen.

Der Professor schien mit der Unterstützung, die ihm Signor Storni lieh, keineswegs zufrieden.

Das ist es nicht, was ich meine, brummte er, die Achseln zuckend.

Hören sie, bemerkte Signor Meravigli vermittelnd, mir scheint, daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Daß die Regierung Unrecht hat, so bedeutende Männern wie unsern Dr. Romeli unbeachtet zu lassen, das unterliegt keinem Zweifel.

Ein beifälliges Gemurmel erscholl rund um den Tisch.

Aber anderseits scheint es mir auch übertrieben, behaupten zu wollen, daß die Freiheit nichts nütze. Ich sage das nicht in Bezug auf mich, denn wenngleich ich von den localen Behörden mit großer Achtung behandelt werde, so wage ich doch nicht zu behaupten, daß ich besondere Gunstbezeugungen von der Regierung erhalten hätte.

Ob ich das nicht immer gesagt habe? unterbrach ihn der Apotheker. Man verschwendet Aemter und Würden an alle Welt, und ein Ehrenmann, wie unser Signor Antonio, hat noch immer keinen Orden.

Still, Storni! rief Signor Meravigli streng. Lassen Sie uns so große Fragen nicht kleinlich auf einzelne Fälle an-

wenden. Gesetzt auch, aber durchaus nicht zugegeben, daß die Regierung mich ein wenig vernachlässigt habe, sollte ich vielleicht deßhalb meine politische Ueberzeugung wechseln und zu einer anderen Fahne schwören? Ist es nicht am Ende aller Enden eine der ersten Pflichten des Bürgers, sich für das Ganze aufzuopfern? Nein, meine Herren! Mein Glaube ist zu alt. Niemals radical, aber immer liberal.

Sehr wahr! unterbrach ihn Storni.

Nein, mein lieber Storni, es ist weiter nichts Rühmenswerthes; aber besinnen Sie sich, wie oft ich, zur Zeit der Fremdherrschaft in Ihrer Apotheke revolutionäre Ideen äußerte. Signor Alieni war damals ein wenig confus in seinen Ansichten. . . .

Als Signor Alieni neuerdings seinen Namen nennen hörte, schnellte er gleich einem Fische, den man lebendig in die Bratpfanne wirft, von seinem Stuhle empor und stammelte mit feuerrothem Gesicht: Aber theurer Freund! ich confus! Thun Sie mir nicht solches Unrecht an, ich möchte nicht, daß die Herren glaubten . . .

Währenddem hatte Signor Meravigli den Faden seiner Rede verloren, und da er ihn trotz aller Mühe nicht wieder zu finden vermochte, nahm Professor Romeli das Wort und pries in einem langen Vortrage die Einrichtungen und Gesetze der Republik.

In der Theorie bin ich auch Republikaner, sagte Signor Meravigli, und wer ist denn nicht Republikaner? Aber in der Praxis o! in der Praxis bin ich es gar nicht.

Ach! ich begreife nur die Republikaner Griechenlands, rief Romilda aus, und für mich ist die Welt seitdem nur immer zurückgegangen.

Sachte, da bin ich nicht Ihrer Meinung, fiel ihr Ca-

valiere Osteolo in die Rede, indem er die Gabel, die er eben zum Munde führen wollte, in der Schwebe hielt, ich für meinen Theil glaube an den Fortschritt! Der Handel vermehrt sich, die ökonomischen Wahrheiten brechen sich Bahn, die Industrie . . .

Schöne Industrie, schöne ökonomische Wahrheiten, schöner Handel! heulte Signor Falco wie ein Besessener. Monopol, Intriguen, Schleichhandel ist es. . . .

Oho! rief Signor Osteolo.

Oho . . oho ho! fügte Signor Meravigli hinzu.

Ich habe es gesagt und sage es den Conservativen nochmals ins Gesicht.

Bravo! unterbrach ihn Professor Romeli.

Die heutige Gesellschaft ist dem Untergang geweiht. Die Regierungen sind Spitzbuben, die Minister sind Spitzbuben, und Spitzbuben sind auch die Kaufleute, mögen sie Cavalieri sein oder nicht.

Signor Falco! schrie Cavaliere Osteolo, war es Ihre Absicht, mich zu beleidigen? — Und ohne dem Andern Zeit zu lassen, auch nur den Mund aufzuthun, antwortete er selbst auf seine Frage: Es war nicht Ihre Absicht! Nun desto besser. Ich betrachte die Frage vom allgemeinen Standpunkte aus und behaupte, daß die Kaufleute als Klasse durchaus ehrlich und ehrenhaft sind! Und während er so sprach, schwenkte er wüthend einen gebratenen Hühnerflügel.

Und ich behaupte, daß eine sociale Revolution nahe bevorsteht, und daß die Commune Recht behalten wird.

Signor Meravigli, der den Friedensstifter machen wollte, wich bei der Erwähnung der Commune entsetzt zurück und verbarg sich hinter seinen Schüsseln und Tellern.

Der größte Theil der Gäste mißbilligt die Sprache des Signor Falco; Signora Prassede bekreuzigt sich und verbirgt das Antlitz in der Serviette, Romilda bittet mich, ihr ein wenig Wasser ins Gesicht zu spritzen, und ich fürchte einen allgemeinen Aufstand; aber wie ich später erfuhr, ist Signor Falco ein ganz ungefährlicher Mensch, der nur periodisch derartigen Anfällen unterworfen ist und sich dann von selbst beruhigt.

Ein Kläffer beißt nicht, sagte mir Dr. Trigli nach Tisch. Dieser wilde Signor Falco ist ein reicher Communist, der im Grunde viel conservativer ist, als ich, und in den Wahlversammlungen mit den Klerikalen stimmt.

Inmitten dieser demagogischen Aufwallung hatte sich der Stadtrichter, in seiner Eigenschaft als Staatsbeamter, einer klugen Zurückhaltung befleißigt. Ich hätte gegen die Ketzereien Falco's protestiren können, sagte er später zu mir, aber ich bin so hitzigen Temperaments, daß ich sicher ein Basilisk geworden wäre, und damit macht man die Sache nur schlimmer; ich darf nicht vergessen, daß das, was ich sage und thue, nicht allein mich, sondern auch die Regierung compromittirt.

Was Signor Alieni anbetrifft, so hatte er, nachdem er, so zu sagen, in einer persönlichen Angelegenheit das Wort ergriffen, sich sorgfältig gehütet an der Discussion Theil zu nehmen. Seine Gedanken weilten anderswo, denn zu dem regelmäßigen Bombardement des unartigen Toniotto, das er stillschweigend ertrug, hatte sich ein neues Leid gesellt. War es Bosheit der Magd, oder bloßer Zufall, Thatsache ist, daß er stets zuletzt bedient wurde. Seine Augen folgten den herumgereichten Schüsseln mit wehmüthiger Angst, und wenn er sah, daß sie immer

leerer wurden, bis sie zu ihm gelangten, nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, wie ihn das Antlitz des Propheten Jeremia gehabt haben muß, als er die Ruinen der Stadt betrachtete, die einst so reich bevölkert war.

Das Mahl neigte sich seinem Ende zu, und die Gesellschaft wurde, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, immer animirter. Zum Dessert wurde Champagner gereicht, und nun verlangte auch die Beredsamkeit ihr Recht. Professor Romeli nahm zuerst das Wort und brachte die Gesundheit der Familie Meravigli aus, indem er zugleich die gute Gelegenheit benutzte, um in diesen Toast den Eingang seiner Rede über die geistige Wiedergeburt Italiens einzuflechten. Signor Osteolo trank auf das Gedeihen des Handels, welcher die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes bezwecke. Dies, so schloß er, sein Kelchglas erhebend, dies war der Handel, den ich stets geliebt und ausgeübt habe, und der mir mehr Befriedigung gewährte, als der reichste Gewinn vermocht hätte.

Es war sehr natürlich, daß auch Signor Meravigli seine kleine Rede hielt. Er erzählte, wie er immer weit über sein Verdienst von den Behörden, wie von den Bürgern dieser Stadt wohlgelitten gewesen sei, und wie dieses allgemeine Wohlwollen sein höchstes Glück, seinen süßesten Trost ausmache. Er fügte hinzu, daß, da ihn der Himmel mit einer Tochter von Romilda's Genius gesegnet, er es für nothwendig erachtet habe, sein Haus allen angesehenen Fremden zu öffnen, die nach X. kämen, und bei dieser Gelegenheit überhäufte er mich mit Lobeserhebungen, theilte seinen Gästen mit, daß ich gewissermaßen sein Verwandter sei, und suchte dann einige Minuten lang eifrig und gewissenhaft nach einem Schluß, den er jedoch nicht finden konnte.

Es war für mich unmöglich, einer Erwiderung aus dem Wege zu gehen, doch habe ich dem Leser versprochen, ihn mit meinem Toast zu verschonen, und ich werde mein Wort nicht brechen. Ich will nur kurz bemerken, daß ich drei Verse von Dante, zwei von Petrarca und einen humoristischen von Guadagnoli citirte, daß ich Signor Meravigli mit dem gastfreien Araber verglich, der den Fremden in seinem Zelte beherbergt, daß ich eine galante Anspielung auf Romilda machte und mit einem Lebehoch auf die Stadt X. und ihre Bewohner schloß.

Die Wirkung meines Trinkspruches übersteigt alle Begriffe. Signor Meravigli eilte auf mich zu und umarmte mich; Romilda erklärte, daß sie mir antworten würde, wenn die Rührung es ihr erlaubte, ihre Nerven seien leider so schwach, daß jede Gemüthsbewegung sie außer Fassung bringe, und auch Professor Romeli und mein Nachbar, Cavaliere Osteoli, bezeigten mir unzweideutig ihre höchste Zufriedenheit.

Nachdem sich diese für meine Eigenliebe so schmeichelhafte Aufregung einigermaßen gelegt hatte, ereignete sich eine sehr curiose Geschichte. Der Stationsmeister nämlich, der bis jetzt wunderbar ruhig und schweigsam gewesen war, wurde von einer plötzlichen Lustigkeit befallen, der er in eigenthümlichster Weise Luft machte, indem er mit französischen Redensarten um sich warf und die Magd Mademoiselle nannte.

Eh bien! qu'est-ce que tu as, Marie? Est-ce que tu ne crois pas à mon amour? Je bois à la santé de Mademoiselle Marie, la belle servante de la maison Meravigli! Meine Herren, glauben Sie vielleicht, ich sei betrunken, ivre? ... O! Sie täuschen sich, vous vous trompez; nicht wahr, Marie, ma chatte?

Und während er so sprach, war er aufgestanden, hielt die Dienerin am Kleide fest und erhob mit der andern Hand das Champagnerglas, dessen Inhalt er über das Haupt der Signora Meravigli leerte, welche diese Douche so ruhig hinnahm, als ob sie die Wasserkur gebrauche.

O, Signor Garleni, was sagen Sie dazu? jammerte Romilda, das Gesicht in den Händen verbergend.

Ich versuchte sie mit der Bemerkung zu trösten, daß es sehr schwer sei, bei einem Diner dergleichen Zwischenfälle zu vermeiden.

Indessen gab es noch ein Schauspiel, das nicht minder sehenswerth war. Während ich meinen Toast ausbrachte, war Toniotto unter den Tisch gekrochen und hatte versucht, Signor Alieni an den Beinen vom Stuhle zu ziehen, was der Ehrenmann mit seiner gewohnten Langmuth ertrug und sich begnügte, auf der Defensive zu verharren, indem er sich krampfhaft an die Armlehnen seines Stuhles anklammerte. Wäre ich der Domherr Pasquale Stanislaus Mamini gewesen, dessen Reden mit Tagesanbruch begannen, und mit Sonnenuntergang endigten, so würde der arme Alieni jedenfalls seine Position verloren haben; da ich aber ein viel bescheidnerer Redner bin und meine Ansprache nur wenige Minuten dauerte, so ließ der gescheidte Knabe seine Beute los, sobald er bemerkte, daß die Aufmerksamkeit der Versammlung nicht länger gefesselt sei, und Signor Alieni konnte sein gefährdetes Gleichgewicht mit jenem unsäglichen Wohlgefühl wieder gewinnen, welches die vorsorgliche Natur in der Seele des Menschen nach großen Anfechtungen erweckt. Leopardi sang nicht ohne Grund:

. . . „Von Leid genesen
Soll uns schon Wonne sein."

Einer der Aussprüche, die wir gewöhnlich citiren, um uns der Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern, ist: Was einen Anfang hat, nimmt auch ein Ende; es war daher natürlich, daß auch das Gastmahl im Hause Meravigli ein Ende nahm.

Romilda, welche die eigentliche Herrin des Hauses war, gab das Zeichen zum Aufbruch, und die Andern folgten ihr, oder, richtiger gesagt, versuchten ihr zu folgen, denn wie im Kriege eine Armee auf ihren Märschen immer einen guten Theil Nachzügler verliert, so verlor sich auch hier, auf dem Wege vom Speisezimmer zum Salon, wo Kaffee getrunken werden sollte, ein Theil der Gesellschaft. Der Stadtrichter und der Apotheker waren kaum von der Tafel aufgestanden, als sie sich ohne allen Anlaß in die Arme fielen und einige Zeit in dieser rührenden Stellung verharrten. Signor Alieni schwankte schwerfällig und gravitätisch, gleich einem Schiffe, das den Anker lichtet, mit zugekniffnen Augen und vorgebundener Serviette daher und suchte mit langsamen Schritten nach einem weichen Lehnstuhl, den er in dem Corridor, zwischen den beiden Zimmern, stehen wußte, und als er ihn endlich gefunden, sank er hinein und war im Nu entschlafen.

Was den Stationsmeister anbelangt, so wollte er durchaus Marie den Tisch abräumen helfen; er hatte das Mädchen um den Leib gefaßt, und schrie unaufhörlich, Ah Marie, ma belle! Ich, der ich, wie der Leser glauben kann, an Leib und Geist unerschüttert war, führte Romilden, die sich, mochte es das Diner, oder andere Ursachen verschulden, mit schmachtender Hingebung auf meinen Arm stützte, was verführerisch . . hätte sein können. Signor Meravigli geleitete die edle Jungfrau Prassede Altamura, die ihm erzählte, daß der Graf Odoardo, ihr Bruder,

zu sagen pflegte: es sei wohl dem Adel, nicht aber dem Plebs erlaubt, sich zu betrinken. Signora Agnese hatte durch die Zerstreutheit des Dr. Trigli und die verliebten Triebe ihres andern Nachbars einen Augenblick verlassen gestanden, aber der dienstfertige Signor Osteolo hatte es sich zur Pflicht gemacht, diesen Mangel an Galanterie ihrer Cavaliere wieder gutzumachen, indem er der liebenswürdigen Dame den Arm gab, die ihn dafür mit zärtlichen Blicken belohnte.

Der Kaffee ist getrunken; Romilda sitzt auf einem Ehrensessel vor einem Tischchen, worauf ein Glas Wasser steht; die Versammlung wartet in ergebungsvoller Haltung; die Gatten Meravigli sind sorglich um ihre Tochter beschäftigt, Toniotto „der Schreckliche" ist gezwungen worden, während der Vorlesung im Salon zu bleiben, sei es, um sich an der Poesie der Schwester zu berauschen, sei es um den Schlaf des sanftmüthigen Signor Alieni nicht zu stören. Der Stadtrichter und der Apotheker haben sich wieder mit der Hauptmacht der Gesellschaft vereint. Sie haben sich aus ihrer zärtlichen Umschlingung gelöst, lehnen jedoch Arm in Arm an einem Thürpfosten und stützen sich gegenseitig, wie die beiden Ajax in Offenbach's Oper. Den Daumen in den Westentaschen versenkt sitzt Signor Falco neben Donna Prassede Altamura und schneidet Grimassen, die ursprünglich ein Gähnen werden sollten.

An meiner Seite steht die kleine Heloise; sie ging an mir vorüber, als ich meinen Platz Romilden gegenüber einnahm, und ich rief sie zu mir.

Sie schien erstaunt, aber nicht verlegen; zwar erröthete sie, aber sie sträubte sich nicht im Geringsten, als ich sie bei der Hand faßte.

In der That, sie hat in ihrer ganzen Erscheinung etwas so Sittsames und Graziöses, daß ich, der Alltäglichkeit und Caricatur der übrigen Familie und ihrer Gäste herzlich müde, meine Augen nicht von dieser zierlichen, sittigen kleinen Gestalt und diesem nicht auffallend schönen, aber intelligenten Gesichtchen abwenden kann, das einen so lieblichen Ausdruck sanfter Trauer und herzlicher Güte trägt. Ihr schönes glänzendes und seidenweiches kastanienbraunes Haar hängt ihr in zwei langen Zöpfen über den Rücken hinab, und sie trägt noch das kurze Kleid der Schulmädchen. Auch ist sie noch ein Kind, doch schon in dem Alter, wo das Kind sich zur Jungfrau entwickelt.

Heloise, tritt zur Seite, belästige Signor Garleni nicht! sagte Romilda.

Ich habe sie gebeten, sich neben mich zu setzen, es macht mir Vergnügen.

Romilda verzog den Mund, als wolle sie sagen: welch abgeschmacktes Vergnügen!

Unterdessen hatte Signor Meravigli das Fenster im Rücken der Dichterin geschlossen, damit ihr die Abendluft nicht schade, und Signora Agnese reichte ihr ein Heft und trocknete ihr mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirne, indem sie sagte:

Mache hübsch langsam, Liebe, greife dir nicht zu sehr an.

Romilda nickte ihr gnädig Gewährung dieser Bitte zu und nahm das Heft zur Hand ... jetzt geht es los ... aber nein, es fehlt ihr noch an Etwas.

Toniotto, Heloise! rief sie befehlend, gebt mir das Fußschemelchen aus jenem Eckchen. Ehe jedoch die Aufgerufenen sich erheben konnten, war der Befehl schon

von den Herren Romeli und Osteolo ausgeführt worden, die sich mit edlem Wetteifer auf die Beute gestürzt hatten.

Ihr Nichtsnutzigen! rief Romilda den Geschwistern zu, Ihr Nichtsnutzigen! Konntet ihr euch nicht rühren? Wie träge ihr seid! Man sollte nicht glauben, daß ein und dasselbe Blut in unsern Adern fließt.

Heloise senkte das Köpfchen, ohne ein Wort der Erwiderung; es war leicht zu merken, daß sie an derartige Vorwürfe gewöhnt war und jeden Versuch einer Rechtfertigung für überflüssig hielt.

St . . . St . . . St! . . Die Declamation beginnt. Alles lauscht athemlos. Der erste Gesang ist Italien geweiht.

Gleich Leopardi verlangt auch die Dichterin Waffen:

„O gebt auch mir ein Schwert und ein Gewehr!"

Welch edle Empfindungen! sagte der Stadtrichter, der nach und nach wieder zu sich kam.

Und welche Verse! rief Professor Romeli.

Signor Meravigli schleicht auf den Zehen durch das Zimmer und schlägt mich von rückwärts auf die Schultern.

Nun, was sagen Sie dazu, he?

O! wunderschön! antwortete ich zusammenfahrend.

Heloise, die neben mir stand, und deren Hand ich hielt, schlug ihre ausdrucksvollen Augen zu mir auf, fast als wolle sie erspähen, ob mein Lob ehrlich gemeint sei.

Doch still! Romilda beginnt wieder. Nach den politischen Gedichten kommen die elegischen und sentimentalen Poesieen an die Reihe. Da gab es eine trauernde Weide, einen silbernen Mond, die zitternde Welle, die bleiche Jungfrau und den blonden Minnesänger.

Bei diesem letzten Worte brach Toniotto, ich weiß nicht,

durch welche Ideenassociationen veranlaßt, in ein schallendes Gelächter aus, so daß sein Vater in Wuth gerieth und ihn gewaltsam aus dem Salon entfernte, um ihn der Obhut Catarina's zu überantworten.

Endlich hörten wir noch ein Sonnet auf den Tod Cleopatra's, ein sehr zeitgemäßes Thema, ein anderes über das eiserne Zeitalter, das geistreich sein sollte, und ein Drittes: über die Erziehung, zu welchem die Rede des Professor Romeli die Dichterin begeistert hatte, und das den vortrefflichen Pädagogen so tief bewegte, daß er sich genöthigt sah, sich mehreremal zu schneuzen, um seinen Thränen einen indirecten Abfluß zu verschaffen.

Nachdem die Declamationen unter allgemeinem Beifall und akademischem Grunzen beendet war, umarmten Vater und Mutter Meravigli ihre Tochter, trockneten ihr aufs Neue den Schweiß von der Stirne und empfahlen ihr an, sich einige Minuten still zu verhalten, um sich zu erholen. Hierauf rief Signora Agnese Heloise herbei, und führte sie zur Schwester, um ihr einen Kuß zu geben, während sie zu ihr sagte:

Wann wirst du dich Romilda zum Vorbild nehmen?

Signor Antonio, der sich unterdessen entfernt hatte, um nach Toniotto auszuschauen, zog seinen Sprößling jetzt am Ohre herein, während er ihn für unwürdig erklärte, Mitglied einer Familie zu sein, der ein so erhabenes Wesen, wie Romilda, angehöre. — Aber ach! fügte er in einer plötzlichen Anwandlung von Demuth hinzu, bin ich es denn werth, eine solche Tochter zu besitzen? Ist meine Agnese es werth, ihre Mutter zu sein? Wenn ich mich mit Romilda vergleiche, so finde ich, daß ihr allein das Wohlwollen gebührt, womit mich alle Welt hier überhäuft.

O nein! ruft der Apotheker mit tragischem Pathos. Die Tochter ist ein herrliches Wesen, aber nicht minder vortrefflich ist auch der Vater.

Nein, Storni, lassen Sie mich meinen Unwerth nicht noch tiefer empfinden, unterbrach ihn Signor Meravigli mit ausdrucksvoller Geberde.

Ich bin kein Poet, gestand Signor Ostcolo aufrichtig, und habe bekanntlich eine große Vorliebe für national-ökonomische Studien und für den Handel, wie er sein soll; aber die Gedichte der Signora Romilda sprechen zum Herzen, und das Herz achte ich hoch . . . ja, das Herz geht mir über Alles.

Dr. Trigli näherte sich der Edeldame Prassede und fragte sie um ihre Meinung.

Ach! antwortete sie mit rührender Bescheidenheit, seit mein Bruder, der Graf Odoardo todt ist, urtheile ich über nichts mehr. Ja, der war ein Mann von Geschmack, und wenn, wie er zu sagen pflegte, ein Edelmann es nicht vermeiden müsste, sich der Kritik auszusetzen, so glaube ich, er hätte können Sachen drucken lassen, Sachen . . . Sachen . . .

Sie ließ den Satz unvollendet, aber es war leicht zu verstehen, daß sie meinte: viel herrlichere Sachen, als wir so eben gehört haben.

Unterdessen neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu, und durch die zwei Fenster, die man offen gelassen hatte, drang eine erquickende frische Luft herein, die ins Freie lockte.

Als daher Signor Meravigli vorschlug, in das Café an der Platanenallee zu gehen, wo die Musikbande spielte, leuchtete ein Gefühl unsäglicher Befriedigung aus den Zügen der Anwesenden.

Das heißt, nicht Aller. Romilda behauptete, daß es ein klein wenig spät sei, und daß man im Café nur gewöhnliche Leute fände, daß übrigens auch, nachdem man sie gezwungen habe, ihre Gedichte zu declamiren, ihr ganzes Nervensystem in Aufruhr sei und sie ein klein Weilchen der Ruhe bedürfe. Auch Dr. Romeli entschuldigte sich, da er an die nächste Nummer seines Journals denken müsse, und die Edeldame Prassede Altamura kündigte an, daß sie die Absicht habe, nach Hause zurückzukehren, da es ihr, der Unvermählten, nicht gezieme, in ein Café zu gehen, wohin sie leider der Graf Odoardo, ihr Bruder, nicht mehr begleiten könne, und wo überdies keine Hoffnung sei, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, die zu einem ehrbaren Resultate führen würde.

Trotz dieser particllen Einwendungen fand der Spaziergang statt. Romilda wurde Morpheus' Obhut anempfohlen, und ich will mich nicht weiter damit aufhalten, meinen Abschied von ihr zu beschreiben. Der Professor Romeli und Signora Prassede gingen ihrer Wege, Signor Alieni blieb schlafend im Corridor zurück, und der Stationsmeister, den wir im Handgemenge mit Maria verlassen haben, war schließlich durch eine Hinterthür entschlüpft, um auf sein Bureau zu eilen, wo er wahrscheinlich bald seine gewöhnliche Würde und Gesetztheit wiedergefunden hatte.

Signora Agnese, die sich einen Augenblick in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, erschien jetzt ganz umgestaltet. Sie trug ein Barègekleid, das bis zum Gürtel in gelber, und von da an in brennend rother Farbe prangte, wie jene halbirten Portionen Orangen- und Himbeer-Eis, die man im Café servirt. Ihr Kopfputz, der nicht weniger originell war, bestand in einem kleinen Strohhut, auf

welchem zwei riesige Federn in den Farben des Kleides majestätisch nickten, und der außerdem noch mit zwei langen grünen Bändern geschmückt war, die über ihren Rücken herabflatterten.

Hüte sind meine einzige Leidenschaft, sagte die Signora, als ich ihr den Arm bot. Es mag eine Schwachheit sein, aber was wollen Sie, Signor? Mir scheint nun einmal, daß man am Kopfputz so recht eigentlich den guten Geschmack einer Dame erkennen kann.

Die Platanenallee bot einen sehr belebten Anblick dar; die letzten Strahlen der Sonne brachen sich in den Zweigen und in dem Laub der schönen Bäume und malten schwankende, reizend-phantastische Schatten auf den Erdboden. Die Leute, welche sich drängend die beiden mit feinem Kies bedeckten Seitenwege füllten, die den Fußgängern angewiesen waren, umstanden, zum Theil gruppenweise, die Musikbande. Die Equipagen glänzten zwar weder durch Anzahl, noch durch Eleganz, indessen fuhren doch ziemlich viele Wagen auf und ab, deren mehr oder minder gewandte Lenker ihre Geschicklichkeit vor dem Café zur Schau trugen. Hier befand sich die Crême der Gesellschaft, hier entfaltete sich die größte Pracht der Toiletten. Meine Eigenschaft als Fremder gestattete mir das Recht einer kritischen Rundschau; ich klemmte also meinen Zwicker auf die Nase und begann, mit Dr. Trigli als Mentor an meiner Seite, zwischen den Tischen und Stühlen umherzuwandeln. Ich will nicht alle Bosheiten dieses Herrn wiederholen, der Jedermann kannte und von Jedermann gekannt war; nur seine Beschreibung eines Paares, das abgesondert von den übrigen Gästen saß und zugleich hochmüthig und gelangweilt aussah, will ich erwähnen, weil sie mich besonders frappirte.

Sie waren Mann und Frau, beide jung, in auffallender Weise gekleidet, die zwar ihren Reichthum bekundete, aber dem guten Geschmack ins Gesicht schlug, und offenbar vor Allem beflissen war, „chic“ zu erscheinen.

Trigli erzählte mir, daß sie erst seit Kurzem in X. wohnten, und daß dies die vierte Stadt seit einem Jahre sei, wo sie ihr Zelt aufgeschlagen, da sie bis jetzt noch keine gefunden, wo sie sich in Frieden des ersehnten Grafentitels erfreuen durften. Er kam ihnen von Rechtswegen nicht zu, aber sie vergingen vor Neid, weil Verwandte von ihnen wirkliche Grafen waren; sie hatten nun darum ihre Heimath verlassen, und zogen von Stadt zu Stadt, in der Hoffnung, endlich einen Ort zu finden, wo man ihnen aufs Wort glaubte. Aber es schien ein Verhängniß über ihnen zu walten. Mochten sie immerhin den geliebten Titel auf ihre Visitenkarten schreiben und französisch miteinander plappern, mochten sie sich in eine entlegne Ecke des Café's zurückziehen, um sich nicht mit dem Pöbel zu vermischen, mochten sie endlich ihrer eigenen Dummheit und Ziererei auch noch die Affectirtheit und Dummheit der haute volée hinzufügen, nichts genügte, um ihren Zweck zu erreichen. Ueberall wurde der Betrug entdeckt und die armen Pseudo-Grafen verspottet. Die Aristokratie wollte nichts von ihnen wissen, die Bürgerlichen zogen sich, wenn auch aus anderem Grunde, ebenfalls von ihnen zurück, und so blieb ihnen nichts übrig, als ihr Bündel aufs Neue zu schnüren und eine gastlichere Stätte aufzusuchen. Eine eigenthümliche Pilgerfahrt, die von einem Philosophen kommender Jahrhunderte, der das Thema der Völkerwanderung studiert, sehr berücksichtigt zu werden verdient.

Während Dr. Trigli zwei Damen antwortete, die ihn

zu sich gerufen und, allem Anschein nach, über meine Wenigkeit ausfragten, wurde meine Aufmerksamkeit auf andere Weise in Anspruch genommen. Durch helles Schellengeklingel, schon von Weitem verkündigt, drängte sich eine langhaarige, kaffeebraune Ziege hüpfend durch die Menge; ein alter, aber stattlicher und noch rüstiger Bauer, wie sein lebhaftes Auge und der elastische, rasche Gang bekundete, folgte ihr auf dem Fuße. Er trug eine meergrüne Joppe, Knieehosen von grober, grauer Leinwand, eng anliegende, blaue Strümpfe, welche die vollen, drallen Waden zeigten, Schuhe mit Messingschnallen und einen breitkrämpigen Strohut, unter dem weiße Haare hervorhingen. In der Hand hielt er eine dünne Gerte, die ursprünglich bestimmt war, seine Ziege anzutreiben und zu lenken, aber da das folgsame Thier weder angetrieben noch gelenkt zu werden brauchte, trug er sie mehr zum Schmuck, wie ein Stutzer in der Stadt sein Rohrstöckchen mit goldenem Knopf trägt. Heloise, die bei ihren Eltern im Café saß, sprang auf und drängte sich durch die Gäste zu dem Thiere und seinem Treiber, die sie Beide zu kennen schienen. Ich sah, daß sie den Hals der Ziege streichelte, die ihrerseits den Kopf zu ihr wandte und die Zunge herausstreckte, um ihr die Hand zu lecken, ohne sich jedoch durch die Begegnung aufhalten zu lassen. Dafür schloß sich das Mädchen der kleinen Gesellschaft an, und Alle drei gingen ein Stück die Allee entlang, bis sie jenseits des Gewühls einen der beiden Seitenwege einschlugen. Signora Agnese, die in ein Gespräch mit mehreren Frauen vertieft war, hatte die plötzliche Flucht des Töchterchens nicht bemerkt, und Signor Antonio seinerseits hatte genug zu thun, um den Stadtrichter und den Apotheker wach zu erhalten, die alle Augenblicke das schlaf-

trunkne Haupt auf die Bruſt ſenkten. Ich bekam Luſt, dem intereſſanten Flüchtling zu folgen, und beſchleunigte meine Schritte, um die Kleine einzuholen, und wirklich, wenn ich mich nicht beeilt hätte, würde ich ſie aus dem Geſicht verloren haben, denn bald ſchlug ſie ſammt ihren Begleitern einen Pfad ein, der zwiſchen zwei hohen Hecken hinlief. Gerade in dieſem Augenblicke hatte ich ſie eingeholt; ſie hörte Schritte hinter ſich und wandte ſich um. Als ſie mich erkannte, blieb ſie augenſcheinlich beſtürzt ſtehen und wurde dunkelroth, auch der Bauer hielt ſeine Ziege einen Augenblick an und zog den Hut.

Heloiſe, fragte ich, wo gehſt du hin? (Da ich ihr Vater ſein konnte, war das vertrauliche Du hier nichts Unſchickliches.)

Sie ſchlug die Augen nieder, jedoch nicht, wie Jemand, der ſich eines Unrechts bewußt iſt, und ſtammelte mit erzwungenem Lächeln: Ich gehe hier ganz in die Nähe, zur Brigitta.

Und wer iſt Brigitta? ſagte ich, indem ich neben ihr weiter ſchritt.

Eine arme Frau, die dort wohnt, antwortete ſie und zeigte auf eine armſelige Hütte, die zwiſchen den Feldern ſtand.

Darf ich dich zu ihr begleiten?

Kommen Sie nur mit, ſagte ſie, ſetzte dann aber etwas befremdet hinzu: kennen Sie denn aber die Brigitta?

Nein, ich kann ſie ja jetzt kennen lernen.

Die Arme iſt krank, ſeufzte das Mädchen, und eine Thräne rann ihr langſam über die Wange.

Wir mußten jetzt einen Graben überſchreiten, über welchen ein Baumſtamm als Brücke geworfen war, und

das traurige Gesichtchen Heloisens erheiterte sich, als sie sah, wie wenig Muth ich bei dieser Gelegenheit zeigte.

So macht man es! rief sie lachend, und war im Nu jenseits des Grabens.

Kaum verkündete der silberne Klang der Schellen unsere Nähe, als ein Knabe, der vor der Hütte spielte, die das Ziel unserer Wallfahrt war, uns fröhlich entgegensprang. Er betrachtete mich ein wenig verwundert, aber ohne Blödigkeit, ließ sich von Heloisen in die Höhe heben und auf die Stirne küssen, machte sich aber bald wieder von ihr los, um die Ziege zu liebkosen. Das Kind konnte fünf, oder höchstens sechs Jahre alt sein, und war trotz seiner verwahrlos'ten Kleidung und des verwilderten Haars wunderschön. Es ging halb nackt und war barfuß, aber es lief so behende und war so lebhaft, als ob es Flügel hätte, und die Lumpen, die es bedeckten, erschienen malerisch auf seiner reizenden kleinen Gestalt.

Wie geht es der Mama, Gigi? frug Heloise.

Besser, antwortete der Knabe mit dem glücklichen Leichtsinn seines Alters, wo man besser sagt, weil man schlimmer nicht begreifen kann.

Heloise schüttelte den Kopf und fragte weiter:

Hat sie der Doctor heute besucht?

Ja, heute Morgen, antwortete Gigi, und begann von Neuem um die Ziege herumzuspringen, bis wir an ein kleines, eingezäuntes, aber brach liegendes Feld kamen, in dessen Mitte sich die Hütte Brigittens befand. Ein Ferkel trabte, am Boden schnüffelnd, unruhig auf und ab; die Thüre der Hütte stand offen, und das karge Dämmerlicht drang durch dieselbe in den einzigen Raum, der zugleich Küche, Schlaf- und Wohnzimmer war. Das Auge unter-

schied mit Mühe auf der einen Seite einen Herd, auf der andern ein Etwas, das einem Bette ähnlich sah.

Eine leise, heisere Stimme ließ sich von dort aus vernehmen:

Sind Sie es, Signorina?

Ja, ich bin es Brigitta; wie geht es dir?

Wie gewöhnlich, Signorina, wie gewöhnlich.

Und da ich auf der Schwelle stand und sie meinen Schatten in der Thüre bemerkte, fügte sie erschöpft hinzu:

Ist Jemand mit Ihnen gekommen?

Ja, ein Freund vom Papa.

O, heilige Jungfrau! rief Brigitta, und Niemand bietet ihm einen Stuhl an . . . und das Zimmer ist so in Unordnung. . . .

Macht Euch keine Sorgen darüber, gute Frau, sagte ich näher tretend. Ich habe Heloisen begleitet, aber Ihr dürft deshalb keine Umstände machen.

Ach! wenn ich nur ein paar Stunden des Tags aufstehen könnte, so würde ich versuchen, die Stube ein wenig aufzuräumen . . . es thut mir ordentlich weh, Alles so in Unordnung zu sehen. Aber die Signorina weiß es, ich habe Niemand als die alte Ursula, die so barmherzig ist, die Nacht bei mir zu bleiben, damit ich nicht allein bin.

Ein heftiger, hohl klingender Husten, der einem das Herz zerriß, unterbrach die arme Frau.

Der Bauer hatte unterdeß die Ziege an das Bett geführt und gemolken. Heloise nahm die große Tasse warmer Milch aus seiner Hand, um sie der Kranken zu reichen, nachdem sie zuvor ein Lämpchen angezündet hatte, das auf einem Bret über dem Bette stand.

Gott im Himmel, flüsterte Brigitta, Sie wollen sich

selbst bemühen? und keuchend setzte sie sich im Bette auf, stützte sich auf einen Arm und führte mit der freien Hand die Tasse zum Munde.

Wie abgezehrt war das arme Weib, wie schlank und durchsichtig waren ihre Finger, und welch unheilverkündendes Roth brannte auf ihren Wangen. Sie war noch jung und vielleicht einst hübsch gewesen, aber so wie sie jetzt, mit verwirrtem Haar, den starren Augen und keuchendem Athem auf diesem elenden Lager ruhte, erweckte sie nur das tiefste Mitleid.

Sie trank schluckweise und mit Anstrengung und würde nach jedem Schluck in die Kissen zurückgesunken sein, wenn Heloise sie nicht gestützt hätte, eine so tiefe Erschöpfung malte sich in ihren Zügen. Die Ziege stand regungslos vor dem Bette und blickte mit gehobenem Kopf die Kranke unverwandt an, als ob auch sie Mitleid mit ihr habe; Gigi hob ein Beinchen und versuchte auf den Rücken des Thieres zu klettern, was das gute Thier auch ruhig geschehen ließ, aber Giuseppe, so hieß der Landmann, wehrte dem Knaben und sagte:

Laß das sein, du wirst ihr weh thun.

Gigi, Gigi! sei artig, mahnte die Mutter und fügte dann, in bitterliches Weinen ausbrechend, hinzu: O mein armes Kind, mein armes Kind!

Sei doch ruhig, Brigitta, fasse Muth! sagte Heloise liebreich.

Aber die arme Frau weinte nur noch heftiger und rief schluchzend:

Ach! ... wenn es nicht seinetwegen wäre, würde ich ja so gern sterben! ... Denn wahrlich, ich habe nicht so viel Gutes auf Erden genossen, ... daß ich mir nicht das

bischen Ruhe und Frieden wünschen sollte ... Aber er ... er ... mein armer Junge ist dann ganz allein auf der Welt ...

Wollt Ihr morgen Milch haben, Brigitta? fragte Giuseppe, als sie sich etwas beruhigt hatte.

Morgen? ... antwortete sie, o nein.

Aber warum nicht? fragte Heloise.

Ach, Signorina, seufzte sie und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Ich glaubte, zu errathen, um was es sich handle, und nahm das junge Mädchen bei Seite.

Heloise, sprach ich, indem ich ihr ein Geldstück reichte, ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen lieb ist, machen Sie, daß die arme Frau dies annimmt, damit sie wenigstens die gewohnte Erfrischung nicht entbehre.

Ihr Gesichtchen strahlte vor Freude, und — ich übertreibe nicht — sie machte eine Bewegung, als ob sie mir um den Hals fallen wolle; aber sie nahm sich zusammen, wandte sich zu dem Bauer und sagte, ihm auf die Schulter klopfend:

Geh nur, Giuseppe; aber komm morgen wieder, hörst du? ... Ja wohl, Brigitta, Papa's Freund hat Alles in Ordnung gebracht ...

Mit diesen Worten hielt sie ihr das blanke Geldstück vor die Augen, wickelte es dann sorgsam in Papier und legte es unter das Kopfkissen der Kranken, als den sichersten Ort der Aufbewahrung, während die arme Frau mich mit Dankesworten überschüttete, deren Wiederholung überflüssig ist.

O, Signor, setzte sie dann hinzu, indem sie auf Heloise zeigte, wenn Sie wüßten, wie viel ich diesem Engel verdanke ... und wenn ich wieder bei meinem Mann sein werde, der schon seit zwei Jahren im Himmel ist, wird

Gott mir gewiß auch so gnädig sein und ihr eingeben, was sie thun soll, damit mein Gigi nicht verhungere, oder, was noch schlimmer wäre, ein böser Bube wird . . .

Aber Brigitta, unterbrach sie Heloise, du darfst nicht so muthlos sein; warum willst du alle Hoffnung aufgeben?

Wie soll ich denn noch hoffen, wenn ich seit drei Monaten täglich das Fieber habe, und so herunter gekommen bin, daß ich mich kaum im Bette rühren kann? O, ich habe lange gehofft, habe lange Zeit den Muth nicht verloren, und wenn mir die Leute sagten, daß mir der Frühling neue Kraft geben würde, habe ich's geglaubt, und als sie mir sagten, daß die Sonne mir das Blut erfrischen würde, habe ich bei meinen ersten leichten Fieberanfällen die Arbeit zur Hand genommen und mich mit meinem lieben Jungen vor die Thüre gesetzt . . . Ach! er wollte, daß ich mit ihm spielen und herumlaufen sollte . . . Da dachte ich dann an die schöne Zeit, wo ich mit Ihnen spazieren ging, Signorina, und so leichtfüßig war, daß ich mit Ihnen um die Wette laufen konnte . . . O, damals wußte ich nichts von Müdigkeit! Höchstens wurden Sie müde, und dann nahm ich Sie tapfer auf meine Schultern und trug Sie wie ein Bündelchen nach Hause . . . Freilich kriegten wir dann manchmal alle Beide Schelte, aber wir hatten ja doch eigentlich nichts Unrechtes gethan und nahmen es uns nicht sehr zu Herzen . . . Ach! wenn die Zeit wiederkehren könnte!

Und vom Jammer übermannt, zog die Arme die Decke über den Kopf und weinte still vor sich hin.

Der Knabe, der bis jetzt die Thränen der Mutter nicht

beachtet und offenbar die Tragödie, die sich vor seinen Augen abspielte, nicht begriffen hatte, schien von einer plötzlichen Ahnung erfaßt zu werden, als die Kranke das Gesicht unter der Decke barg und, seinen Augen verborgen, so ruhig da lag. Er starrte uns unruhig und schmerzlich betroffen an und warf sich dann mit dem verzweifelten Aufschrei: Mamma, Mamma! über das Bett.

Und als die Mutter bei seinem Schrei den Kopf hob und die Decke zurückwarf, schlang er bitterlich weinend seine Aermchen um ihren Hals und blickte mit einer Mischung von verzweifeltem Schmerz und trotziger Herausforderung abwechselnd auf sie und uns, als wollte er sagen: Wer darf sie mir nehmen?

Die Kranke hatte sich mit einer Kraft, deren ich sie nicht fähig gehalten, zur Seite gewendet und streichelte das braune Lockenhaar ihres Knaben, während sie ihn mit den Augen verschlang; und so regungslos war das marmorbleiche Antlitz mit den zusammengepreßten Lippen, daß man sie für eine Bildsäule halten konnte, wenn nicht das fieberglühende Auge und die keuchende Brust ihr Leben bezeugt hätten.

Wir suchten Mutter und Kind zu beruhigen, die Erstere durch gute Worte und den Knaben durch das Versprechen eines neuen Kleidchens, das Heloise heimlich für ihn nähte, und durch das Lächeln der armen Mutter, zu dem sie sich ihm zu Liebe zwang, und da es unterdessen finster geworden war, verließen wir mit blutendem Herzen die Hütte. Wir waren kaum einige Schritte weit gegangen, als wir einer alten Frau begegneten; es war die Ursula, die, wie gewöhnlich, die Nacht bei der Kranken zubringen wollte.

Beeilt Euch, Urſula! ſagte Heloiſe, Brigitta wartet auf Euch.

O, Signorina, ſind Sie's? antwortete die Alte. Ja ja, ich gehe ſchon zu ihr, aber ich fürchte, ſie braucht vor Allem den Pfarrer. . . . Mir wendet ſich's Herz im Leibe um, wenn ich an den armen Gigi denke. . . . Nun, der Herr wird ſchon für ihn ſorgen, und damit entfernte ſie ſich.

Schon flimmerten die erſten Sterne am Firmament, in den Hecken begannen die Leuchtkäfer zu funkeln, und die laue Luft war voll von Düften und Klängen, wie ſie nur die Sommernacht erzeugt.

Wird man dich ſchelten, Heloiſe, weil du ſo lange ausgeblieben biſt? fragte ich.

Vielleicht, antwortete die Kleine und beeilte ihre Schritte, mit geſenktem Köpfchen dahin ſchreitend, als ſei ſie in tiefes Sinnen verſenkt.

Als wir in die Platenenallee einbogen und das erleuchtete Café, das noch immer ſtark beſetzt war, vor uns lag, ſagte ich zu dem jungen Mädchen:

Höre, Heloiſe! wenn der armen Brigitta ein Unglück zuſtoßen ſollte, . . . ſo finde Mittel und Wege, mir es mitzutheilen, und ich werde verſuchen, dir in Bezug auf den Knaben zu helfen.

Iſt das Ihr Ernſt? rief die Kleine, indem ſie ihre ſchönen, in Thränen ſchimmernden Augen zu mir aufſchlug.

Und kannſt du glauben, daß ich über ſo etwas ſcherze?

Aber dann iſt es ja eine gar ſchöne Fügung geweſen, daß wir die Brigitta zuſammen beſucht haben, fiel ſie

mir mit reizender Naivität ins Wort, dann mögen sie immerhin schelten, ich will es gern hinnehmen.

O! da sind sie! rief uns Signor Meravigli schon von Weitem entgegen, als er uns bemerkte. Aber, lieber Cavaliere, wo haben Sie sich von diesem unvernünftigen Mädchen hinführen lassen? Ich kann mir's schon denken, daß du wieder bei deiner Brigitta gewesen bist; die dumme Zierpuppe, die sich einbildet, sie müsse sterben, weil sie ein bischen Fieber hat.

O, Papa, sie ist wirklich recht krank!

Krank! krank! Sie hatte sich bei uns gewöhnt, die Dame zu spielen, das ist ihre ganze Krankheit. . . . Aber sage mir, konntest du dem Signor Cavaliere keine bessere Unterhaltung bieten? Und ich hatte darauf gerechnet, ihn all den Damen vorzustellen, die sich um die Wette freuten, seine Bekanntschaft zu machen.

Heloise! Heloise! rief nun auch Signora Agnese. Das ist schön! Du weißt doch, daß du um diese Stunde Romilden das Schurnal vorlesen mußt? Du bist wirklich ein herzloses Geschöpf; deine Schwester ist allein, und du treibst dich auf dem Felde herum. Aber warte nur, ich werde nicht so nachsichtig sein, wie dein Vater.

Ich verschone den Leser mit meiner beredten Vertheidigung der Angeklagten, die denn auch wirklich mir zu Liebe begnadigt wurde, wobei man indessen nicht unterließ, zu erklären, daß man ein wenig rücksichtslos gegen Romilda handle, indem man Heloisen so leicht verzeihe.

Doch nun war, Gott sei Dank, die Stunde der Abfahrt nahe, und ich konnte daran denken, von meinen Gastfreunden Abschied zu nehmen. Der dienstfertige Signor

Meravigli erklärte natürlich, daß er mich auf den Bahnhof begleiten werde, wohin er mein spärliches Gepäck schon durch seinen Diener geschickt hatte. Signora Agneſe aber mußte mit Heloiſe und Toniotto nach Hauſe zurückkehren, denn auch der Letztere war zum Schrecken der Kellner mit in das Café gekommen, hatte ſich jedoch, ſtatt wie gewöhnlich Unfug zu treiben, auf ein Sofa gelegt und war feſt eingeſchlafen.

Auf das Vergnügen, Sie wiederzuſehen, und ich bedanke mich für die Ehre Ihrer Bekanntſchaft, ſagte Signora Agneſe, indem ſie mir mit ihrer gewöhnlichen Grazie die Hand reichte.

He, Storni! ſchrie Meravigli und ſchüttelte den armen, ſelig entſchlafenen Apotheker, wie man ungefähr einen Maulеſel aufrütteln würde. He! ſehen Sie denn nicht, daß der Cavaliere fort will? ... Kommen Sie denn nicht mit auf den Bahnhof?

Der Ehrenmann dehnte ſich unter lautem und langem Gähnen, ſchaute mit ſchwimmenden Augen um ſich und ſtammelte dann: Habe die Ehre, Signor Cavaliere ... Habe die Ehre ... O, Sie wollen fort? ... Glückliche Reiſe und fröhliches Wiederſehen ... denn ſo lang man lebt, kommt man ſchon wieder zuſammen ... Auf den Bahnhof? ... Ob ich mit auf den Bahnhof kommen würde? ... Verſteht ſich ... Aber ich muß in mein „Kaninchen" ... O ... o ... o ... Und mit großer Mühe erhob ſich der Arme in drei Abſätzen und ging taumelnd von dannen, noch wiederholt „Gute Nacht" wünſchend.

Dr. Trigli und der Stadtrichter waren in Geſchäften abgerufen worden, aber Signor Oſteolo erklärte mit ſeinem

gewöhnlichen Aplomb daß er nicht von meiner Seite weichen würde, bis ich abführe.

Ich werde Ihnen, wenn Sie mir erlauben, sagte er, ein paar Einfälle über Reformen im Zollwesen schicken, die ich flüchtig aufs Papier geworfen habe. Es sind das meine Lieblingsstudien . . . Wenn ich eine Mußestunde habe, ist es mir eine Zerstreuung, mich mit ökonomischen Fragen zu beschäftigen. Ja, wenn nur das Interesse des Vaterlandes nicht mit im Spiele wäre, würde ich mein Geschäft aufgeben und versuchen, nach meinen schwachen Kräften auch ein Steinchen zu dem großen Bau beizutragen, an dem ihr gelehrte Herren arbeitet. Aber es ist für mich zu wichtig, das Ansehen des Handels aufrecht zu erhalten. Ich kann mir nicht helfen, ich bin nun einmal so.

Sagen Sie mir einmal ehrlich, Cavaliere, glauben Sie nicht, daß der Mann, der meine Romilda einst als Frau heimführt, glücklich sein würde? fragte mich Signor Meravigli, indem er mich forschend ansah.

Glückselig, antwortete ich, um die Sache kurz abzumachen.

Die Hauptsache wird immer sein, eine passende Persönlichkeit zu finden . . . Es wird schwer halten.

Sehr schwer, wiederholte ich mechanisch.

Denn sehen Sie, fuhr Signor Antonio fort, während er seinen Arm in den meinen schob und mit der freien Hand lebhaft gesticulirte, erstens muß der Mann gebildet sein, sehr gebildet, außerordentlich gebildet, das ist gar keine Frage, denn wie könnte Romilda neben einem rohen, unwissenden Menschen leben? Zweitens muß der Mann wohlhabend sein . . . Denn daß meine Tochter mit ihrem

Talente die Köchin machen und sich um die Haushaltung bekümmern sollte, davon kann auch nicht einmal in Gedanken die Rede sein. Was das Alter anbelangt, so würde ich nicht so große Anforderungen machen ... Romilda hat kein Gefallen an unbärtigen Jünglingen; sie ist freilich erst neunzehn Jahre alt; aber wenn ihr Gatte auch sechzehn oder siebzehn Jahre älter wäre, als sie ...

O, das wäre zu viel, unterbrach ich ihn.

Nein, das ist nicht zu viel; glauben Sie mir, wenn der Mann gut conservirt ist ... Und während Signor Meravigli diese Worte sprach, schaute er mich so begehrlich an, wie etwa eine gute Hausfrau einen schönen Truthahn im Schaufenster eines Geflügelhändlers besieht.

Welch schrecklicher Gedanke! ... Wir sind am Bahnhof, ich höre läuten, mache mich eilig von meinem Begleiter los, der mir, ich weiß nicht was, nachruft, und stürze an den Billetschalter.

Ein Billet nach X.

Für diesen Zug? Wenn Sie noch eine Viertelstunde warten, kommt der Schnellzug.

Nein, nein; ich muß mit diesem Zuge fort.

Aber bedenken Sie, daß der Schnellzug früher in X. eintrifft.

Das thut nichts; ich wiederhole Ihnen, daß ich sogleich abreisen will.

Der Beamte giebt mir das Billet, in den Bart brummend: Hm! wegen ein paar Franken! Aber ich bin so von Herzen froh, endlich fortzukommen, daß ich die Anspielung gar nicht beachte.

Aber liebster Cavaliere! schreien wie aus einem Munde

die Herren Meravigli und Osteolo, die mich jetzt einholen. Das ist ja ein Mißverständniß. Der Zug, der jetzt abgeht, ist nicht der Schnellzug, sondern ein Personenzug.

Das weiß ich, erwiedere ich; aber ich fahre gern mit dem Personenzug.

Potz Tausend! bemerkten die beiden Herren etwas verblüfft, und Signor Meravigli setzte hinzu: Das bedaure ich, denn ich hätte gerne noch weiter mit Ihnen über die bewußte Sache gesprochen.

Ich bedaure es ebenfalls, sagte ich eilig, da das gebieterische Wort „Einsteigen!" erscholl, und reichte meine Wange den Herren Meravigli und Osteolo zum Kusse dar; aber wir werden uns ja jedenfalls wiedersehen.

Bravo! Das war wohlgesprochen! Nur möchte ich Sie noch um Eines fragen: Was halten Sie im Allgemeinen von der Ehe?

O! antwortete ich, mich verabschiedend, ich werde ein arabisches Sprüchwort auf diesen Fall anwenden und sagen: Heirathen ist Silber, aber Ledigbleiben ist Gold.

Ich würde Sie aber dennoch überzeugen . . .

Mehr hörte ich nicht, weil ich unterdessen in den Wagon gestiegen war.

Signor Cavaliere! Signor Cavaliere! schrie eine Stimme außerhalb desselben, als ich schon meinen Platz zwischen einem Geistlichen und einer Frau von kolossalen Dimensionen eingenommen hatte.

Ich bat um Entschuldigung und schaute zum Fenster hinaus; vor mir stand der Stationsmeister, der die Herrschaft über sich selbst wieder erlangt hatte, und nicht länger französisch sprach.

Erlauben Sie mir zuerst, mich Ihnen zu empfehlen, sagte er, dann Ihnen Reisesack und Regenschirm zu übergeben, die Sie vergessen hatten, und zuletzt Ihnen im Namen des Professor Romeli dieses Päckchen zu überreichen ... Glückliche Reise; der Zug geht ab.

Auf das Paket war eine Visitenkarte geklebt, die folgende Worte enthielt:

Professor Augusto Romeli erlaubt sich, dem Signor Cavaliere Fausto Garleni fünfzig Exemplare seiner Rede über die geistige Wiedergeburt Italiens zu überreichen, mit der Bitte, dieselben an geeignete Persönlichkeiten vertheilen zu wollen. Mit bestem Dank und tausendmal um Entschuldigung bittend. A. R.

Der langweilige Mensch! brummte ich, setzte mich wieder und schlief ein, und der Traumgott führte mich in die Hütte Brigitta's zu ihrem Knaben und der guten Heloise.

Es sind jetzt vier Monate seit jenem Ausfluge nach X. verflossen, und ich gestehe, daß ich ihn fast vergessen hatte. Gestern Abend aber gelangte ein Brief mit dem Poststempel X. in meine Hände. Die Handschrift war schön, der Inhalt kurz und bündig, und lautete folgendermaßen:

Hochgeehrter Signor Fausto!

Die arme Brigitta hat noch vier Monate gelitten und ist heute Morgen gestorben. Der kleine Knabe hat Niemand auf der Welt. Ich werde für ihn thun, was ich vermag. Denken Sie an Ihr Versprechen.

Ihre ergebene

Heloise Meravigli.

Ich habe noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, aber ich werde mein Versprechen halten.

Heloise erwähnt weder die berühmte Romilda, noch Signora Agnese und Signor Antonio, den Schwager meiner Schwägerin; ein Beweis, daß sie sich Alle wohl befinden. Wer sie besuchen will, braucht nur ein Eisenbahnbillet nach X. zu nehmen. Ich gedenke vorläufig nicht, dahin zurückzukehren.

Das Haus versteckt, aber verliert nichts.

Von

Grazia Pierantoni-Mancini.

Uebersetzt

von

P. Dorosa.

Erstes Kapitel.

In welchem die Scherben des Heiligenbildes ein Wunder wirken.

Meine geehrten Herrschaften! Ich bin von Profession ein Maurermeister, und darum wird es Ihnen vielleicht sonderbar vorkommen, daß ich die Feder ergreife, um Ihnen eine Geschichte zu erzählen; man hat mir aber gesagt, daß Niemand dies so gut vermöchte, als ich, weil ich eines Theils selbst eine große Rolle darin gespielt habe, und im Uebrigen einen sehr aufmerksamen Zuschauer dabei abgab. Und da es Abendschulen giebt, die ich fleißig besucht habe, und ich außerdem auch, Gott sei Dank, aus Toscana bin, wo die Sprache, die man schreibt, auch gesprochen wird, so sehe ich nicht ein, warum ich mich enthalten sollte, schlecht und recht meine Worte vorzubringen, um so weniger, als ich sicher bin, daß Jeder, der nur guten Willen hat, mich verstehen wird.

Das Maurerhandwerk gefällt mir, und man wird mir sagen, daß es mir wohl gefallen müsse, weil ich es zu meinem Berufe erwählt habe. Das ist aber nicht der Fall, ich habe das Handwerk in der Familie vorgefunden,

denn alle meine Vorfahren haben es schon ausgeübt, und ebenso werde ich es auf meine Kinder vererben. Gewisse große Herren setzen ihren Ruhm darein, aufzuzählen, seit wie vielen Jahrhunderten man in ihrer Familie als Müßiggänger lebt, und wir Handwerker sind zufrieden, daß sich unser Gewerbe von den Vätern auf die Kinder überträgt, denn da es so durch Beispiel und Vererbung Fleisch und Blut in uns geworden ist, erlangen wir früher darin Geschicklichkeit und Anerkennung.

Aber das Alles gehört nicht hierher, denn eigentlich wollte ich erzählen, daß ich vor nicht gar langer Zeit das Einreißen einiger Gebäude zu besorgen hatte, deren Abtragung von der Florentiner Gemeinde verordnet war, um unsere gute Stadt durch eine breite Straße zn verschönern, wie Paris und London sie haben, die ich gar zu gern einmal sehen möchte.

Also mein Handwerk gefällt mir, und es scheint mir etwas gar Schönes, große Paläste zu bauen, prächtige, dauerhafte Kirchen, Denkmäler, die unsere Kinder bewundern werden, Brunnen und Plätze, kurz, all das, was den Menschen zu einer Art Schöpfer macht. Ich bin nur ein einfacher Arbeiter, aber das Herz schlägt mir höher, wenn ich Hand an ein schönes Werk lege, wenn ich gleich auf den ersten Blick die Absicht des Baumeisters begreife und, Stein zu Stein fügend, eine schlanke Säule, oder eine kühne Wölbung emporsteigen, ein neues Capitäl, eine schöne Verzierung entstehen sehe; wenn es sich hingegen um ein plumpes, ungeschlachtes Gebäude ohne Stil und Geschmack handelt, wie man deren in unserer Zeit leider nur zu viele findet, geh' ich unlustig ans Werk, und während ich trotz alledem daran arbeite, um mein Leben zu fristen, stoße

ich schwere Seufzer aus und verwünsche die Leute, welche das Schöne wählen konnten und das Häßliche vorzogen.

Die unseligste Arbeit jedoch, die einem ehrlichen Maurer vorkommen kann, ist die: ein Gebäude einreißen zu müssen. Das Haus ist noch in gutem Zustande, die Mauern sind fest, die Gewölbe ohne Risse, und doch muß man Alles zerstören. Das Losbrechen der Steine klingt fast wie ein Klagelaut, die Mauern zerspringen, und die Wände der Zimmer, die durch die Zerstörung der Façade mit einem Mal blosgelegt werden, scheinen sich fast zu schämen, daß sie sich vor aller Augen zeigen und die Geheimnisse offenbaren müssen, die sie Jahrhunderte lang bewahrt haben.

Seitdem diese verwünschten Arbeiten begonnen hatten, war ich ganz unwirsch geworden; wenn meine Leute langsam arbeiteten, wagte ich nicht sie zu schelten, denn ich versetzte mich in Gedanken in die Vergangenheit, wo andere Arbeiter fröhlich und guter Dinge mit ganzer Seele an diesen Häusern bauten und sich einbildeten, wer weiß was für Wunderdinge zu schaffen. Und nun beeilten wir uns, ihre ganze Arbeit zu zerstören, ohne den unerbittlichen Zahn der Zeit abzuwarten, der leider nichts in dieser Welt verschont; und nach uns werden andere kommen, die wiederum ändern wollen, und so wird es den Kindern nicht vergönnt sein, das Haus ihrer Väter zu erhalten, und die Väter werden nicht sagen können: hier werden einst unsere Kinder wohnen. Aber dann schlug ich mir die Grillen aus dem Kopfe und bedachte, daß die menschliche Thätigkeit die Quelle des Reichthums ist, daß der Arbeiter Arbeit braucht, und daß es um so mehr für ihn zu thun giebt, je mehr Veränderungen vorgenommen werden; dann ermunterte und ermuthigte ich meine Leute durch Wort und

Beispiel und stimmte zuerst die Melodie eines Volksliedes an, denn der Gesang verleiht bisweilen dem Arme mehr Kraft, und ein wenig Heiterkeit läßt einen Hitze und Müdigkeit vergessen.

An einem Sonnabend im Monat April schlug es eben 2 Uhr, und ich hatte mich niedergesetzt, da ich ein wenig müde war. Nun muß ich aber sagen, daß ich einer von Denen bin, die, sobald sie die Arbeit aus der Hand legen, zu grübeln anfangen. Am Ende der Straße ragte die große Kuppel von S. Maria del fiore in die Lüfte empor, und in solchen Umrissen, solcher Harmonie, solcher Pracht, daß sogar der blaue Himmel sie zärtlich zu umarmen schien. Ich dachte an den großen Meister, der sie ersonnen, ich dachte ... aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle meine Gedanken herzählen wollte.

Da stand plötzlich ein junger Mensch vor mir, der Lust zu haben schien, mich anzureden, und es sich nicht recht getraute. Die Maurer waren noch nicht vom Mittagsessen zurückgekehrt, und er und ich waren allein auf der ganz in Staub gehüllten, menschenleeren Straße und guckten uns an. Seinem noch sehr jugendlichen Aussehen nach konnte der Jüngling nicht viel über zwanzig Jahre zählen, seine einfache Kleidung war von etwas ungewöhnlichem Schnitt, er hatte langes, gelocktes Haar, lebhafte und glänzende schwarze Augen, und seine Wangen waren von innerer Erregung geröthet.

Herr — begann er, zog den Hut und blieb stecken.

Ich stand sogleich auf, in Erwartung, was er mir weiter sagen würde.

Herr Maurermeister, ich möchte, ... ich möchte ... noch einmal in das Haus hinaufsteigen, ehe es eingerissen wird.

Das ist nicht erlaubt, antwortete ich.

O bitte! Erweisen Sie mir diese Gefälligkeit, sagte er, und seine Stimme zitterte, als ob ihm das Weinen nahe wäre.

Es thut mir leid, daß ich Nein sagen muß, erwiderte ich, — und es that mir wirklich leid — aber es kann wahrhaftig nicht sein, denn es ist verboten. Wenn Sie einen Ingenieur, oder sonst Jemanden kennten, der hier etwas zu sagen hat, aber ich! . . . und sehen Sie, es ist nicht einmal mehr eine Treppe da.

Ich kenne Niemand, ich stehe allein in der Welt, sagte er tief traurig und entmuthigt. Lassen Sie mich hinauf! . . . Das Stübchen dort oben mit den blauen Wänden im dritten Stock war einst meine Wohnung.

O! . . . sagte ich und wurde ganz Ohr. Aber sehen Sie, wir haben strengen Befehl.

Lassen Sie mich hinauf! wiederholte er entschlossener und dringender. In jenem Zimmer wurde ich geboren, dort verlebte ich meine Kindheit, . . . dort sah ich vor sieben Jahren meine angebetete Mutter sterben.

Ihre Mama? Armer junger Herr! rief ich, von seinem Schmerz gerührt, der auch mir nicht fremd war. Nun meinetwegen, wenn es Sie trösten kann, so wollen wir hinaufsteigen; ich denke, Sie werden nicht schwindlig werden, und wenn meine Leute wieder zur Arbeit kommen, während wir oben sind, werde ich sagen, daß Sie ein Verwandter von mir seien. Dem Ansehen nach gehören Sie zwar zu den Vornehmen, aber in unserer Zeit ist es ja keine Schande, mit einem Handwerksmann verwandt zu sein. Sie . . .

Hier brach ich meine Rede plötzlich ab, denn ich be-

merkte, daß ich in den Wind sprach. Der Jüngling, der so begierig gewesen war, hinaufzusteigen, schien jetzt, nachdem er die Erlaubniß dazu erhalten hatte, unschlüssig geworden und stand zitternd da. Endlich überwältigte ihn der Schmerz, er stützte den Arm auf die Mauer, neigte den Kopf auf die Hand und weinte, weinte, als ob er in Thränen zerfließen wollte. Die Straße war noch immer verödet, den Wagen war die Durchfahrt nicht gestattet, und Fußgänger fühlten keine Luft, durch diesen Staub zu waten; ich ging auf die Seite und ihm, so viel wie möglich, aus den Augen, denn ich weiß, daß Männer sich schämen, ihre Thränen sehen zu lassen; und sie haben Recht: ein echter Mann weint selten, aber wenn es geschieht, dann ist es eine Qual, ein Herzeleid, daß sich ein Stein erbarmen möchte.

Endlich hörte sein heftiges Schluchzen auf, und die stürmisch wogende Brust wurde ruhiger; er wandte sich nach mir um und winkte mir; er war nicht beschämt, wie ich geglaubt hatte, sondern sagte ganz einfach:

Ich bin zum letztenmal hier vorbeigegangen, als sie todt war und ich sie zum Friedhof begleitete.

Wir stiegen auf einer Maurerleiter hinauf, die aus kleinen, mit Stricken verbundenen Balken bestand, und ich bemerkte, daß mein neuer Freund flink und gewandt war, und mir rasch folgte. Als wir auf dem Vorplatz des dritten Stockwerkes angelangt waren, blieben wir stehen; hüben und drüben lagen zwei lange Reihen von Zimmern ohne Thüren, ohne Vorderwand und selbst des Daches beraubt, gleich Ruinen vor uns, und es waren auch Ruinen, aber häßliche, weil sie nicht durch das Alter geheiligt waren.

Der Jüngling schaute um sich, ging an mir vorüber

und wandte sich nach links. Zuerst ließ ich ihn gehen und folgte ihm nur von Weitem, bis er an das letzte Eckzimmer gelangt war und auf der Schwelle stehen blieb. Plötzlich beschleunigte ich meine Schritte und trat an seine Seite, nicht etwa aus Neugierde, sondern weil mich eine eigne Angst überfiel und unheimliche Gedanken plötzlich in mir aufstiegen. Ich begann mein Mitleid fast zu bereuen und fürchtete, daß ich mich in eine böse Geschichte eingelassen haben möchte, darum verlor ich den guten Menschen nicht aus den Augen und hielt mich bereit, ihn bei der geringsten Bewegung am Rockschoß fest zu halten.

Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, hatte ungefähr sechs Meter im Geviert, und die goldnen Sternchen, mit denen die dunkelblauen Wände besäet waren, gaben ihm ein freundliches Ansehn. Die gewölbte Decke war schon eingerissen, aber ich entsann mich, daß sie mit Malereien in gutem Stil geschmückt war, deren Zerstörung mir wie eine Barbarei erschien; das Fenster war hoch und ebenfalls mit Schnitzwerk in Cypressenholz verziert, das so hübsch anzusehen und anzufühlen ist und viel bei uns verwendet wird. Kurz, Alles zeigte, daß dieses arme Gebäude aus jener alten Zeit stammte, in welcher das Nützliche sich noch mit dem Schönen vereint zeigte, und daß es einst reiche, vornehme Besitzer gehabt hatte, wenn es auch nach seinem Verfall an geringe Leute vermiethet worden war. Mit einem Male fiel mir etwas ins Auge, was ich vorher nicht beachtet hatte, es war eine Nische von ungefähr einem Meter Höhe in der hintern Wand, in welcher eine ganz verstümmelte und wacklige Statuette in einer Mönchskutte stand; vielleicht war dieses Gemach in frühern Zeiten ein Betzimmer gewesen.

Alles, was ich hier eins nach dem andern erzähle, war der Gedanke eines Augenblickes, sei es, weil mir der Raum schon bekannt war, oder weil der Gedanke wie ein Blitz vorbeifliegt, und das Wort wie auf Krücken nachhinkt.

Während ich das Heiligenbild betrachtete, war der junge Mann von meiner Seite gewichen und kniete an der Wand, allem Anschein nach bereit, aufs Neue ein wenig zu schluchzen, allein er bezwang sich, setzte sich auf den Fenstertritt und sagte, als ob er mit sich selbst spräche:

An diesem Fenster pflegte sie zu arbeiten, und ich saß hier zu ihren Füßen, schaute sie an und küßte dann und wann den Saum ihres Kleides.

Er schwieg, und auch ich stand lautlos und wagte kaum zu athmen.

Dort stand ihr weißes Bett, und hier mein kleines armseliges Lager, und wenn sie mich des Morgens mit einem Kusse weckte, schien es mir, als ob unser Heiliger in seiner Nische, von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet, mir zulächle.

Neues Schweigen und neue Thränen folgten diesen Worten.

Ach, und die lieben Morgenspaziergänge! . . . und wenn sie mich dann lesen lehrte! . . . und wie sie mit ihrer süßen, süßen Stimme sang! . . . Und ich mußte sie so jung sterben sehn. . . . Wie unglücklich war ich da!

Er sprang hastig auf, aber seine schmerzliche Erregung machte ihn schwindeln, er taumelte und hielt sich mit der Rechten an jenem gebenedeiten Heiligen fest.

Und da . . . da, meine verehrten Gönner, geschah etwas, das ich nicht geglaubt haben würde, wenn es mir Einer erzählt hätte. Es ist aber kein Spaß, sondern eines von den

Wundern, die einen einfältigen Menschen, wie mich, an eine göttliche Vorsehung glauben lassen, ich hab' es mit meinen eignen Augen ganz so geschaut, wie ich es hier erzähle. Die Statue aus Terracotta, die durch die vielfachen Stöße, welche die Mauern schon ausgehalten hatten, aus dem Gleichgewicht gekommen war, begann unter dem Griff dieser kräftigen Hand zu schwanken, und krach! . . . lag sie in Stücken zertrümmert am Boden. Und nun rathet einmal, was verwahrte der gute heilige Herr in seinem Bauche? . . . ein hölzernes Kästchen, das ebenfalls zerbrach, und aus welchem ein Bündel alter Papiere, ein Portrait, einige trockne Blumen und eine schwarze Haarlocke herausfielen. Der Jüngling warf sich neben diese Schätze zu Boden und wußte nicht, wonach er zuerst greifen sollte, er durchflog die Documente, betrachtete das Bild, küßte wie wahnsinnig die Haarlocke und sank ohnmächtig zusammen. Ich rief ihn leise, dann lauter, endlich schrie ich ihn an und schüttelte ihn an den Schultern. Als er aber immer noch mit geschlossenen Augen und weiß, wie eine Wand, vor mir lag, stand ich wie der Ochs am Berge und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, wie es leider meine Art ist, wenn ich mich in der Klemme befinde.

Unterdessen waren meine Leute wieder zu ihrer Arbeit zurückgekehrt, ich raffte den Inhalt des geheimnißvollen Kästchens zusammen, rief zwei Maurer und erzählte ihnen, was ich für gut fand.

Sie faßten den Unbekannten unter die Arme und trugen ihn mit nicht geringer Mühe und Anstrengung hinunter; wir brachten ihn zu dem Apotheker an der Straßenecke, und während dieser ihm einen stärkenden Trank bereitete, drängten sich die Leute vor der Thüre zusammen,

und da Keiner wußte, was vorgefallen war, erfand der Eine eine Geschichte, die der Andere noch durch eine grausigere überbot.

Endlich öffnete der Unbekannte die Augen und sah, als ihm die Erinnerung an das Vorgefallene zurückkehrte, mißtrauisch um sich; er versuchte aufzustehen, sank aber kraftlos wieder in den Lehnstuhl zurück. Ich zeigte ihm verstohlen seine Papiere, die ich unter meiner Jacke versteckt hatte, bot ihm den Arm und führte ihn, mir durch die Neugierigen Weg bahnend, die paar Schritte nach San Lorenzo in mein Haus, die bescheidene Wohnung eines ehrlichen Handwerkers.

O! was ist dir passirt? rief meine Frau, die vor der Hausthüre saß und Stroh flocht, und wen bringst du da mit?

Mach rasch das Bett zurecht und schwatz nicht so viel, sagte ich, um es kurz zu machen, denn die Weiber sind neugierig, und wehe dem, der sich mit ihnen auf Red' und Antwort einläßt. Meine Frau, die, obgleich eine Plaudertasche wie die Andern, im Uebrigen eine wahre Perle ist, sprang die Treppe vier Stufen auf einmal hinauf, und als wir Beide langsam in den zwei Stübchen unserer Wohnung anlangten, war das Bett schon weiß überzogen und erwartete mit aufgeschüttelten Kissen und zurückgeschlagener Decke seinen Gast.

Ich half ihm beim Auskleiden, und er ließ, wie ein Kind, Alles mit sich geschehen, während er: Papa, Mama, Ehre, Adel ... und andere Stoßseufzer vor sich hinmurmelte, die mich für seinen Verstand fürchten ließen.

Nachdem ich ihn zu Bett gebracht hatte, frug ich ihn, ob ich den Arzt holen solle, aber er machte eine verneinende Bewegung, und da meine Frau, die von Allen für

einen halben Doctor gehalten wird, mir gesagt hatte, daß es nur eine einfache Betäubung sei, rieth ich ihm, sich ruhig zu verhalten und zu thun, als ob er zu Hause wäre, und ging dann an meine Arbeit, damit meine Leute mir nicht etwa dumme Streiche machten.

Als ich gegen Abend wieder nach Hause kam, fand ich meinen jungen Herrn schon wieder in den Kleidern und ungeduldig meiner harrend, um mir in Worten seine Dankbarkeit auszudrücken, die ich nicht verdient zu haben glaubte.

Sie sind mein Retter! sagte er, indem er mir kräftig die Hand schüttelte, was kann ich für Sie thun?

Erzählen Sie uns Ihre Geschichte, stotterte meine Alte etwas verlegen, aber durch die Neugierde, die sie in meinen Augen las, ermuthigt.

Ich schalt mein Weib nur so wegen der Schicklichkeit, aber der junge Mann unterbrach mich.

Ja, ja, Sie sollen gleich Alles erfahren, und dann werde ich Sie um Rath fragen . . .

Mich? Einen simplen Arbeiter? Sie wollen mich zum Besten haben. . . .

Ich habe gleich gesehen, daß Sie ein Mann von Herz sind, und sehen Sie, ich bin so allein und verlassen. . . . Und was glauben Sie denn? Ich bin ja auch ein Arbeiter, wenn dieser Name bedeutet, daß man sich durch seiner Hände Arbeit ernährt: ich bin ein Maler.

Das ist ein schöner Unterschied! fuhr meine Frau dazwischen.

Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen; aber jetzt sei so gut, das Abendbrod zu bereiten und kein ungewaschenes Zeug zu schwatzen, sagte ich mit finsterm Gesicht, dann zog ich den alten Lehnstuhl meines seligen Groß-

vaters für den Maler hervor und stellte für mich einen dreibeinigen Schemel daneben.

Mein Weib, die das Muster einer Hausfrau ist, begann sogleich das Abendbrod zu bereiten; während sie jedoch ganz in ihre häuslichen Geschäfte vertieft schien und wie ein Wiesel hin und her lief, hatte sie doch Alles von A bis Z gehört, wie ich bald darauf merken konnte.

Zweites Kapitel.

Der Maler erzählt uns seine Geschichte.

Der junge Mann bat mich, ihm die geheimnißvollen Papiere auf den Schooß zu legen, besann sich ein Weilchen und fing dann ungefähr so zu erzählen an. Ich sage ungefähr, denn er hat studiert und spricht, wie man so zu sagen pflegt, wie ein Buch, und ich, der ich keinen Pfifferling vom Bücherschreiben verstehe, werde seine Worte wiedergeben, so gut ich's eben kann und so weit ich sie im Gedächtniß behalten habe.

Ich heiße Raphael, und vielleicht machte mir dieser Name Lust, ein Künstler zu werden; jetzt weiß ich freilich daß der Gedanke, den großen Urbinesen erreichen zu können, Wahnsinn ist, aber mit zwölf Jahren schlug mein kleines Herz höher in dieser stolzen Hoffnung. Ich wurde in dem Zimmer geboren, das mein Schutzengel, vielleicht gar der Geist meiner Mutter, mich noch einmal zu besuchen trieb, ehe es zerstört wurde, und dieser enge Raum war lange Zeit meine Welt und mein Paradies.

Wie sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, und wie

weit ich auch zurückdenke, kann ich mich doch nicht erinnern, außer meiner Mutter Jemand um mich gesehen zu haben. Und doch! jetzt eben tritt mir wie aus ferner, ferner Vergangenheit eine Erscheinung vor die Seele; mir ist, als ob ich in einer Nacht plötzlich aufgewacht wäre, und einen schönen Mann mit schwarzem Barte vor mir gesehen hätte, der sich weinend über mich beugte und mich liebkos'te. Ist dies wirklich eine Erinnerung, oder läßt dieses Bild — und bei diesen Worten reichte er mir das Portrait — mit offnen Augen träumen?

Ich schaute das Miniaturbild an, es stellte einen jungen Mann von ungefähr dreißig Jahren vor, der die graue Uniform der Alpenjäger vom Jahre 1859 trug.

Jesus Maria! was für ein schöner Mann! rief meine Frau, die sich unbemerkt hinter uns geschlichen hatte und mit gefalteten Händen ganz verzückt dastand.

O diese Weiber!

Auch meine Mutter war schön wie ein Engel, fuhr Herr Raphael fort, und ich liebte sie mit ganzer Seele. Die Arme ernährte sich durch Weißnähen, auch stickte sie und machte künstliche Blumen, die frisch vom Zweig gepflückt schienen. Ihre geschickten Hände ruhten niemals, und oft sang sie bei ihrer Arbeit; wie süß und wie traurig klang ihre Stimme! Unter andern entsinne ich mich eines Liedes, das mein kindliches Herz tief bewegte; es war von Pergolese, der ja selbst so unglücklich war und elend auf einem Strohlager starb, und darin war die Rede von einer Ninetta, die seit drei Tagen schlief, und die nichts mehr wecken konnte; vergebens erschollen die festlichen Flöten und Geigen, vergebens rief sie die Stimme des Geliebten; „meine Ninetta wacht nimmer auf" hieß

der Refrain. Ich saß auf dem Fenstertritt zu ihren Füßen und fühlte heiße Tropfen über meine Wangen träufeln... ich weinte und wußte selbst nicht, warum. Plötzlich fiel ich meiner Mutter um den Hals, und sie küßte mich lächelnd, legte die Arbeit weg und erzählte mir eine schöne Geschichte, oder sagte mir Verse vor, in denen immer und immer nur von Tugend und Vaterland die Rede war, und jedesmal schloß sie mit den Worten: du sollst deines Vaters würdig werden.

Meines Vaters? ... Ich hatte ihn nie gesehen und wagte nicht mehr, nach ihm zu fragen, da die Mama, so oft ich's früher gethan, nur mit Seufzern und Thränen geantwortet hatte. Jahre vergingen, und 1859 war herangekommen; ich zählte elf Jahr und war hoch aufgeschossen aber unschuldig wie ein neugebornes Kind; ich war keine Stunde lang von der Mutter entfernt gewesen, war nicht in die Schule gegangen, und hatte keine Spielkameraden; sie hatte mich selbst lesen und schreiben gelehrt, und mein einziges Vergnügen waren unsere Morgenspaziergänge durch Wiesen und Felder, wo wir Blumen und grüne Zweige pflückten, die sie dann mit ihren fleißigen Händen nachahmte. Eine alte Frau aus der Nachbarschaft, Cesira genannt, bereitete unsere einfachen Mahlzeiten und trug die fertigen Arbeiten der Mutter fort; sie war lahm und verwachsen, aber sie hatte das beste Herz von der Welt und wäre für meine Mutter durchs Feuer gegangen. Und ich verspottete sie auch nicht, denn ich hatte früh gelernt, daß eine rauhe Hülle ein edles Herz bergen könne.

Damals wurde viel von Krieg und Revolution gesprochen; meine Mutter war mit einem Mal verwandelt, bald sah ich sie mit glühenden Wangen, bald war sie bleich

wie der Tod. Weißt du, mein Junge, sagte sie, meine Hand fassend, weißt du, daß unsere Erlösung nahe ist? ... Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber sie biß sich auf die Lippen, senkte den Kopf mit den dunkeln Flechten und flüsterte: Er allein soll ihm Alles erklären.

Jener Er war sicherlich mein Vater, und seltsame Hoffnungen, wunderliche Gedanken schwirrten mir durch den Kopf. Eines Tages brachte der Postbote ein Päckchen, ich denke mir, es wird wohl das Bild darin gewesen sein und dieser Brief, ich habe ihn heute schon hundertmal gelesen; lesen Sie ihn jetzt vor, ich habe nicht das Herz dazu.

Hier machte der Jüngling eine Pause, und ich las den Brief laut, theils um ihm zu gehorchen, theils um eine mir wohlbekannte Person nicht vor Neugier umkommen zu lassen.

„Mein geliebtes Weib!

Sonntag um fünf Uhr Morgens begrüßte ich von Weitem die schöne Küste meines nur allzusehr geliebten Italiens.

Es ist süß, nach neunjähriger Verbannung ins Vaterland zurückzukehren, darum zeihe mich nicht der Schwäche, wenn ich dir gestehe, daß ich Thränen vergossen habe, als ich in Genua ans Land trat.

Ich kehre aus Amerika fast ebenso arm zurück, wie ich dort anlangte; man spricht zwar viel von schnell erworbenen Reichthümern, aber es sind nur Wenige, die so vom Geschick begünstigt werden, und diese Wenigen sind nicht immer die Redlichsten. Zuletzt war ich vielleicht auf dem Wege, mein Glück zu machen, aber bei der ersten Nachricht vom Ausbruch des Krieges verließ ich Alles und eilte hierher. Konnte ich, der im Jahre 48 mit ge-

kämpft, der bei Curtatone verwundet worden, der Venedig vertheidigt hatte, jenseits des Oceans ruhig dem schnöden Glücke nachjagen, während mein Volk mich ruft und meine Brüder ruhmvoll fallen? O du verstehst mich, Engel meiner Jugend, du, die einzige Liebe, die einzige Hoffnung meines stürmischen Lebens. Könnte ich wenigstens dich und unsern kleinen Raphael wiedersehen! Aber ich bin kaum noch zeitig genug gekommen, um die Flinte zu ergreifen und mich den Schaaren Derer anzuschließen, die unter Garibaldi fechten.

Sollte ich fallen, so wirst du mir verzeihen, wirst, unser Kind an der Hand, vor meinen stolzen Vater treten, vielleicht wird er Mitleid fühlen, wenn er meinen Tod erfährt! Aber nein, Julia, ich rede irre; nein! Führe meinen Sohn nicht unter die Unterdrücker, unter die Hochmüthigen; laß ihn arm, aber frei aufwachsen. Er gehöre zum Volke und lebe mit dem Volke, dem wir Beide, du durch Geburt und ich durch Wahl, angehören; verschweige ihm meine Herkunft, ja selbst den Namen meiner Familie, und laß ihn nichts Andres von seinem Vater wissen, als daß dieser für das Vaterland lebte und starb.

Aber vielleicht kehre ich zurück, Julie; wenn Italien von der Fremdherrschaft befreit ist, wird mir Toscana nicht länger verschlossen bleiben, und dann . . . Ist dem Menschen hienieden so viel Glückseligkeit vergönnt? . . . O, wenn ich dich wenigstens mit mir genommen hätte! . . . Aber wer hätte gedacht, daß meine Verbannung so lange dauern würde?

Ich segne dich und unsern Raphael und drücke dich glühend an mein Herz.

Dein treuer Gatte."

Außer diesem Briefe war in den langen Jahren der Verbannung nur selten Nachricht von meinem Vater gekommen, aber vielleicht waren Briefe verloren gegangen, fuhr Raphael fort. Zu jener Zeit ging es in Florenz drunter und drüber; ich will mich nicht aufhalten von Politik zu sprechen, ich will nur bemerken, daß überall Haussuchung gehalten, Leute ins Gefängniß geworfen, kurz alle die falschen Mittel angewandt wurden, zu denen die Furcht zu greifen pflegt.

Darum findet man die wahre Freiheit auch nur bei starken Nationen! sagte ich.

Mein junger Freund billigte meine Bemerkung, drückte mir die Hand und erzählte weiter.

An demselben Abende kam die alte Cesira eilig zu uns herauf, um meine Mutter zu benachrichtigen, daß ein Polizeicommissair nach uns frage. Die Polizei, die immer die Geheimnisse, die keinen Werth für sie haben, zu entdecken weiß, hatte herausgebracht, daß meine Mutter die Frau eines Revolutionairs sei. Bald darauf kam auch der Polizist, da er aber, trotz alles Suchens nichts fand, packte er mich wüthend am Arm und schrie, indem er mich nach Häscherart anglotzte: Carbonarosohn, wo sind die Briefe deines Vaters, den . . . und nun gab er seinen Fragen den nöthigen Nachdruck mit rohen Flüchen. Ich wußte nichts und verbarg erschrocken mein Gesicht in dem Kleide meiner Mutter.

Als dieses Gesindel fort war, setzte sich meine Mutter wie gewöhnlich an das Fenster und zog mich auf ihre Kniee, was sie schon lange nicht mehr zu thun wagte, denn ich war ziemlich groß und sie sehr schwach. Raphael, flüsterte sie unter Thränen, ich fühle mich sehr elend, und

wer weiß, ob du nicht in Kurzem auch die Mutter verlieren wirst, wie du vielleicht schon den Vater verloren hast; die Stunde ist da, wo ich dir alles offenbaren muß, obgleich mir fast die Kraft dazu fehlt; höre mir aufmerksam zu und gieb dir Mühe, mich recht zu verstehen.

Wenn ich hundert Jahre lebte, so würde ich ihr Antlitz nicht vergessen, das selbst im Schmerze und in der Schreckensstunde, die uns bevorstand, den Ausdruck stiller Ergebung bewahrte. Es war Frühling, und Blumenduft drang aus den benachbarten Gärten bis zu uns, von allen Thürmen schlugen die Glocken eine nach der andern Mitternacht, und der Mond schien in unser Stübchen. Ich betrachtete hingerissen das engelschöne Antlitz meiner Mutter und ihre glänzenden, schwarzen Augen, die unverwandt auf das Gesicht des Heiligen blickten, das die Mondstrahlen umspielten. Plötzlich schwieg sie und drückte krampfhaft meinen Arm; wir lauschten: zwei Männer gingen durch die menschenleere Straße, und einer sagte zum andern mit unterdrückter, aber vernehmlicher Stimme: hier ist der Bericht über die Einnahme von Fermo und Vareſe, was für ein Sieg! . . . und hier ist die Liste der Todten und Verwundeten.

Kind! rief meine Mutter wie außer sich, laufe, fliege, bitte die Herren um Gottes Willen, daß sie dir das Blatt geben, das Schicksal deines Vaters steht darin!

Ich stürzte die Treppe hinunter, fand die Hausthüre zufällig noch offen und holte die Herren ein, als sie eben um die Ecke biegen wollten.

Geben Sie mir dies Blatt, bat ich, indem ich einen derselben am Rock festhielt, es enthält das Schicksal meines Vaters.

Die Herren blieben unschlüssig stehen und fragten: wer schickt dich?

Die Mama.

So führe uns zu ihr.

Ich ging nach unserem Hause zurück, und sie folgten mir; meine Mutter erwartete uns auf der Treppe außerhalb des Zimmers, und einer der Herren fragte sie: Wie ist der Name Ihres Mannes? Aber sie entriß ihm stumm das Blatt und eilte damit an das Fenster, da kein Licht im Zimmer brannte.

Einen Augenblick war alles still, dann hörte man einen Schrei, o welch einen Schrei! Darauf ein dumpfer Fall.

Mutter, liebe Mutter! schrie ich, und warf mich über sie.

Die Nachbarn riefen Cesira herbei, der Arzt wurde geholt, und auch die beiden Unbekannten verließen uns nicht mehr. Meine Mutter lebte noch zwei Tage, ohne ein Zeichen von Bewußtsein zu geben; nur ihr starrer Blick ruhte unverwandt auf dem Heiligenbilde; die Arme! Welche Herzensangst muß sie empfunden haben, wenn sie noch bei Bewußtsein war und sich doch der Sprache beraubt sah, so daß sie mir Nichts mehr entdecken konnte!

Herr Raphael schwieg und drückte die Hände vors Gesicht, während ich, weil ich's nicht mehr aushalten konnte, ans Fenster trat und so that, als ob ich hinaus guckte, und meine Frau in einem Winkel still in ihre seidene Schürze weinte.

Und jetzt ist meine Geschichte zu Ende, begann der Maler wieder, nachdem er sich ein wenig ermannt hatte.

Als sie todt war, nahmen mich die beiden Herren, welche die unschuldige Ursache meines großen Unglücks waren, mit sich; es waren arme Künstler, deren ganzer

Reichthum in Hoffnungen und lustigem Blut bestand, aber sie nahmen sich mitleidig des armen Waisenknaben an, der sonst hätte betteln gehen müssen. Ehe wir auf immer unsre Wohnung verließen, verlangte Cesira, daß jeder Winkel durchstöbert, jedes Möbel durchsucht werde, da sie behauptete, daß wichtige Papiere vorhanden sein müßten; alles Suchen danach blieb jedoch vergeblich. Man las mir die Liste der bei Varese Gefallenen vor, aber ach! ich konnte den Namen meines Vaters nicht darunter finden, weßhalb man mich für ein uneheliches Kind hielt, was ich auch selbst bis heute zu sein glaubte. Die Maler, die mich aufgenommen hatten, waren nicht dem Blute nach, wohl aber durch das Herz Brüder. Im Jahre 60 ließ es Beide nicht ruhen, sie brannten vor Begierde, Palette und Pinsel mit der Flinte zu vertauschen und die rothe Blouse anzuziehen; und nun hört, wie großmüthig sie handelten! Sie legten zwei Zettel mit ihren Namen in einen Hut und verlangten, daß ich einen davon ziehen solle, damit Derjenige, den das Loos treffe, bei mir bleibe, während der Andere in den Kampf ziehe, denn wie könnten sie mich, ihr angenommnes Kind, ohne Stütze zurücklassen? Ich zog den Namen des Jüngsten, er weinte vor Aerger, aber er blieb bei mir und wurde mein geliebter Vater und Lehrer, während der Andere Wunder der Tapferkeit verrichtete und bei Milazzo fiel.

Als ich heranwuchs, grämte ich mich sehr, weil ich glaubte, heimath- und namenlos zu sein, und dann, soll ich es gestehen? . . . war es für mich ein fast unerträglicher Schmerz, an der Tugend meiner Mutter zweifeln zu müssen; darum verschmähte ich die Vergnügungen meines Alters, um meinen trüben Gedanken nachzuhängen, so daß

meine Kameraden mich den Grillenfänger nannten. Vor einem Jahre verlor ich meinen Beschützer, ich blieb allein in der Welt zurück und aß mein dürftiges Brod mit Thränen. Nun pflegte ich seit einiger Zeit täglich vor dem Hause vorüberzugehn, wo ich die glücklichste Zeit meines Lebens zugebracht hatte, und als ich es vor Kurzem geräumt und zum Abbruch bestimmt sah, kam mir die Sehnsucht an, noch einmal das hohe Fenster mit seinem steinernen Tritt, die Putten des Deckengemäldes und unsern Heiligen in seiner Nische wiederzusehen; und nachdem ich mir den Muth dazu gefaßt hatte, geschah, was Sie mit erlebt haben.

Ich bin seitdem wieder in der blauen Stube gewesen, sagte ich, und habe die Scherben des Heiligenbildes untersucht; der arme Schelm hatte im Rücken ein Loch, durch welches das Kästchen in seinen Bauch gelangt war.

Aber was haben Sie denn eigentlich so Wichtiges gefunden? platzte meine neugierige Alte heraus. Vielleicht gar einen Schatz?

Sie haben es getroffen: einen kostbaren Schatz. Hier ist der Trauschein meiner Eltern; Julia, die arme Arbeiterin, war die rechtmäßige Gattin des Baron . . . und nun nannte er den Namen eines alten, vornehmen Geschlechtes, das bei uns Florentinern schon eine gute Weile in Ehren steht.

Meine Frau rief einmal über das andere, Gott sei Dank! Und ich war noch viel vergnügter, als sie; Raphael hingegen seufzte nur und sagte: Wenn ich jetzt die Todtenliste von Varese wieder durchsehen werde, weiß ich, daß der Name meines Vaters obenan steht, das ist Alles! Was denkt ihr denn, ihr guten Leute? Glaubt ihr, daß ich nun

schnurstracks vor die Thür jenes vornehmen Herrn gehn werde, um das zu fordern, was man meiner Mutter verweigert hat? Die heimliche Ehe war dazumal ein prächtiges Mittel, um die Bedenken eines armen verliebten, aber sittsamen Mädchens zu beschwichtigen. Ein Dorfgeistlicher, zwei brennende Kerzen vor einem Madonnenbilde, ein paar treue Diener und ein geflüstertes „Ja", und die Sache war abgemacht; war dann der erste Rausch verflogen, so kam das Ach und Weh hinterdrein, aber es war zu spät und Geschehenes nicht ungeschehen zu machen.

Jetzt können solche Heimlichkeiten nicht mehr vorkommen, sagte ich, froh, meine Frau einmal überführen zu können; siehst du nun, wozu die Civilehe gut ist?

Du bist aber dumm, wenn du glaubst, die Männer wüßten jetzt kein Mittel mehr zu finden, um einem armen Mädchen was weiß zu machen! antwortete meine Alte.

Sie haben Recht, setzte Raphael traurig hinzu, die Liebe ist nur zu oft für die Männer nichts als ein Zeitvertreib. Ich sage dies nicht in Bezug auf meinen Vater, er hat wahrhaft geliebt, das bezeugen seine Briefe, aber das Vaterland war doch seine einzige, wahre, große Leidenschaft. Auf dem Altare desselben opferte er den Stolz seiner Familie und seine Jugendliebe. Er senkte sichtlich bewegt das Haupt, dann fuhr er erregter fort: Und ich opfere dem Andenken meiner Mutter Liebe, Reichthum und Adel, eitle Träume eines flüchtigen Augenblickes; ich will dem Volke angehören und mit dem Volke leben, wie es mein Vater rieth; ich will Verachtung mit Verachtung vergelten! . . . und schon hielt er das gestempelte Blatt in die Höhe und wollte es mit frevelhafter Hand zerreißen.

Junger Mann, rief ich mit meinem strengsten Ton,

bedenken Sie, was Sie thun wollen; dieses Blatt enthält die Ehrenerklärung Ihrer Mutter. Ich kenne Ihren Großvater, fuhr ich fort, indem ich die Papiere, deren ich mich vorsorglich bemächtigt hatte in Sicherheit brachte; ich habe für ihn in seinem Palast und in seiner Villa gearbeitet; es ist ein alter Herr vom alten Schlage, höflich gegen Jedermann, so lange man seinem Adelsstolz nicht zu nahe tritt; denn er stammt aus der Zeit, wo zwischen dem Vornehmen und dem Plebejer ein Abgrund lag, freilich von Wohlthätigkeit und Artigkeit mit Blumen zugedeckt, aber trotz alledem nicht zu überschreiten. Jetzt sind alle Menschen gleich; wir stehen alle auf gleichem Boden, aber wie viele Dornhecken wachsen noch am Wege! Ja, es ist richtig: wir sind alle Brüder, aber wir raufen uns oft wie Hund und Katze.

Unterdessen hatte meine Frau das Abendbrod aufgetragen, und wir setzten uns zu Tische, aber ich war der Einzige, der dem gebratenen Lammschlegel und dem Salat mit harten Eiern Ehre anthat; meinem Weibe war der Appetit vergangen, und der Maler ließ sich an einem Schlückchen Wein genügen.

Nach dem Abendessen fing ich aufs Neue an, meinem Gast Vernunft zu predigen, aber ich drosch leeres Stroh. Er hatte allerdings meinen Rath verlangt und nahm ihn auch freundlich auf, aber von dem Großvater wollte er nichts hören, ja nicht einmal wissen, wo er wohne. Da er von vorn herein Vertrauen zu mir gefaßt hatte, bat er mich, ihm seine Papiere zu verwahren, und schwor mir mit kräftigem Händedruck ewige Freundschaft und Dankbarkeit. Wir versprachen uns gegenseitig, bald wieder zusammenzukommen, und wirklich waren noch keine vierundzwanzig

Stunden vergangen, als Sor Raphael sich als täglicher Tischgenosse bei uns anmeldete, da unsere Hausmannskost ihm besser zusagte, als die langen Brühen im Wirthshause. Kurze Zeit darauf fand ihm mein Weib bei einer Gevatterin zwei Stübchen, die für die paar Lire, die sie monatlich kosteten, in diesen schlechten Zeiten ein wahres Wunder waren.

Drittes Kapitel.

Worin die Liebe zum Vorschein kommt.

Zuerst hatte ich geglaubt, daß unser junger Freund bei ruhigerem Blute sich besser besinnen und auf Mittel und Wege denken würde, um seine Rechte geltend zu machen; aber Gott bewahre! er fuhr fort den Spartaner zu spielen, ja, da er jetzt über seine Herkunft und die Tugend seiner Mutter beruhigt war, widmete er sich ganz seiner Kunst und behauptete, daß er sich ganz und gar nicht vor der Armuth fürchte. Bei der leisesten Anspielung auf seinen Titel und den Reichthum, der seiner harrte, schüttelte er den Kopf und sagte, indem er mich auf die Schulter klopfte: Wie?. Bist du es schon überdrüssig mein Freund zu sein?

Wie können Sie so was denken, lieber Herr Raphael! Aber ich begreife Sie nicht, wenn man Baron und reich werden kann. . . .

Und doch vorzieht, ein armer Maler zu bleiben, nicht wahr? . . . Jeder hat seinen Geschmack. Dabei schaute er mich mit seinen großen schwarzen Augen ganz begeistert an und fuhr fort: Weißt du, was ein Künstler ist? Einer,

der durch sein eignes Verdienst groß zu werden träumt und Keinem etwas verdanken will. Hast du von d'Azeglio gehört? Er war Marquis und hielt es nicht unter seiner Würde, Maler zu werden.

Nun gut, so lassen Sie sich als Baron anerkennen und dann malen Sie in Gottes Namen drauf los; als Zugabe erhalten Sie noch Moneten, die man immer brauchen kann. . . .

Ich fühlte, daß ich gut sprach, aber es war, als ob ich zu einem Stück Holz spräche.

Ach was! rief er ungeduldig, ich will frei sein! Wenn ich unter diesen Leuten geboren, unter ihren Vorurtheilen aufgewachsen wäre, so würde ich Ihnen davongelaufen sein, und du willst, daß ich mich freiwillig an diese Galeere schmieden lasse?

Gut, für jetzt mögen Sie so fühlen . . . aber später . . .

Später, nun später wollen wir's uns weiter überlegen.

Vierzehn Tage waren vergangen, und Raphael schien die ganze Sache vergessen zu haben; ich und mein Weib hingegen kümmerten uns um sein Geheimniß und um den Reichthum, der ihm rechtmäßig zukam, als wenn es uns selbst betroffen hätte.

Abends konnten wir nicht einschlafen. Sollte es denn gar kein Mittel geben, die Sache in Ordnung zu bringen? sagte meine Alte; wird uns denn der Himmel keinen Ausweg finden lassen? . . .

Weib, hör auf! rief ich endlich. Was sein soll, wird schon werden . . . Gute Nacht! . . . und damit blies ich ihr die Lampe vor der Nase aus.

Am ersten Sonntag im Monat Mai sagte mir Sor Raphael nach dem Mittagsessen: Willst du mir einen Ge-

fallen thun? So geh mit mir spazieren, und zeige mir das Haus meines Großvaters.

Mein Weib nickte mir vergnügt zu und gab mir einen Wink, ihm seinen Willen zu thun.

Ich legte mit einem schweren Seufzer meine gute Sonntagspfeife weg, nahm meinen Hut, und bald waren wir unterwegs.

Sehen Sie hier das Haus Ihrer Ahnen! wollte ich eben feierlich sagen, aber mein Herr Raphael stand schon kerzengerade still und schaute an dem schönen alten Palast hinauf, der einer Festung gleicht und eine Sehenswürdigkeit unserer Stadt ist, in welcher die Kunst einem bei jedem Schritt eine Ueberraschung bereitet.

Sie sind also schon früher hier gewesen?

Ja, aber ich war meiner Sache nicht gewiß ... ich wollte wissen ... und kurz und gut, ich möchte dich um etwas bitten.

Um was?

Die Sache ist die: ich liebe seit sechs Monaten ein Mädchen, eine Schönheit, eine Göttin! und weiß, daß sie Argia heißt und in diesem Hause wohnt. Jeden Tag zur Zeit der Corsofahrt, stelle ich mich am Lung'Arno auf, um sie sehen zu können, so oft sie vorüber kommt; ich hätte darauf schwören mögen, daß sie aufmerksam auf mich geworden sei, denn ihre großen, klaren Augen blickten unruhig, wenn sie mich nicht sogleich bemerkten, und wenn sie mich dann entdeckte, lächelte sie gar lieblich. Dieses Lächeln war mein Leben, und seit drei Tagen bin ich desselben beraubt; ich möchte nun, daß du ... du verstehst mich schon ... daß du, dem der Ehrenmann aus den Augen sieht, nach ihr fragtest.

Das ist ein schönes Amt! antwortete ich zornig, da ich meine Hoffnungen so bitter getäuscht sah. Sie gebrauchen mich zu großen Dingen.

O, werde nicht böse; ich verlange nichts Unrechtes von dir! Wir Künstler lieben auf eine ganz besondere Art, die man „ideal" nennt; es genügt mir, sie zu sehen, sie im Stillen anzubeten, ihren süßen Namen zu kennen.

So fangen alle Liebschaften an.

Aber ihm stieg das Blut ins Gesicht, als ob ich ihn beleidigt hätte, und heftig rief er:

Verdächtige meine Liebe nicht; sie ist ein Künstlertraum und kann nichts anderes sein!

Und warum wollen Sie den Traum nicht zur Wirklichkeit machen? Werden Sie der Herr Baron, und Sie können das Mädchen heirathen.

Während ich noch so sprach, wurde das Hauptthor geöffnet, und ein prächtiger Wagen fuhr heraus; ein wunderschönes Mädchen und zwei alte Herren, von denen der eine sehr hinfällig aussah, saßen darin, und zur Seite ritt ein junger Mann in geschniegelter Toilette auf einem schönen Rappen. Wie eine Erscheinung flogen Wagen und Reiter an uns vorüber.

Wissen Sie, daß der alte Herr Ihr Großvater war? sagte ich.

Himmel, wie kommt Argia in diesen Wagen, und warum reitet der junge Stutzer an ihrer Seite? rief Raphael grün und gelb vor Eifersucht.

Ein Stallknecht war in der Einfahrt stehen geblieben; ich zog den Hut, lobte die Pferde und die Equipage seiner Herrschaft und brachte auf diese Weise heraus, daß jene

Argia, wie man munkelte, den Enkel und Erben des alten Baron, also den Vetter Raphael's, heirathen solle.

Schweigend und niedergeschlagen kehrten wir nach Hause zurück. Ein einziges Mal murmelte Raphael vor sich hin: Enkel? Erbe? Das könnte ich auch sein, und dann zöge sie mich vielleicht Jenem vor ... welch schönen Ehemann wird er abgeben! ... Dann sprach er kein Wort mehr.

An den folgenden Tagen erwähnte er die Begegnung nicht weiter, aber ich sah, daß der arme Junge litt. Da faßte ich mir ein Herz und warf ein Wörtchen davon hin, doch er antwortete: Es thut mir nur leid, daß sie nicht glücklich sein wird, denn ein paar blaue Augen und ein gewichstes Bärtchen sind das Beste an dem jungen Laffen; er ist ein Spieler und ein Frauenjäger, und ganz Florenz kennt ihn als solchen, nur sie, die arme Taube, weiß es nicht und wird es erst auf Kosten ihres Glückes erfahren. Aber sie wird wenigstens reich, und ich werde mir im Stillen sagen können: diese Reichthümer konnten mein sein, und ich überlasse sie ihr freiwillig!

Aber hören Sie einmal, Herr Raphael, das ist mir zu stark. Wenn Sie sich durchaus unnöthigerweise opfern wollen, meinetwegen! Jeder nach seinem Geschmack, aber jener unschuldige Engel darf durch Ihre Schuld nicht zeitlebens unglücklich werden. Wenn Sie das Mädchen wirklich lieben ....

Wenn sie mich liebte, würde sie diese verhaßte Ehe nicht eingehen.

Lieben, lieben! Sie sind doch so gescheidt und könnten wissen, daß man einen Menschen nicht gleich liebt, weil er einen ein paar Mal auf der Straße angeblinzelt hat;

ſtellen Sie ſich dem Fräulein vor, damit es Sie kennen lernt, und . . .

Man ſieht wohl, daß du nicht das Geringſte von Liebe verſtehſt, unterbrach mich Sor Raphael gebieteriſch, indem er mir den Rücken wandte, und ich brummte: Dummes Zeug! vor mich hin und ging ärgerlich wieder an meine Arbeit.

Der Tag darauf war ein Sonntag; wir gingen wieder am Lung' Arno ſpazieren, und uns Beiden that das Herz weh, als wir denſelben Reiter neben der Equipage des Barons ſahen. Aber der Großvater ſaß diesmal nicht darin, der Wagen fuhr langſamer, und ich konnte den zärtlichen Blick bemerken, der aus den Augen des Fräuleins wie Himmelsthau auf unſern Maler fiel.

Dieſe Kinder lieben ſich wirklich, dachte ich bei mir, und mein Raphael iſt ein rechter . . . ſoll ich hier den Namen wiederholen, den ich ihm damals in Gedanken gab, wo er ihn nicht beleidigen konnte? . . Ja denn! . . ich nannte ihn einen Dummkopf, verſteht ſich, daß ich es nur im beſten Sinne meinte.

Ich begleitete ihn bis auf ſein Zimmer, obgleich mir ſeine Augen deutlich ſagten: Geh deiner Wege und laß mich in Ruhe! Aber wenn es mir gerade paßt, kann ich den Dummen ſo gut wie Einer ſpielen.

Als wir in ſeinem kleinen Atelier angelangt waren, legte ich ihm Alles Nöthige zum Schreiben zurecht, während er, ganz in eine Skizze vertieft, die auf ſeiner Staffelei ſtand, nicht auf mich Acht gab. Das Bild ſtellte natürlich das Mädchen vor und war ihr ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Nachdem ich Alles zurecht gemacht hatte, nahm ich

meinen Verliebten am Arm, drückte ihn auf einen Stuhl nieder und gab ihm die Feder in die Hand. Er ließ alles wie im Traume mit sich geschehen, plötzlich fuhr er auf, schaute erst mich an, dann das Papier und die Feder, besann sich einen Augenblick, schrieb einen Namen obenan auf das Blatt, und dann ging es in einem Zuge drauf los, als ob der Brief gar kein Ende nehmen sollte, während ich ihm etwas boshaft lächelnd zuschaute, denn er kam mir vor wie der Kalk, wenn er in seiner Grube wie ein kleiner Vulkan brodelt und siedet.

Nach und nach ließ jedoch dieser Ungestüm in etwas nach, der Bogen war vollgeschrieben, und nachdem er die letzten Worte hinzugefügt, die gar beweglich sein mußten, da ihm dabei große Thränen über die Backen liefen, unterzeichnete er den Brief mit seinem Namen Raphael, ließ die Feder fallen und frug, indem er mich groß ansah:

Und jetzt?

Jetzt fehlt nur noch das Couvert und die Adresse . . . So . . . und nun geben Sie mir den Brief.

Dir? sagte er unter Thränen lächelnd. Du, der du so stolz bist, du würdest dich durch einen solchen Auftrag nicht beleidigt fühlen?

Freilich wird es mir hart ankommen, murmelte ich ein wenig verlegen, aber Sie haben mich nun einmal behext; übrigens, ein Mal ist kein Mal, und für einen Freund . . .

Raphael stand auf und schüttelte mir weinend die Hand mit solchem Feuer, daß er sie mir bei einem Haare verrenkt hätte.

Am selben Abend wurde der Brief dem Fräulein auf geschickte Art zugesteckt, und am nächsten Morgen langte die Antwort an: ein zierliches, duftendes Briefchen, das ich

auf den Wunsch meines jungen Freundes durchaus lesen mußte und jetzt hier mit Erlaubniß der Betheiligten abschreibe.

„Geehrter Herr Maler!

„Ich bin ein armes, unerfahrenes Mädchen, das seiner Mutter beraubt ist und von einer großen Gefahr bedroht wird: der Gefahr, einen Mann heirathen zu sollen, den ich weder achten noch lieben kann. Darum wage ich es, auf Ihren schönen und innigen Brief zu antworten; wer so schreibt, muß ein edler Mann sein und die Wahrheit sprechen, darum vertraue ich mich Ihrer Ehre an. Sie sagen mir, daß Sie arm, verwais't und unglücklich sind; ich bin dadurch bis zu Thränen gerührt worden und möchte Sie gern trösten.

„Ich werde dem Willen meines Vaters, der im Grunde ja doch nur mein Bestes will, zu widerstehen wissen; sein ganzes Vermögen fällt nach seinem Tode auf eine andere Linie, weil er keine Söhne hat, und deßwegen wünscht er eine reiche Heirath für mich. Ich aber habe früh gelernt, daß Reichthum und Menschenwerth zwei verschiedene Dinge sind, und will lieber arm und geliebt, als reich und verächtlich sein.

„Ich möchte Ihnen noch so Vieles sagen, aber meine Hand zittert; fassen Sie Muth und arbeiten Sie! Ich werde an Sie denken und für Sie beten, auf daß die Vorsehung Ihnen helfe.

„Ich sage Ihnen nicht mehr, denn es würde sich nicht für ein Mädchen schicken, aber vertrauen Sie mir, wie ich Ihnen vertraue.

„Ich sende Ihnen eine blonde Locke, damit Sie ein Andenken von mir haben, aber glauben Sie nicht, daß ich

so keck sei, Ihnen meine eigenen Haare zu schicken; die Locke ist von meiner seligen Mutter und war für mich eine theure Reliquie; möge sie es auch für Sie sein.

„Schreiben Sie mir nicht wieder, denn ich habe es dem Bilde meiner Mutter zugeschworen, Ihre Briefe ungelesen zu verbrennen und Ihnen nicht mehr zu antworten. Uns Frauen ist es ja nicht erlaubt, unsere Gefühle einem Manne zu offenbaren, wenn dieser nicht unser Verlobter oder unser Gatte ist; sollte es der Himmel fügen, daß Sie mir einst so nahe stehen, so werden Sie erkennen, wie viel Liebe in meinem Herzen wohnt.

Argia."

Dieser Brief schien mir allerliebst; Argia wollte nicht gestehen, daß sie verliebt sei, und schließlich sagte sie es doch deutlich und rund heraus. Wer so schreibt, sagte ich, verdient geliebt zu werden.

Und ich liebe sie mit aller Glut meines Herzens! rief Raphael, indem er den Brief küßte, ehe er ihn an seinem Herzen verwahrte; das sind die wahren Freuden des Lebens, mein Freund, und aller Reichthum der Welt könnte mir keine ähnlichen verschaffen.

Ja gewiß; aber jetzt werden Sie doch ohne Zweifel Ihren Entschluß geändert haben. Was denken Sie denn nun zu thun?

Argia zu gehorchen; sie im Geheimen zu lieben und für sie zu arbeiten. Hast du es denn nicht gelesen, daß sie keiner Reichthümer bedarf? Wozu sollten sie mir denn nützen?

Eine schöne Frage! Um sie früher zu heirathen.

So! Du hältst es also für so leicht, meinen stolzen Großvater dahin zu bringen, daß er den Sohn Julia's als

seinen Enkel anerkenne? Denke an den Scandal eines Prozesses, an die Demüthigungen, an die Unannehmlichkeiten, die ein solcher nach sich ziehen würde; wer kein Mitleid mit dem eignen Sohn hatte, wird es noch weniger mit dessen Kindern haben. Mögen sie ihr Geld behalten, mein ist die Kunst, mein ist die Liebe!

Er ist störrischer als ein Maulesel, sagte ich am Abend zu meiner Alten, nachdem ich ihr Alles erzählt hatte.

Wenn ich wie du wäre, antwortete sie mit einem schlauen Kopfnicken, so würde ich mir das Vergnügen machen, die Sache auf eigne Faust zum Klappen zu bringen.

Auf eigne Faust? Aber ich bitte dich, wie soll ich das anfangen? . . .

Denk darüber nach, Simpel!

Viertes Kapitel.

Ich bringe die Sache zum Klappen.

Und ich dachte darüber nach, und eines schönen Morgens glaubte ich das Rechte gefunden zu haben. Als ich Feierabend gemacht hatte, ging ich zu dem Schneider an der Ecke von San Lorenzo, einem alten Gevatter von mir — noch Einer von denen, die sich nichts um die Mode scheren, aber einem etwas Dauerhaftes machen, — und bestellte mir eine neue Weste und eine Tuchjacke.

Ich wählte den schönsten Stoff aus der Musterkarte, und während der Gevatter mir Maß nahm, fragte er lachend: Holla! sag mir doch, haben sie dich auch zum Abgeordneten gewählt, daß du schwarzes Zeug trägst?

Ja, ganz recht, zum Abgeordneten, antwortete ich ebenfalls lachend. Du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen, und zwar beſſer als du glaubſt.

Der Gevatter hielt ſein Wort, und am nächſten Sonntag hatte ich meinen neuen Anzug. Ich raſirte mich ſauber, zog ein ſchön geſtärktes Hemde an, das ſo ſteif wie Papier ſtand, band eine ſchwarze Halsbinde um, in der ich wie ein Notar ausſah, und nachdem ich mein Weib geküßt, die mich angaffte, als wenn ich ausgewechſelt worden wäre, ging ich meiner Wege, aber nicht ohne vorher die Papiere aus dem geheimnißvollen Käſtchen zu mir geſteckt zu haben. Als ich an den Palaſt des Barons kam, ſchlug es gerade zehn Uhr, und ich ſah nun wohl, daß es noch zu früh ſei; ich fing an langſam auf und abzugehen, und währenddem merkte ich, daß der Muth und die feſte Entſchloſſenheit, die ich in den vergangenen Tagen gefühlt hatte, mich nach und nach verließen. Da ſchalt ich mich einen elenden Tropf und beeilte mich, an der Hausthür zu klopfen.

Der Portier öffnete mir. Zu wem wollen Sie? fragte er mich mit dem barſchen Tone, der bei den Dienern großer Herren gäng und gebe iſt.

Zum Herrn Baron.

So! Kennen Sie denn den Baron?

Verſteht ſich! Ich bin Meiſter Beppe, der Maurer; Seine Gnaden und ich ſind ſchon lange mit einander bekannt.

Nun ſo gehen Sie nur hinauf; aber wiſſen Sie, der Alte iſt ſehr herunter gekommen, und es fragt ſchon ſeit einer Ewigkeit kein Hund mehr nach ihm; die Leute gehen geradezu zum Herrn Julius, der doch bald der Baron ſein wird.

Ich gab keine Antwort, sondern stieg ganz langsam die Treppe hinauf, während ich mir den Schweiß abtrocknete, der mir von der Stirn tropfte; und wenn es mir auch nicht sehr große Ehre macht, muß ich doch gestehen, daß an diesem Schweiß nicht sowohl die Hitze, als ein innerliches Zittern Schuld war, das ganz wie Furcht aussah.

Oben fand ich einen Kammerdiener, der mich in der offenen Thüre erwartete! Dieser kannte mich glücklicherweise als einen ehrlichen Kerl, und als ich ihn um die Gefälligkeit gebeten hatte, mich seinen Herrn in einer wichtigen Angelegenheit sprechen zu lassen, ließ er mich eintreten. Warte hier, sagte er, der Herr empfängt zwar Niemand mehr, aber es wäre doch möglich, daß er sich deiner erinnerte und dich vorließe. Mit diesen Worten verschwand er hinter einer seidenen Portiére, und ich blieb regungslos in der Mitte des Zimmers stehen.

Potztausend! welche Pracht! dachte ich, indem ich mich umschaute, aber es war eine altmodische Pracht, und ich hätte darauf schwören mögen, daß seit wenigstens dreißig Jahren nichts an der Einrichtung verändert worden sei.

Vielleicht hatte in diesem selben Raume ein Sohn mit beredten Worten seinen Vater angefleht, ihn glücklich zu machen und die Geliebte heirathen zu dürfen. Hier hatte der Baron vielleicht später den Brief seines verstoßenen, unglücklichen Sohnes gelesen, hier die Todesnachricht empfangen, und wenn alles dies seinen Stolz nicht hatte beugen können, was sollte jetzt das schlichte Wort eines armen Arbeiters vermögen? So dachte ich ganz entmuthigt und bereute fast, hergekommen zu sein, um unberufener Weise eine Scene zu machen.

Ein trocknes Hüsteln machte mich aufmerksam, daß ich

nicht mehr allein sei. Ich blickte auf und verbeugte mich, aber aufgeregt und verwirrt, wie ich in diesem Augenblick war, behielt ich, nach der schlechten Angewohnheit der florentiner Arbeiter, den Hut auf dem Kopfe und schaute den alten Herrn stumm an.

Er trug einen schwarzen, mit goldnen Schnörkeln durchwirkten Schlafrock, den eine schwarzgoldne Schnur um den Leib zusammenhielt; ein Sammetkäppchen saß schräg auf der hohen, kahlen Stirne, und zwei dichte, graue Locken hingen an den welken, abgezehrten Wangen herab. Der Baron ist von mittlerer Größe, aber durch Alter gebeugt, so daß er mir kümmerlicher als je vorkam. Er kam in seinen großen Pelzstiefeln mit schleppendem Gange auf mich zu und schaute mich mit seinen kleinen, durchdringenden Augen an, die unter den buschigen, grauen Brauen in ihren tiefen Höhlen wie zwei Gasflammen im Winde flimmerten.

Der Anblick des armen Greises, der mir kaum bis an die Schultern reichte und unter fortwährendem Hüsteln näher schlich, flößte mir Mitleid ein und gab mir neuen Muth.

Als er sich's in einem Lehnstuhl bequem gemacht und seine Füße einen nach dem andern auf einen großen Fußschemel gestellt hatte, fand ich meine Entschlossenheit wieder und frug, indem ich meinen Hut abnahm, der mich incommodirte: Wie befinden sich Euer Gnaden?

So so, lieber Beppe, wie es einem armen alten Manne gehen kann; aber was führt dich zu mir? Sage, womit kann ich dir dienen?

Er sprach mit der Liebenswürdigkeit des großen Herrn aus der alten Zeit, das R eigenthümlich scharf. Zwischen

den Fingern der Rechten, die so weiß, wie eine Frauenhand war, hielt er eine Prise, während er mir mit der Linken die goldne Tabaksdose hinreichte und mit einem Lächeln seines zahnlosen Mundes, das jedoch seinem vornehmen Gesicht gar wohl anstand, mich einlud, ebenfalls zuzugreifen. Ich that dies und sagte, ein wenig näher tretend: Ich bin gekommen, um Sie um Ihren Rath zu bitten, gnädiger Herr.

Nimm dir einen Stuhl und sprich frei heraus, antwortete er, offenbar erfreut, noch etwas zu gelten.

Die Sache ist die, begann ich. Mir ist etwas ganz Besonderes zugestoßen, worüber nur ein so verständiger Herr wie Sie, der viel in seinem Leben gesehn und erfahren hat, sein Urtheil abgeben kann.

Und nun erzählte ich ihm Alles, von Anfang bis zu Ende, beschrieb ihm so recht aus vollem Herzen den jungen Maler und dessen Zärtlichkeit für seine Mutter, die wunderbare Entdeckung der Papiere, und sagte schließlich, daß der Jüngling ein stolzes Bürschchen sei, und lieber arm und frei bleiben, als sich seinen Verwandten aufdrängen wolle.

Während ich redete, war mir alle Furcht vergangen, aber je mehr ich Muth faßte, um so verzagter wurde der Baron; bald starrte er mich an, als ob er mir die Gedanken aus der Seele lesen wolle, bald erschrak und erblaßte er und versuchte dann wieder, sich zusammenzunehmen, um gleichgültig zu scheinen.

Und wo sind diese Papiere hingekommen? frug er endlich.

Ich habe sie.

Du? Und wie ist der Name des angeblichen Verwandten?

Ja, wenn ich lesen könnte!

Der Baron schaute mich finster und mißtrauisch an, offenbar glaubte er mir nicht mehr.

Sehen Sie, zu meiner Zeit gab es noch keine Schulen, das wissen Euer Gnaden besser als ich; wenn's sein muß, kann ich schon zur Noth meinen Namen kritzeln und kann auch ein bischen Gedrucktes lesen, aber jene Papiere müssen alte Geheimschriften sein, denn weder ich, noch meine Frau, die doch ihr bischen gelernt hat, sind damit zu Stande gekommen. Da sagte sie zu mir: Kennst du denn keinen recht verständigen Herrn, den du um Rath fragen könntest? ... Wir dachten erst an den Pfarrer, aber Sie wissen wohl, mit den Pfaffen ist's eine eigne Sache. Da hab' ich denn gesagt: da wäre der Baron, das ist ein ganzer Mann; der wird mir sagen, ob es Gewissenssache für mich ist, Alles den Gerichten zu übergeben, oder ob ich das Maul halten soll. Gesagt, gethan, und so bin ich hergekommen.

Diese kleine diplomatische Komödie erreichte ihren Zweck; der Baron glaubte, daß ich kein Wort von dem wahren Sachverhalt wisse, und schöpfte Athem, obwohl ihn immer von Neuem allerhand Vermuthungen, Gedanken und Erinnerungen ängstigten.

Beppe, fragte er mich, und seine Stimme zitterte, Beppe, hast du die Papiere bei dir?

Ja, gnädiger Herr, erwiderte ich, zog sofort die Documente hervor und gab sie ihm in die Hand; es war der Trauschein und der letzte Brief seines Sohnes, worin das Bild lag.

Was geschah nun? Der Greis schien wie umgewandelt; erst nahm er den Trauschein und besah ihn von allen

Seiten; dann warf er einen Blick auf die Aufschrift des Briefes und stand erschrocken auf. Als er das Couvert öffnete, fiel das Bild heraus, so daß er es nicht gleich sah, aber er las den Brief, und große Thränen liefen über seine armen, gefurchten Wangen. Ich hätte auch weinen mögen, aber ich hielt die Thränen zurück und stellte mich, als ob ich nichts merkte, und als der Baron den Brief zu Ende gelesen hatte, hob ich das Bild auf und hielt es ihm vor die Augen.

Er schrie laut auf und bedeckte das theure Gesicht mit Küssen, dann hielt er unschlüssig inne, schaute mich an und murmelte einen nichts weniger als aristokratischen Fluch zwischen den Zähnen.

Beppe, dieser junge Mann war ... war ... ein entfernter Verwandter von mir; darum siehst du mich so bewegt.

Ah! sie kennen also die Familie genau? Und was für ein Mann ist denn der Großvater?

Der Großvater?

Ja wohl, der Großvater des jungen Menschen, dem diese Papiere gehören?

Ich glaube, ... der alte Mann ... ist gestorben.

O, um so besser! Dann wird der junge Herr um so mehr Muth haben, einen Prozeß anzufangen.

Einen Prozeß?

Wenn ihn seine Verwandten nicht im Guten anerkennen wollen, muß es ja doch so weit kommen, und ein Ehrenmann, wie Sie, wird gewiß der armen Waise mit Rath und That beistehen.

Ich soll ihm beistehen? Aber Beppe. ...

Nun, Herr Baron, da Sie jetzt die Papiere gesehn

und gelesen haben, geben Sie sie mir zurück, nennen Sie mir den Namen der Familie, die Ihnen glücklicherweise bekannt ist, und haben Sie die Güte, mir zu sagen, was nun geschehen soll.

Während ich so den Unschuldigen spielte, gab es einen harten Kampf in der armen Seele, die der Hochmuth zwar verschroben, aber doch nicht ganz entartet hatte. Das Käppchen war dem alten Herrn vom Kopfe gefallen, und auf der hohen, kahlen Stirn perlten große Schweißtropfen; der Rücken, der kurz vorher wie eine Sichel gekrümmt war, hatte sich aufgerichtet, und die grauen, ausdrucksvollen Augen blitzen bald in zornigem Stolz, bald schimmerten sie feucht von einer Weichheit, die sich nicht zurückdrängen ließ. Die dünnen Lippen preßten sich streng und hart zusammen, dann öffneten sie sich zitternd, und ein Seufzer entfloh ihnen, der in ein mattes Hüsteln überging. Sogar das spitze Kinn und die Adlernase schienen mit einander anbinden zu wollen.

Ich fühlte Mitleid mit dem Sturm, den ich erregt hatte, aber ich konnte dem Alten nicht helfen.

Endlich beruhigte er sich nach und nach und kam wieder so weit zu sich, um sein Interesse wahrzunehmen.

Beppe, sagte er plötzlich, du bist hergekommen, um mir diese Papiere zu verkaufen; was sollen sie kosten?

Ich verlor einen Augenblick meinen Gleichmuth, und das Blut stieg mir ins Gesicht. Ihnen diese Papiere verkaufen? rief ich; o! Für was halten Sie mich?

Du weißt, was sie enthalten, spiele nicht länger diese häßliche Komödie und habe Mitleid mit einem alten Mann, der Ruhe haben muß, wenn er sein bischen Leben erhalten will. Sag mir, was du forderst, und ich werde dich

befriedigen. Ich weiß: Gelegenheit macht Diebe, und diese Gelegenheit ist zu verführerisch, als daß du sie dir entschlüpfen lassen könntest . . . zu meiner Zeit würde einer von deinem Stande . . .

Zu Ihrer Zeit waren vielleicht die Leute meines Standes ebenso feige und schamlos wie . . . wie Ungebildete und Sklaven es leider sein müssen, besonders wenn die Herren kein gutes Beispiel gebeu; aber zu meiner Zeit, Herr Baron, hat es jeder Proletarier begriffen, was die Spatzen auf allen Dächern pfeifen: daß alle Menschen gleich sind, und daß der redliche, ehrenwerthe Mann, mag er auch in Camaldoli oder in Mercato vecchio geboren sein, hundertmal mehr werth ist, als gewisse Junker, welche für und wider den Palazzo Pitti oder den Palazzo vecchio intriguiren, den Possenreißer in den Clubs und auf der Promenade machen und glauben, die Ehre der Weiber und das Gewissen der Arbeiter sei für Geld feil. Ich sage das nicht für Sie, aber . . .

Die Galle war mir übergelaufen, und wie sehr ich mir auch Mühe gab, nicht über die Schnur zu hauen, konnte ich mich doch nicht bezwingen, und wer weiß, was ich noch Alles gesagt haben würde, wenn mir nicht das veränderte Wesen des Barons den Mund gestopft hätte.

Ich wurde wieder bescheiden, wie es sich für meinen Stand geziemt, und dachte im Stillen: sollte wirklich etwas am Adel sein? als ich sah, mit welch stolzer Würde der Alte mir zuhörte, und mir mit Auge und Hand Schweigen gebot.

Beppe, Beppe, murmelte er mit ruhiger Würde, mir scheint, daß Ihr den schuldigen Respect außer Augen laßt.

Verzeihen Sie mir, Excellenz, ich achte und verehre Sie wahrlich, aber Sie muthen mir Dinge zu, die, wenn

ich nur daran denke, mir schon das Blut ins Gesicht treiben. Und dann hatte ich ja keine Ahnung von dem Namen jenes Großvaters, während jetzt, Gott verzeih mir's, ich fast denken möchte . . . Nein! . . . ich sage nichts weiter, um Sie nicht zu erzürnen, und will Sie nicht länger stören . . . Damit Sie aber sehen, welches Vertrauen ich in Sie setze, so lass' ich Ihnen diese Papiere da; denken Sie darüber nach, und in ein paar Tagen komme ich wieder, um mir Ihren Rath zu holen. Ich weiß noch von nichts, aber mein Herz sagt mir, daß dem jungen Raphael, in den sich Euer Gnaden sicher verlieben, wenn Sie ihn erst sehen werden, ein glückliches Loos bestimmt ist.

Du willst mir die Papiere hier lassen? fragte der alte Herr halb erfreut und halb verlegen.

Gewiß; wem könnte ich sie sicherer anvertrauen?

Aber es wäre doch vielleicht besser . . . weißt du . . . Basta! . . . Komm wieder, komm morgen wieder.

Ich verbeugte mich demüthigst und verließ das Zimmer, indem ich einen letzten Blick auf die kostbaren Papiere warf, die der Baron krampfhaft festhielt.

Hinter der Portière fand ich den alten Diener, der offenbar dort gehorcht hatte; er zog sich zwar eilig zurück, als ich heraustrat, aber doch nicht so geschwind, daß ich es nicht bemerkt hätte. Ich gab ihm einen Wink, daß er nicht erschrecken und mir auf die Treppe nachkommen solle.

Als wir dort angelangt waren, schaute ich ihn scharf an und frug:

Andreas, hast du verstanden, wovon die Rede war?

Ein wenig, sagte er ganz erschrocken. Du sprachst vom Baron Julian, meinem theuren, jungen Herrn, den ich so sehr liebte, und der so viel Unglück hatte.

Richtig. Du, als ein alter Diener der Familie, wirst dich noch gut auf die Liebschaft deines jungen Herrn besinnen, und auf den Zorn des alten Baron, der ihn deßhalb aus dem Hause stieß, und wirst wissen, daß der junge Herr darauf in den Krieg, dann in die Verbannung ging und zuletzt so grausam sterben mußte.

Andreas antwortete nicht und schnaubte sich heftig die Nase.

Nun höre! Baron Julian hat einen Sohn hinterlassen, und zwar einen ehelichen Sohn; willst du mir dazu behülflich sein, daß ihn sein Großvater anerkennt?

Das Gesicht des alten Dieners war urkomisch, aber ich konnte doch nicht darüber lachen. Mit der einen Hand strich er über das weiße Haar, das nach alter Sitte kurz geschoren war, und mit der andern wischte er sich die Thränen ab, die in großen Tropfen bis auf seine rothsammtene Weste herabliefen. Er vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten, setzte sich auf die Treppenbank und schaute mich wie träumend an; ... dann flüsterte er: Ach! Was kann ich dazu thun?

Du mußt den Baron scharf beobachten und mir morgen Alles haarklein wieder erzählen; und wenn es sich machen läßt, so lege auch ein gutes Wort für den jungen Herrn ein. ...

Indem wurden wir durch ein heftiges Klingeln unterbrochen; Andreas eilte in das Zimmer seines Herrn, und ich lief in Einem Athem die Treppe hinunter, sei es, daß mich Aufregung so jagte, oder der Hunger, denn es hatte schon längst zwölf Uhr geschlagen.

Fünftes Kapitel.

Sor Raphael behext seinen Großvater.

Ich kann mich nicht enthalten, während ich schreibe, heimlich in mich hinein zu lachen, wenn ich bedenke, wie die Herrschaften, die so freundlich sind, meiner Erzählung zu folgen, mich jetzt für einen Simpel, oder gar für noch was Schlimmeres halten werden, weil ich die kostbaren Documente in den Händen des stolzen Baron gelassen hatte.

Aber da ich gehört hatte, daß man, um die Neugierde der Leser wach zu erhalten, gewisse Dinge nicht gleich sagen, sondern sie errathen oder voraussetzen lassen müsse, hoffte ich, daß Jedermann sich das denken würde, was ich that, ehe ich zum Baron ging, ja sogar schon an dem Tage that, wo ich mir bei dem Schneider die neue Jacke bestellte. An diesem Tage also nahm ich zwei von meinen Gesellen mit mir, ging mit ihnen zu einem Notar und ließ vor diesen Zeugen den Trauschein verlesen und darauf eine Abschrift davon machen; zu größerer Sicherheit ging ich auch noch zum Pfarrer, und ließ mir einen zweiten Auszug des Documentes ausstellen. Was nun die andern Papiere, nämlich den Brief und das Bild anbelangt, so war es freilich eine Keckheit, ohne Zustimmung des Eigenthümers darüber zu verfügen, aber: wer nicht wagt, gewinnt nicht, sagt das Sprüchwort, und da mein Herz und mein Weib, was ein und dasselbe für mich ist, mir sagte, daß die Sache glücklich enden würde, vertraute ich ihnen und schlug mir das Uebrige aus dem Sinn.

Aber doch nicht so ganz, daß ich mich nicht etwas un-

behaglich gefühlt hätte, als ich am Abend dem offenen, treuherzigen Blicke Raphael's begegnete. Hatte ich recht oder unrecht gehandelt? Das Alles hing vom dem Erfolge ab; die Zeitungen machen ja so viel Geschrei von der Politik der „vollendeten Thatsache", wie sie es nennen!

Ungeduldig erwartete ich den nächsten Tag und begab mich noch vor der festgesetzten Stunde in den Palast des Barons. Andreas erwartete mich unter der Thüre, führte mich auf sein Zimmer und begann, ohne mir Zeit zum Fragen zu lassen, Folgendes zu berichten:

Als ich auf das Klingeln des Herrn zu ihm eilte, fand ich ihn mitten im Zimmer stehen; sein Gesicht war auffallend verändert, im Uebrigen hatte ich ihn seit langer Zeit nicht so lebhaft und rüstig gesehen, so daß ich ihn erstaunt anschaute. Er winkte mir, näher zu treten, und sagte, auf ein Bild zeigend, das er in der Hand hielt: Erkennst du ihn? Ich stieß einen Schrei aus, und im Augenblick stand mir, ich weiß nicht wie, ein schönes, blondlockiges Kind vor Augen, dann ein kecker Knabe, der so gut mit dem armen Andreas war, und endlich ein schlanker Jüngling mit braunem Bärtchen, der mir beim Abschied gesagt hatte: Andreas, wir sehen uns nimmer wieder. Ich schaute das Bild noch einmal an. Ja! Das war sein Gesicht, sein Lächeln, seine Augen, und die Uniform machte ihn mir noch schöner. Ich konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten, und brach in lautes Schluchzen aus.

Der Baron sah mich erst zornig an und zog nach seiner Gewohnheit die Augenbrauen finster zusammen, aber endlich überwältigte ihn die Erinnerung an Ehemals, er sank ächzend in seinen Lehnstuhl, ich fiel auf den Teppich hin, und wir weinten zusammen.

Während Andreas sprach, wurden seine armen, erloschenen Augen ordentlich glänzend, und über die Runzeln seiner eingefallenen, welken Wangen flossen Thränen herzlicher Treue und demüthiger Liebe.

Und dann? fragte ich ganz leise, als Andreas sich etwas beruhigt hatte.

Dann sprachen wir vom Baron Julian, von der Zeit, wo er noch ein Kind war und in die Schule ging, dann von seiner armen Mama, die schon so lange todt ist, und die Keiner je gewagt hat wieder vor dem Herrn zu erwähnen; wir sprachen von den Hoffnungen, die wir auf den Jüngling gesetzt hatten, von der schlechten Gesellschaft, in die er gerathen, von der verderbten Zeit und den Gefahren der Liebe. Endlich vertraute mir der Baron, daß ein verlassener Knabe da sei, und das drückte mir bald das Herz vor Sehnsucht ab ... Er schloß endlich damit, daß er sagte: die großen Herren aus der guten, alten Zeit, wären stets mitleidig gegen solche arme Geschöpfe gewesen, die zwar keine rechtlichen Ansprüche zu machen hätten, aber man müsse doch menschlich an seinem eignen Fleisch und Blut handeln. Kurz und gut, heute gegen vier Uhr gehen wir incognito zu unserm Enkel, um uns zu überzeugen, ob er unser Mitleid verdient.

Mitleid! ... Oho! Da seid Ihr auf dem Holzwege. Aber immerhin, laß ihn nur meinen Raphael sehen, und ich stehe für Alles. Er wird den Großvater so gut behexen, wie er mich, mein Weib und Alle, die ihn kennen, behext hat.

Und nachdem ich in aller Eile Abschied von dem guten Andreas genommen hatte, ging ich fort und dachte, daß alles im richtigen Fahrwasser sei.

Raphael kannte seinen Großvater von Ansehen, ich war

daher unschlüssig, ob ich ihn auf den Besuch vorbereiten, oder alles der Vorsehung überlassen solle; aber mein Weib rieth mir, ihm nichts zu sagen, und so begnügte ich mich, ihn zu besuchen und mit ihm zu schwatzen, damit er nicht etwa ausginge.

Und während er wie gewöhnlich mit Inbrunst an dem Bilde seiner Liebsten arbeitete, machte ich mir allerhand im Zimmer zu schaffen, stellte die Stühle an ihren Platz, stäubte die Bilder und allerhand Kleinigkeiten ab, die auf den Tischen umherlagen, kurz gab Allem rings umher jenes gewisse schmucke Ansehen, das Einem so angenehm ins Auge fällt, wenn man zum Erstenmal eine fremde Wohnung betritt. Zuletzt rief ich ein Blumenmädchen heran, die vorbeiging, und kaufte für eine halbe Lira einen ganzen Korb voll Rosen, band sie geschickt in einen Strauß und steckte diesen in eine schöne Porzellanvase, die auf dem Ofen stand.

Mache ich denn heute Abend Hochzeit, daß du mir die Stube so aufputzest, lieber Beppe? scherzte Raphael, indem er von der Arbeit aufblickte und mir lächelnd zusah.

Je nun! ... sagte ich, und kaum war mir's über die Lippen, so schellte es heftig an der Hausthüre, so daß mir das Herz zu hämmern anfing, als ob ich auf verbotenen Wegen ginge. Ich zog die Schnur der Klinke, öffnete die Stubenthüre, und ehe die Besucher oben angelangt waren, machte ich mich aus dem Staube und versteckte mich in die Kammer Sor Raphael's, deren Portière ich halb offen ließ.

Denn was nun kommen sollte, war mein Werk, und ich wollte Zeuge davon sein, um wenigstens zu sehen, ob

ich etwas Gutes geſtiftet, oder einen dummen Streich gemacht hätte, für den ich Schläge verdiente.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, ein paar recht herzhafte Seufzer zu thun, denn mir war ganz beklommen zu Muthe, als ich das trockne Hüſteln unſeres Großvaters hörte.

Ich verſteckte mich noch mehr in meinem Winkel, und Raphael wandte ſich um, ſprang auf und blieb unſchlüſſig und regungslos ſtehen, den Greis anſtarrend, der ſchon über die Schwelle ſchritt, während ihm Andreas auf dem Fuße folgte.

Zuerſt, und zwar eine ziemlich lange Weile, war es ganz ſtill im Zimmer. Ich konnte aus meinem Verſteck das bleiche Geſicht des alten Herrn ſehen, das von oben durch ein großes Fenſter beleuchtet wurde, und las darauf mancherlei ſehr verſchiedenartige Empfindungen. Seine abgezehrten und welken Backen zitterten in krampfhafter Bewegung, ſo daß ſie bald aufſchwollen, bald noch eingefallener ſchienen, als vorher, und ſeine dünnen, gekniffenen Lippen bebten, als er endlich fragte: Sind Sie der Herr Maler Raphael?

Keine Antwort.

Der Baron trat einen Schritt näher.

Ich komme, um Ihr Atelier zu beſuchen ... um Ihre Arbeiten zu ſehen.

Aber Raphael blieb ſtumm, als ob ihn die Sache gar nichts angehe.

Ich habe viel von Ihnen gehört ... aber vielleicht ſind Sie jetzt beſchäftigt ... ich werde ein ander Mal wiederkommen, ſagte der Baron und wandte ſich zum Gehen; denn durch das Schweigen Raphaels erſchreckt, welches

ihm zeigte, daß sein Enkel ihn erkannt habe, wünschte er, so rasch als möglich seinen Rückzug anzutreten.

Aber Andreas, der vor Rührung Gesichter schnitt, die unter anderen Umständen höchst komisch gewesen wären, vertrat ihm mit ausgebreiteten Armen den Weg und rief:

O, bitte, Herr Baron, schauen Sie ihn nur einmal recht an! Sehen Sie denn nicht, daß es Sor Julian ist, wie er leibt und lebt? ... Fühlen Sie nicht, daß er ihr eigen Fleisch und Blut ist? ... O, wie das an einem reißt! Der arme Alte vermochte nicht länger an sich zu halten, und gegen alle aristokratischen Gewohnheiten und seiner Livrée ganz vergessend ergriff er die Hand, die ihm Raphael entgegenstreckte, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Von diesem Augenblicke an war die Schlacht gewonnen.

Großvater!... rief Raphael mit einer Stimme, die einen Todten hätte erwecken müssen.

Der Greis breitete seine Arme aus, und im nächsten Augenblicke hielten sich die Beiden so fest umschlungen, daß sie zusammengewachsen schienen.

Als dieser erste Ausbruch der Zärtlichkeit sich ein wenig gelegt hatte, trug der Jüngling den alten Herrn fast in seinen Armen zu einem Lehnstuhl, setzte ihn hinein und ließ sich dann neben ihm auf ein Knie nieder.

Jetzt erst konnte ich das Gesicht Raphael's sehen, der mir bis dahin den Rücken zugekehrt hatte.... Wie schön war er! er sah ganz überirdisch aus, und ein Maler hätte ihn als Modell zu einem Seraph benutzen können. Seine Augen, die ganz voll Thränen standen, seine vollen, rothen Wangen, jetzt vor Gemüthsbewegung ganz blaß, die hohe, offne Stirn, über die das schwarze, lockige Haar fiel, die bleichen Lippen, die sich leise bewegten, als ob sie eine Bitte flüsterten

Alles trug dazu bei, das stolze Herz des alten Barons zu erweichen, so daß er sich endlich auf das lockige Haupt neigte und unter Küssen flüsterte: Julian, o, mein Julian! Vielleicht glaubte er in diesem Augenblicke wirklich den so lange entbehrten Sohn wiedergefunden zu haben.

Nach und nach wurde Raphael gefaßter, aber dennoch schien es, als spräche er mehr mit sich selbst, als mit seinem Großvater, als er dessen abgezehrte, weiße Hand in die seine nahm und sie sanft streichelnd sagte: Mein armer, alter Großvater, wie elend siehst du aus! . . . Du mußt viel gelitten haben, wenn du an deinen verstoßenen, heimathlosen Sohn dachtest, der so jung und ohne deinen Segen sterben mußte! . . . Aber der Stolz, der böse Stolz! . . . Siehst du, ich verstehe dich, und verzeihe dir im Namen Derer, die im Himmel für uns beten. Wer kann dir den guten Gedanken eingegeben haben, mich aufzusuchen? . . . Sollte es vielleicht der gute Beppe gewesen sein? Du hoffteſt wohl, dein Incognito zu bewahren . . . O, der brave Alte sei gesegnet, daß er . . .

Andreas! unterbrach ihn der Diener, Andreas, der Ihren Vater auf den Armen getragen hat.

Aber ich hatte dich schon hundertmal gesehen, Großvater . . . Siehst du, ich bin in meinem ganzen Leben von Niemand geliebkos't worden, als von meiner Mutter, und diese arme Theuerste hat mich schon seit vielen Jahren verlassen. Wirst du mich nun nicht manchmal in meinem Atelier besuchen, lieber Großvater, um mir ein bischen Muth zur Arbeit zu machen? Weißt du, bis gestern glaubte ich dich zu hassen; jetzt aber habe ich dich lieb; wie es so gekommen ist und warum, das weiß ich nicht, aber ich fühle, daß auch du ein wenig Liebe bedarfst,

und daß ich etwas dazu beitragen kann, dein Alter zu erheitern.

Ich weinte während alles dessen wie ein Kind und dachte: Es ist nur gut, daß meine Alte nicht da ist, sonst müßten wir jetzt in Thränen ersaufen.

Raphael, du wirst mit mir gehen, sagte der alte Baron, der alles Widerstreben aufgegeben hatte und ganz verjüngt und verklärt aussah. Du wirst mit mir gehen, ich erkenne dich als meinen Enkel und rechtmäßigen Erben an, und wir trennen uns nie mehr.

Aber der Großvater hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Jüngling, wer hätte es geglaubt? beharrte selbst nach dieser rührenden Scene auf seinem Entschlusse. Er erklärte standhaft: daß er weder Titel noch Reichthum begehre und zufrieden sei, wenn ihn der Großvater ein wenig lieb habe. Er werde ihn immer ehren und achten, aber er verschmähe es, besser behandelt zu werden als sein Vater, der es mehr verdient hätte, als er.

Der Baron war wie aus den Wolken gefallen, da es ihm zu unglaublich schien, das zurückgewiesen zu sehen, was er noch heute Morgen fest entschlossen war niemals zu gewähren.

Und ich? Ich biß in meinem Winkel vor Wuth in meine Fäuste: Eigensinniger, verrannter Querkopf! brummte ich, und Sor Raphael mag mir's jetzt verzeihen, wenn er will, denn ich muß ihm gestehen, daß ich in jenem Augenblicke mehr auf ihn geflucht habe, als sich mit dem Respekt verträgt.

Plötzlich wandte ich mich um und sah ... rathet einmal, wen? ... ich wette was Ihr wollt, daß ihr es

nicht findet ... den andern Enkel und Erben des Barons: den Anbeter Argia's.

Bei seinem Erscheinen war Raphael aufgesprungen, und der junge Mann kam stutzerhaft herangetänzelt und erzählte: daß er den Wagen des Großvaters vor dem Hause gesehen, die Hausthüre offen gefunden und darum gewagt habe, heraufzukommen, um zu fragen, ... um zu sehen ... und während dessen musterte er erstaunt den Großvater, der ganz verwirrt dasaß, und Raphael, der, eine Hand aufs Herz gepreßt und mit der andern auf die Stuhllehne gestützt, sich zu sammeln versuchte.

Der alte Herr schien einen Augenblick zu schwanken, dann aber stand er auf und stellte würdevoll, wenn auch mit etwas zitternder Stimme, die jungen Leute, die sich schon wie zwei Kampfhähne gegenüber standen, einander vor:

Graf Ernst, mein Enkel, der Sohn meiner Tochter, und Raphael ... sein Vetter.

Mein Vetter!

Ja, der Sohn meines Julian, dem Gott all seine Schuld vergeben haben wird.

Der junge Modeherr verzog die Lippen zu einem boshaften Lächeln.

Sein legitimer Sohn! — setzte Raphael stolz hinzu.

Der junge Graf stand einen Augenblick unschlüssig, dann rief er: Nun desto besser! und reichte Raphael seine Hand.

Dieser näherte sich seinen Verwandten, wie ein verlaufenes Küchlein, das sein Nest wieder gefunden hat, und durch das liebenswürdige Benehmen seines Cousins gewonnen, entschloß er sich endlich, die Seinen nach Hause zu begleiten.

Als ich allein war, sah ich mich im Zimmer um und fühlte mich etwas unbehaglich. Ich kam mir wie der Lampenputzer vor, der den Vorhang fallen läßt und die Lichter auslöscht, wenn die Komödie zu Ende ist. Auch gestehe ich's, daß mir das Herz weh that, als ob ich Jemand Liebes verloren hätte. Dann aber brummte ich in den Bart: Dummheiten! Das ist nun so der Lauf der Welt! schloß die Thür ab und lief nach Hause zu meiner Alten, die vor Neugierde verging, zu wissen, wie die Sache abgelaufen war.

Sechstes Kapitel.

Ich bringe eine Gesundheit aus und komme zum Schluß.

Und was nun weiter, meine freundlichen Leser?.. Als ich Raphael wiedersah, war er der glücklichste Mensch unter der Sonne geworden, und zwar war die Sache folgendermaßen zugegangen. Graf Ernst, der nicht viel von Heirathen wissen wollte, war seinem Vetter sehr dankbar, daß er ihm aus der Verlegenheit half, und hatte sich damit begnügt, sich vom Großvater zum funfzehnten Mal seine Schulden bezahlen zu lassen.

Dieser Bruder Liederlich hatte kein schlechtes Herz, aber nicht mehr Hirn als eine Mücke, und das Heirathen hielt er für die größte Narrheit. Raphael wollte aber seiner Sache gewiß sein, er verständigte sich darum mit dem Großvater, und bald waren die Beiden im Hause des Fräuleins, um mit ihrem Papa über Mitgift und Geldangelegenheiten zu

verhandeln, da für ihn dieser Punkt das Wichtigste bei der ganzen Sache war.

Als sie sich geeinigt hatten, ging der Vater zu seiner Tochter und sagte ihr, daß der Bräutigam im Nebenzimmer sei und sie sprechen wolle, daß er sein Wort gegeben habe und es nicht mehr zurücknehmen könne, daß diese Heirath ihn und alle Betheiligten glücklich machen werde, kurz tausend Dinge die ganz schön sein mochten, aber dem armen Kinde durchaus nicht schön vorkamen. Denn da sie überzeugt war, daß Graf Ernst der Bräutigam sei, klangen sie ihr wie ein Todesurtheil.

Der Vater, der sie im Grunde lieb hatte, weidete sich währenddem an ihrer Verlegenheit und schob sie sanft nach der Thüre.

Endlich faßte sie sich ein Herz und beschloß, im Stillen, dem jungen Grafen zu gestehen, daß sie ihn nicht lieben und daher nicht zum Gatten nehmen könne. Sie öffnete die Thür und trat mit gesenktem Köpfchen, roth wie eine Kirsche und mit Thränen in den Augen, in das Zimmer: Mein Herr, sagte sie leise, aber entschlossen, ohne die Augen vom Boden zu erheben, hören Sie mich an: ich kann nicht Ihre Gattin werden, und damit Sie meine Weigerung nicht verletzt, sollen Sie die Wahrheit wissen ... Ich liebe einen Andern.

O Argia! flüsterte Raphael beseligt, und da entdeckte sie ihren Irrthum und sank halb ohnmächtig in einen Sessel; sie lachte und weinte, und ihre Wangen erglühten vor Scham und Liebe.

Raphael faßte ihre Hand. Sie lieben also einen Andern?

Ich glaubte mit dem Grafen zu sprechen, stammelte Argia zitternd.

Und nun Sie wissen, daß es der arme Künstler ist, der es wagt, um Ihre Hand zu werben, wer weiß, welche stolze Antwort Sie mir geben werden . . .

Was das Mädchen antwortete, hat mir Raphael nie so recht sagen wollen, gewiß ist es aber, daß sich Beide im Nu verstanden, denn sie faßten sich bei den Händen und warfen sich in die Arme der beiden Greise, die still vor sich hin lachten, einander die Hände drückten und ganz vergnügt schienen.

Das plötzliche Glück stieg Raphael nicht zu Kopfe, und verringerte nicht im Mindesten seine Freundschaft für mich; ich war noch immer sein Vertrauter, und oft überraschte er mich bei meiner Arbeit. Ja, er brachte es sogar dahin, Eigenthümer des Hauses zu werden, das wir wieder in Stand setzten, und da die blaue Stube schon eingerissen war, ließ er eine ganz gleiche bauen, in der die Nische mit dem Bilde des braven Heiligen und die schönen Deckengemälde nicht fehlten.

Am ersten Mai war die Façade beendet, und es wurde Hand an die Ausschmückung des großen Saales gelegt, der zur Hochzeitsfeier fertig sein sollte. Und jeden Tag zog Sor Raphael seinen Rock aus, stieg auf das Gerüst und malte an die Decke liebliche Kindergestalten wie Milch und Blut, die zum Anbeißen waren. Manchmal sagte ich zu ihm, um ihm auf den Zahn zu fühlen: was brauchen Sie denn jetzt noch zu arbeiten, da Sie reich und ein Baron geworden sind? Warum benutzen Sie diese Stunden nicht lieber, um mit Ihrer Braut zu kosen?

Aber er antwortete mir ganz vernünftig: Lieber Beppe, ich habe nicht das Herz, ein Müssiggänger zu werden. Der Liebesblick meiner Argia ist etwas Himmlisches, aber

er ist mir tausendmal mehr werth, wenn ich glaube, daß ich ihn verdient habe. Liebe und Arbeit, das ist mein Wahlspruch, und will ihm bis zum letzten Athemzuge treu bleiben.

Die Fresken waren fertig und wunderbar schön gerathen, wie selbst berühmte Künstler zugestanden, die jetzt herbei kamen und das Talent des Baron Raphael bis zum Himmel erhoben, während sie vielleicht den armen, verwais'ten Jüngling niemals beachtet hätten. Aber das ist nicht ihre Schuld, so ist nun einmal der Lauf der Welt.

Argia kam auch, und wie schaute sie jene Engelchen an! Ihr Blick suchte Raphael, und Beide wurden feuerroth. Ei, sie dachten wohl an andere Engelchen, die sie, wenn es Gott anders so gefällt, bald auf ihren Armen wiegen könnten.

Dann kam das liebe Fräulein zu mir, streckte mir ihre schneeweiße Patschhand entgegen und ließ nicht nach, bis ich sie mit meinen harten Händen gedrückt hatte; ich that es, aber ich brachte kein Wort mehr über die Lippen. Und Gott weiß, daß ich sonst ein gutes Mundwerk habe, aber es schnürte mir die Kehle zusammen.

Meister Beppe, sagte sie, Raphael und ich haben Sie zu unserm Trauzeugen gewählt.

O!

Ja wohl, und Sie dürfen nicht Nein sagen. Mir schlägt Niemand etwas ab, setzte sie mit einer Grazie wie eine kleine Fee hinzu.

Aber bedenken Sie doch, ich . . .

Ich habe schon bedacht! Halten Sie sich nächsten Sonntag schon ganz früh bereit, zuerst gehen wir in die Kirche, dann auf das Standesamt, und nachher speisen Sie mit

uns und begleiten uns bis an den Wagen, in dem wir, wenn Alles vorbei ist, als Mann und Frau abreisen werden.

Sie verschwand und ließ mich ganz verblüfft stehen; aber Raphael sagte mir am nächsten Tage dasselbe und schwur mir zu, daß es kein Scherz sei, sondern daß Argia mich wirklich zum Zeugen wünsche.

Da ich mich rühme, ein vernünftiger Mann zu sein, beschloß ich, meine Sache gut zu machen. Ich ließ meine Frau sich wundern, so viel sie wollte, und während sie für mein Hemde, meine Cravatte und was weiß ich sonst noch Alles sorgte und der ganzen Nachbarschaft anvertraute, welche Ehre mir wiederfahren sei, blieb ich für mich allein und dachte darüber nach, was ich am Hochzeitstage thun und sagen wollte.

Wir waren fünfzig Personen beim Hochzeitsmahle. Herzöge und Prinzen repräsentirten die Vergangenheit, die Damen waren die Schönheit, die immer die Beherrscherin der Welt ist, und einige Künstler umgaben Raphael, der, mochte man es gern sehen oder nicht, doch immer ein Jünger der Kunst blieb. Ich sah auch einen Abgeordneten, und ich möchte fast sagen, daß er die jetzige Zeit vertreten hätte, aber ich muß offenherzig gestehen, daß er gar nicht nach meinem Geschmacke war. Es war ein großer, dicker Mann, aus lauter Complimenten und Bücklingen zusammengesetzt, der so viel sprach, wie alle Andern zusammengenommen, und über das Schicksal der Welt nur so verfügte, gerade als ob die Nation seine Hausmagd gewesen wäre; aber so wie es sich nicht mehr um Politik handelte, war er verlegner als Ihr gehorsamer Diener, der sich's in den Kopf gesetzt hatte, auch seine Rolle zu spielen.

Possen! werden Sie sagen, und doch schien es mir in

jener Stunde, als ob ich das Volk vorstellte: den unterrichteten und redlichen Arbeiter, der es werth ist, auf gleichem Fuße mit den anderen Ständen zu verkehren, und ich war stolz darauf.

Es wurden viele Gesundheiten getrunken und viele Glückwünsche dargebracht, und endlich sagte mir Raphael:

Nun, Beppe, und du sagst gar nichts? Hast du keinen Wunsch für unser Glück, das doch dein Werk ist?

Da stand ich auf, und während mich Alle neugierig anschauten und vielleicht mit dem guten Willen, mich auszulachen, mir zuhörten, sprach ich mit keckem Muthe ungefähr Folgendes:

Nun wohl, da Sie es wünschen, werde auch ich ein paar Worte aus dem Stegreif sprechen. Den Herrschaften wird es sonderbar vorgekommen sein, daß ein simpler Arbeiter heute an dieser Tafel sitzt. Aber ich habe die Einladung angenommen, einmal, weil ich sie durch einen Engel erhielt, und zweitens, weil es mir recht schien, zu zeigen, daß in unseren Tagen jeder redliche und gebildete Mensch Selbstgefühl haben und sich werth halten kann, als gleich und gleich mit Jedermann zu verkehren. Meine Herren! Das Volk beneidet Sie nicht um Ihre Reichthümer, wie man behauptet, aber es will daß Sie einen kleinen Theil derselben dazu anwenden, für seine Bildung und seine Gesundheit zu sorgen, seine Arbeit ersprießlicher und die Sorge für seine Familie weniger drückend zu machen.

Und wir haben auch noch ein Herz! Wer einen Freund will, suche ihn unter uns; der muthige Soldat geht immer aus unseren Reihen hervor, der Lebensretter seiner Mitbürger ist meistens ein Arbeiter. Raphael, Sie

rühmten sich einst, einer der Unsern zu sein, jetzt sind Sie reich und mächtig. Wollen Sie einen Herzenswunsch von mir hören? Vergessen Sie uns nicht. Werden Sie und Ihre Gattin unsre Wohlthäter, unterrichten Sie unsere Kinder, lehren Sie unsere Frauen, ihre Vorurtheile abzulegen, und uns selbst, uns zu bilden, und unsere Sitten zu bessern. Und Sie, Herr Abgeordneter, bringen Sie bald ein Gesetz ein, durch welches auch wir den Vertreter des Vaterlandes wählen können, oder noch besser, daß wir selbst mit unter Ihnen sitzen und unsre Meinung vorbringen dürfen, zwar nicht in so schönen Worten, wie Sie es thun mögen, aber furchtlos und offen. Und nun weg mit allen nachdenklichen Sachen, und trinken wir Alle auf das Wohl der Neuvermählten und auf eine zahlreiche Nachkommenschaft!

Alle wiederholten diese letzten Worte, und der Eine lachte mich aus, während der Andere mir die Hand drückte und ein Dritter mir ein schiefes Gesicht zog, und meinte, daß wir in einer bösen Zeit lebten, und daß ein gemeiner Mensch, wie ich, hier nicht geduldet werden sollte. Aber ich ließ mich all das nicht anfechten und war froh, offen meine Meinung gesagt zu haben, und dies um so mehr, als der alte Baron zu mir trat, mich auf die Achsel klopfte und mir ins Ohr flüsterte: Bravo, Beppe! Du bist ein Philosoph; wenn Alle wie du wären, könnte man wirklich glauben, das Unrecht sei auf unserer Seite.

Zuletzt begleitete ich die jungen Eheleute, die auf eins ihrer Schlösser gingen, bis an den Wagen. Raphael umarmte mich und schwur mir, daß er meinen Rath beherzigen würde, und Argia fügte hinzu, indem sie ihr Köpfchen an die Brust ihres Mannes lehnte:

Meiſter Beppe, laſſen Sie uns ein wenig Zeit, gönnen Sie uns einen kurzen, ſeligen Honigmond und Sie ſollen ſehen, daß wir nach unſerer Rückkehr uns Ihre Achtung verdienen werden. Nach dieſen Worten warf ſie mir mit ihren roſigen Fingern einen Kuß zu und verſchwand im Innern des Wagens, oder vielmehr zwiſchen zwei Armen, die ſie an ſich drückten.

Als ich nach Hauſe zurückgekehrt war, beſchloß ich, dieſe ſchöne Geſchichte niederzuſchreiben, um mir die böſe Laune zu verſcheuchen, und wenn die jungen Leute Wort halten, wer weiß, ob dann nicht Beppe, der Maurer, Ihnen mit Ihrer Erlaubniß noch eine Geſchichte erzählen kann.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Inhalt.

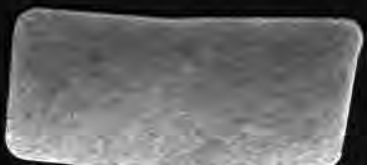
Seite

Edmondo de Amicis (La vita militare. Bozzetti. Firenze. Le Monnier. 1869.)

Carmela 1
Ein Blumenstrauß 49

Enrico Castelnuovo (Racconti e bozzetti. Firenze. Le Monnier. 1872.)

Clarina's Staatsstreich 63
Ein Sonnenstrahl 93
Der Schwager meiner Schwägerin 149

Grazia Pierantoni-Mancini (Dora [u. andere Novellen]. Milano. 1876.)

Das Haus versteckt, aber verliert nichts 219